SCHLEIERMACHER

UND

MENZEL.

...he Bibliothek
Regensburg

Germ. 3949/75

1674

1201

Bibliothek-Ordnung.

I. Jedes Vereinsmitglied, welches ein Buch entlehnt, ist verpflichtet, dasselbe längstens nach Verlauf von 14 Tagen zurückzustellen, oder bei größeren Werken um Verlängerungsfrist nachzusuchen.

II. Wer dies unterläßt, wird durch den Vereinsdiener zur Rückgabe gemahnt und hat hiefür eine Mahngebühr von 10 h. zu entrichten.

III. Jedes Vereinsmitglied, welches Bücher in ruinosem oder beschmutztem Zustande zurückstellt, hat den verursachten Schaden zu tragen und ist daher zum Ersatz des Ankaufspreises des Buches, oder der Kosten des Einbandes anzuhalten. Ein Fortleihen der Bücher an dritte Personen ist unstatthaft.

IV. Lehrlingen und Dienstboten dürfen nur gegen schriftlichen Vorweis des Lehrherrn, bezw. der Herrschaft, Bücher ausgehändigt werden.

National-Bibliothek

der

Deutschen Classiker

Eine Anthologie

in 100 Bänden.

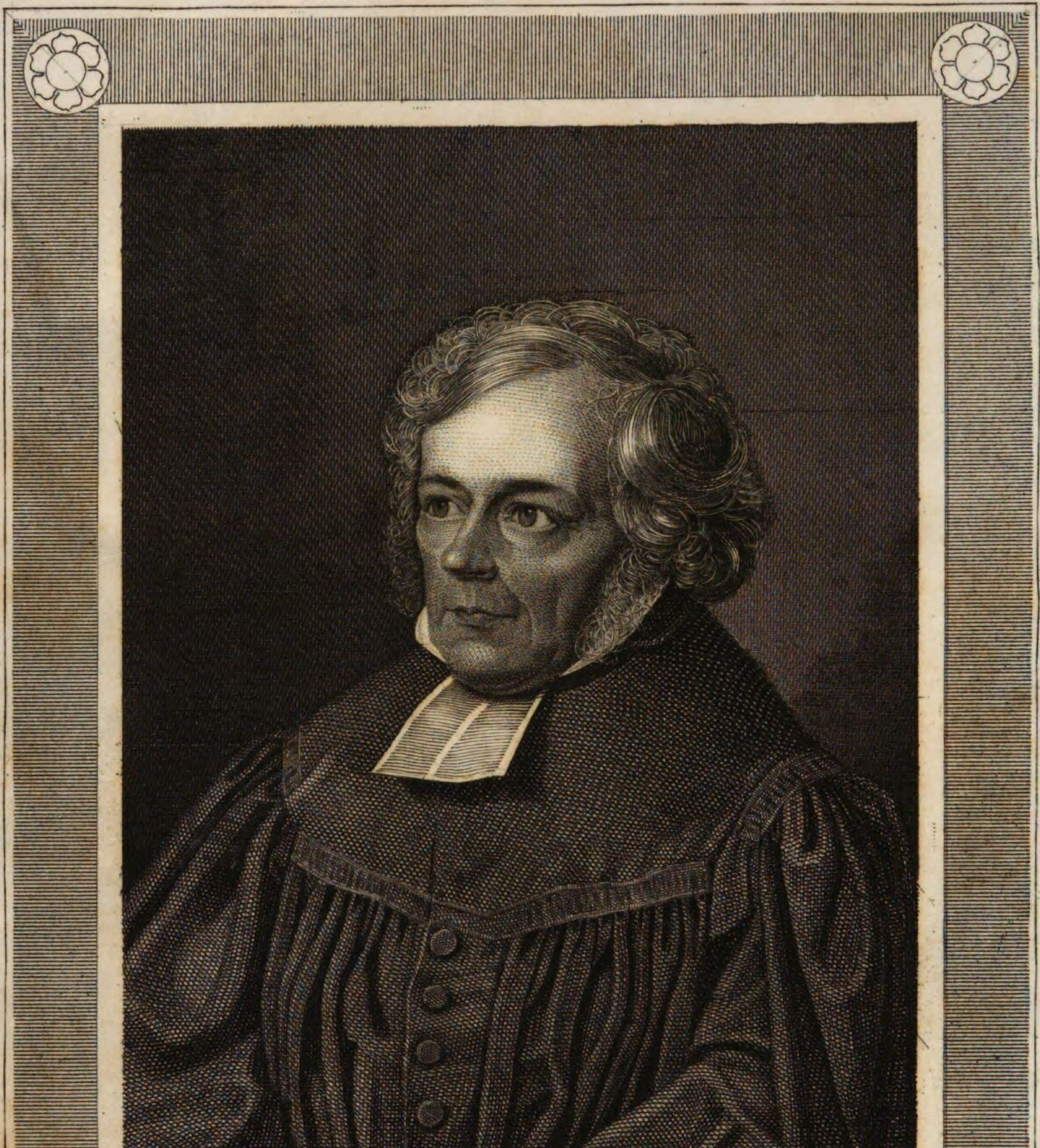
Fünfundsiebenzigster Band.

Friedrich Schleiermacher.

Anhang:

Wolfgang Menzel.





Dr. SCHLEIERMACHER

Nationalbibliothek

der

Deutschen Classiker.

Eine Anthologie

in 150 Bänden.

Fünfundsiebenzigster Band.

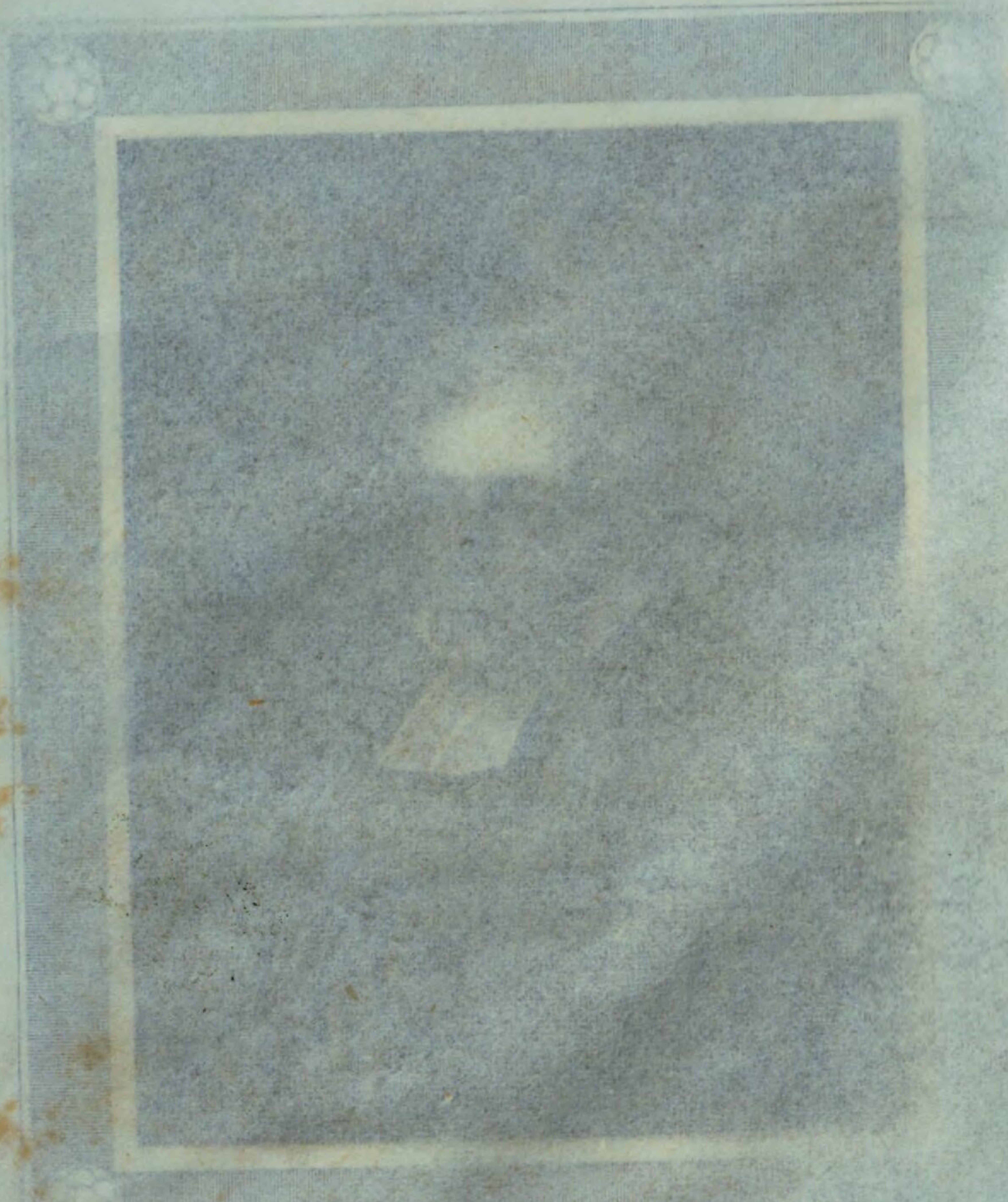
Friedrich Schleiermacher.

Anhang:

Wolfgang Menzel.

Mit Biographien und Schleiermachers Portrait.

Hildburghausen und New-York.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts.



SCHLEIERMA

Nationalbibliothek
der
Deutschen Classiker.

Eine Anthologie

in 100 Bänden.

Fünfundsiebenzigster Band.

Friedrich Schleiermacher.

Anhang:

Wolfgang Menzel.

GEWERBS-VEREIN

Mit Biographien und Schleiermachers Porträt.

Hildburghausen und New=York.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts.

G/65/704

Staatliche Bibliothek
Regensburg

Anthologie

aus

den Werken

von

Friedrich Schleiermacher.

Biographische Skizze.

Friedr. E. Dan. Schleiermacher.

(Geb. 21. Nov. 1768; gest. 12. Febr. 1834.)

Als Mensch und als Gelehrter, als Denker und als Kämpfer für Geistesfreiheit und Humanität gleich ausgezeichnet, ist der Name Schleiermachers einer der geachtetsten und bedeutungsvollsten unsers Jahrhunderts. Zu Breslau geboren, und auf dem Pädagogium zu Niesky gebildet, begann Schleiermacher auf dem Seminar der Brüdergemeinde zu Barby das Studium der Theologie, vollendete es aber zu Halle seit 1787, nachdem er aus dem Verbande der Brüdergemeinde ausgeschieden und in die protestantische Kirche zurückgetreten war. Nach Beendigung der Universitätsstudien nahm er eine Hauslehrerstelle bei dem Grafen Dohna auf Schlobitten in Preußen an und tratt dann in Berlin in das unter Gedike's Leitung stehende Seminar für gelehrte Schulen. Das Jahr 1794 führte ihn ins geistliche Amt; er ward als Hülfsprediger in Landsberg an der Warthe und nach 2 Jahren an dem Charitékrankenhaus in Berlin angestellt. Im Jahr 1802 begab er sich als Hofprediger nach Stolpe, und erhielt 1804 einen Ruf nach Würzburg, den er jedoch ablehnte, um sich für eine preußische Universität zu erhalten. Man gab ihm eine außerordentliche Professur und die Stelle eines Universitätspredigers in Halle. Nach dem Schluß der Universität im Un=

glücksjahr 1806 kehrte Schleiermacher nach Berlin zurück. Mitten unter den feindlichen Bajonnetten suchte er hier mit ungebeugtem Muthe durch öffentliche Vorlesungen für Erweckung und Kräftigung patriotischer Gesinnung zu wirken und arbeitete, von Stein und Humboldt herangezogen, auch im Ministerium für die Angelegenheiten des öffentlichen Unterrichts. Bei der Eröffnung der neuen Universität nahm er an derselben eine Professur an und entwickelte nun seine glänzende Lehrgabe. Die quellende Fülle der Gedanken, die Form, die in schönster Vollendung ihm zu Gebote stand, und vor Allem das durch und durch ethische Streben führte ihm eine Schaar begeisterter Schüler zu, und gern erkannten auch schon gereiftere Theologen ihren Meister in ihm an. Seine Kollegien umfaßten den ganzen Kreis des theologischen Wissens und auch philosophische Disciplinen. Im Jahr 1811 schrieb er seine „Kurze Darstellung des theologischen Studiums", wenige Bogen, aber eine ganze Welt neuer Gedanken. Mit genialer Meisterschaft pflanzte er die Kritik auf den Boden der neutestamentlichen Literatur und wagte zuerst in seinem „Kritischen Sendschreiben über den 1. Brief Timotheus" eine durchgreifende, divinatorische Kritik, gestützt auf eine zusammenhängende Auffassung der paulinischen Schriften. In seiner „Darstellung des christlichen Glaubens nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche" (1821—22) sucht er den richtigen Standpunkt des christlichen Bewußtseyns zwischen Glauben und Wissen festzustellen.

Als ihn die Akademie der Wissenschaften, deren Mitglied er seit 1811 war, zum Sekretär der philosophischen Abtheilung erwählte, benutzte er die Gelegenheit, sich seiner Beschäftigung im Ministerium entbinden zu lassen, da die Schärfe und Entschiedenheit seiner Geistes mehr Widerstand als Eingang fand — und beschränkte sich fortan, theils als Schriftsteller, theils als freigewählter Präsident der Berliner Synode für wichtige und

heilsame Reformen der Kirche zu wirken. Leider wurde die hoffnungsvolle Saat seiner freisinnigen Bemühungen von schweren Schlägen heimgesucht. Die Reaktion trat hervor auf allen Gebieten, so auch auf dem kirchlichen. Schleiermacher, an der Spitze der Opposition, gerieth in eine Reihe heftiger literarischer Fehden, die er mit der scharfgeschliffenen Waffe seines Geistes unerschrocken durchfocht, und als er endlich den Widerstand aufgab, geschah es erst, als er ohne Verletzung seiner Ehre und ohne Nachtheil der Kirche auf Bedinguugen hin einen Waffenstillstand schließen zu können glaubte. Sein Tod, in Folge einer Lungenentzündung eingetreten, erregte allgemeine Theilnahme.

Schleiermachers ethische Natur kam auch in seiner äußern Persönlichkeit und den Verhältnissen des geselligen Lebens zur Erscheinung. Obgleich klein, verwachsen, schwächlich und in der spätern Lebenszeit kränklich, war sein Körper doch immer im Dienste des Geistes, dessen Kraft er widerspiegelte, ein gelenkes Organ. In dem äußerst lebendig durchdringenden Blick, im raschen Gang, in den edlen harmonischen Zügen des Gesichts, in seiner sichern Stimme offenbarte sich stets die rege Thätigkeit und Harmonie seines Innern. In einem hohen Grad beherrschte er seine Affekte. Muth und männliche Freimüthigkeit bewährte er nicht bloß in den Zeiten der Unterdrückung Deutschlands, sondern auch später in der Periode der Karlsbader Beschlüsse verläugnete er nie seine freie politische Gesinnung. — Seine sämmtlichen Werke erschienen, Berlin 1835, in zwei Abtheilungen: „Zur Theologie" und „Zur Philosophie."

heilsame Reformen der Kirche zu wirken. Selber wurde die hoffnungsvolle Saat seiner freisinnigen Bemühungen von schweren Schlägen heimgesucht. Die Reaktion trat hervor auf allen Gebieten, so auch auf dem kirchlichen. Schleiermacher, an der Spitze der Opposition, gerieth in eine Reihe heftiger literarischer Fehden, die er mit der scharfgeschliffenen Waffe seines Geistes unerschrocken durchkämpfte, und als er endlich den Widerstand aufgab, geschah es erst, als er ohne Verletzung seiner Ehre und ohne Nachtheil der Kirche auf Bedingungen hin einen Waffenstillstand schließen zu können glaubte. Sein Tod, in Folge einer Lungenentzündung eingetreten, erregte allgemeine Theilnahme.

Schleiermachers ethische Natur kam auch in seiner äußern Persönlichkeit und den Verhältnissen des geselligen Lebens zur Erscheinung. Ungleich klein, verwachsen, schwächlich und in der spätern Lebenszeit kränklich, war sein Körper doch immer ein Diener des Geistes, dessen Kraft er widerspiegelte, ein geeignetes Organ. In dem äußerst lebendig durchdringenden Blick, im raschen Gang, in den edlen hervorstechenden Zügen des Gesichts, in seiner sichern Stimme offenbarte sich stets die rege Thätigkeit und Harmonie seines Innern. In einem hohen Grade beherrschte er seine Affekte. Muth und männliche Freimüthigkeit bewährte er nicht bloß in den Zeiten der Unterdrückung Deutschlands, sondern auch später in der Periode der Karlsbader Beschlüsse verläugnete er nie seine freie politische Gesinnung. — Seine sämmtlichen Werke erschienen, Berlin 1836, in zwei Abtheilungen: „Zur Theologie" und „Zur Philosophie."

Monologe.

Die Reflexion.

Auch die äußere Welt, mit ihren ewigen Gesetzen wie mit ihren flüchtigsten Erscheinungen, strahlt in tausend zarten und erhabenen Allegorien, wie ein magischer Spiegel, das Höchste und Innerste unsers Wesens auf uns zurück. Welche aber den lauten Aufforderungen ihres tiefen Gefühles nicht gehorchen, welche die leisen Seufzer des gemißhandelten Geistes nicht vernehmen, an diesen gehen auch die wohlthätigen Bilder verloren, deren sanfter Reiz den stumpfen Sinn schärfen soll und spielend belehren. Selbst von dem, was die eigene Willkür erdacht hat, und immer wieder hervorbringen muß, mißverstehen sie die wahre Deutung und die innerste Absicht. So durchschneiden wir die unendliche Linie der Zeit in gleichen Entfernungen, an oft nur willkürlich durch den leichtesten Schein bestimmten Punkten, die für das Leben, weil alles abgemessene Schritte verschmäht, ganz gleichgültig sind, und nach denen nichts sich richten will, weder das Gebäude unserer Werke, noch der Kranz unserer Empfindungen, noch das Spiel unserer Schicksale; und dennoch meinen wir mit diesen Abschnitten etwas mehr als eine Erleichterung für den Zahlenbewahrer, oder ein Fest für den Meßkünstler; bei Jedem knüpft sich daran unvermeidlich der ernste Gedanke, daß eine Theilung des Lebens möglich sey. Aber Wenige dringen ein in die heilige Allegorie, und verstehen den Sinn dieser Verknüpfung, zu welcher die Natur sie auffordert.

Der Mensch kenne nichts als sein Daseyn in der Zeit, und dessen gleitenden Wandel hinab von der sonnigen Höhe in die furchtbare Nacht der Vernichtung. Vorstellung und Empfindung abwechselnd entwickelnd und in einander verschlingend, so meint er, ziehe eine unsichtbare Hand den Faden seines Lebens fort, und drehe ihn jetzt loser, jetzt fester zusammen, und weiter sey nichts. Je schneller ihre Folge, je reicher ihr Wechsel, je harmonischer und inniger ihre Verbindung, desto herrlicher sey das bedeutende Kunstwerk vollendet, und könnten sie seinen ganzen Zusammenhang mechanisch erklären, so ständen sie auf dem Gipfel der Menschheit und des Selbstverständnisses. So nehmen sie den zurückgeworfenen Strahl ihrer Thätigkeit für ihr ganzes Thun, die äußeren Berührungspunkte ihrer Kraft mit dem, was nicht sie ist, für ihr innerstes Wesen, die Atmosphäre für die Welt selbst, um welche sie sich gebildet hat. Wie wollten sie die Aufforderung verstehn, welch ein jener Handlung liegt, der sie nur gedankenlos zusehn. Der Punkt, der eine Linie durchschneidet, ist nicht ein Theil von ihr: er bezieht sich auf das Unendliche eben so eigentlich und unmittelbarer, als auf sie, und überall in ihr kannst du einen solchen Punkt setzen. So auch der Moment, in welchem du die Bahn des Lebens theilst und durchschneidest, soll kein Theil des zeitlichen Lebens seyn: anders sollst du ihn ansehn, und deiner unmittelbaren Beziehungen mit dem Ewigen und Unendlichen bewußt werden; und überall, wo du willst, kannst du einen solchen Moment haben. Dein freue ich mich, erhabene Andeutung der Gottheit in mir, schöne Einladung zu einem unsterblichen Daseyn außerhalb des Gebietes der Zeit und frei von ihren harten Gesetzen! Die aber um den Beruf zu diesem höhern Leben nicht wissen, mitten im Strom der flüchtigen Gefühle und Gedanken, finden ihn auch dann nicht, wenn sie, ohne zu wissen, was sie thun, die Zeit messen und das irdische Leben abtheilen. Wenn sie lieber nichts merk-

ten von dem, was ihnen gesagt werden soll, daß nicht ihr eitles Thun und Treiben so schmerzlich mein Gemüth ergriffe, wenn es der heiligen Einladung zu folgen strebt. Sie wollen doch auch einen Punkt haben, den sie nicht ansehen als flüchtige Gegenwart, nur daß sie nicht verstehn, ihn als Ewigkeit zu behandeln. Oft auf einen Augenblick, bisweilen auf eine Stunde, nun gar auf einen Tag, sprechen sie sich los von der Verpflichtung, so emsig zu handeln, so eifrig Genuß und Erkenntniß anzustreben, wie auch der kleinste Theil des Lebens es sonst von ihnen verlangt, wenn er sie erinnert, daß er eben so bald Vergangenheit seyn wird, als er noch kürzlich Zukunft war. Dann ekelt es sie, Neues wahrnehmen, oder genießen, wirken oder hervorbringen; sie setzen sich ans Ufer des Lebens, aber können nichts thun, als in die tanzende Welle lächelnd hinabweinen. Gleich wilden Barbaren, die am Grabe des Vaters Weiber, Kinder oder Sklaven morden, so schlachten sie am Grabe des Jahres den Tag, der in leeren Phantasien vergeht, ein vergebliches Opfer.

Für den soll es kein Nachdenken und keine Betrachtung geben, der das innere Wesen des Geistes nicht kennt; der soll nicht streben, sich loszureißen von der Zeit, der doch in sich nichts kennt, als was ihr angehört; denn wohin sollte er ihrem Strome entsteigen und was könnte er sich erstreben, als fruchtloses Leiden und Vernichtungsgefühl? Vergleichend wägt der Eine ab Genuß und Sorge der Vergangenheit, und will das Licht, das ihm aus der zurückgelegten Ferne noch nachschimmert, in ein einziges kleines Bild vereinigen, unter dem Brennpunkt der Erinnerung. Ein Anderer schauet an, was er gewirkt, den harten Kampf mit Welt und Schicksal ruft er gern zurück, und froh, daß es noch so geworden, sieht er hie und da auf dem neutralen Boden der gleichgültigen Wirklichkeit ein Denkmal stehen, das er sich aus dem trägen Stoff heraus-

gebildet, obwohl Alles weit hinter seinem Vorsatz zurückgeblieben. Es forscht ein Dritter, was er wohl gelernt, und schreitet stolz im viel erweiterten und wohlgefüllten Magazin der Kenntnisse daher, erfreut, daß sich alles so in ihm zusammendrängt. O kindisches Beginnen der eiteln Einbildung! Es fehlt der Kummer, den die Phantasie gebildet, und den aufzubewahren das Gedächtniß sich geschämt; es fehlt der Beistand, den Welt und Schicksal selbst geleistet, die sie jetzt nur feindlich begrüßen wollen; das Alte, was von dem Neuen verdrängt ward, die Gedanken, die sie unter dem Denken, die Vorstellungen, die sie unter dem Lernen verloren, werden nicht mit in Anschlag gebracht, und niemals ist die Rechnung richtig. Und wäre sie es, wie tief verwundet's mich, daß Menschen denken mögen, dies sey Selbstbetrachtung, dies heiße sich erkennen. Wie elend endet das hochgepriesene Geschäft! die Phantasie ergreift das treue Bildniß der vergangenen Zeit, malt's mit schönern Umgebungen nicht sparsam in den leeren Raum der nächsten Zukunft, und sieht oft seufzend auf das erste noch zurück. So ist die letzte Frucht nur eitle Hoffnung, daß Besseres kommen werde, und die leere Klage, daß dahin sey, was so schön gewesen, und daß der Stoff des Lebens mehr und mehr von Tag zu Tag verrinnend der schönen Flamme bald das Ende zeige. So zeichnet die Zeit mit leeren Wünschen und mit eitlen Klagen brandmarkend schmerzlich ihre Sklaven, die entrinnen wollten, und macht den Schlechtesten dem Besten gleich, den sie eben so sicher sich wieder hascht. Wer statt der Thätigkeit des Geistes, die verborgen in seiner Tiefe sich regt, nur ihre äußere Erscheinung kennt und sieht, wer, statt sich anzuschauen, nur immer von fern und nahe her ein Bild des Lebens und seines Wechsels sich zusammenholt, der bleibt der Zeit und der Nothwendigkeit ein Sklave; was er sinnt und denkt, trägt ihren Stempel, ist ihr Eigenthum, und nie, auch wenn sich selbst er

zu betrachten wähnt, darf er das heilige Gebiet der Freiheit betreten; denn in dem Bilde, was er sich von sich entwirft, wird er sich selbst zum äußern Gegenstande, wie alles andere ihm ist, alles ist darin durch äußere Verhältnisse bestimmt. Wie es ihm erscheint, was er dabei sich denkt und fühlt, alles hängt ab vom Inhalte der Zeit und von desjenigen Beschaffenheit, was ihn berührt hat. Wer mit thierischem Gemüthe nur den Genuß gesucht, dem scheint das Leben arm oder reich, nachdem der angenehmen Augenblicke viel oder wenig verstrichen sind in gleicher Zeit, und dieses Bild betrachtet er mit Wohlgefallen oder nicht, je wie das Gute drin das erste oder letzte war. Wer Schönes bilden oder genießen wollte, hängt ab vom Urtheil über sich, vom Boden, auf dem er stand, und von dem Stoff, den seiner Arbeit das Schicksal vorgelegt. So auch, wer Gutes zu wirken strebte. Es beugen alle sich dem Scepter der Nothwendigkeit und seufzen unter dem Fluch der Zeit, die nichts bestehen läßt.

Wie ihnen beim Leben, so ist mir zu Muthe, wenn mannigfaltiger Töne kunstreiche Harmonie dem Ohr vorbeigerollt und nun verhallt ist, mit dürftigem Nachklang sich die Phantasie zermartert, und die Seele dem nachseufzt, was nicht wiederkehrt. So freilich ist das Leben nur eine flüchtige Harmonie, aus der Berührung des Vergänglichen und des Ewigen entsprungen: aber es ist der Mensch ein bleibendes Werk, der Anschauung ein unvergänglicher Gegenstand. Nur sein innerstes Handeln, in dem sein wahres Wesen besteht, ist frei, und wenn ich dieses betrachte, fühle ich mich auf dem heiligen Boden der Freiheit, und fern von allen unwürdigen Schranken. Auf mich selbst muß mein Auge gekehrt seyn, um jeden Moment nicht nur verstreichen zu lassen als einen Theil der Zeit, sondern als Element der Ewigkeit ihn heraus zu greifen, und in ein höheres freieres Leben zu verwandeln.

Nur für den giebt's Freiheit und Unendlichkeit, der weiß,

was Welt ist und was Mensch, der klar das große Räthsel, wie beide zu scheiden sind, und wie sie in einander wirken, sich gelöst; ein Räthsel, in dessen alten Finsternissen tausend noch untergehn, und sklavisch, weil das eigne Licht verloschen, dem trügerischsten Scheine folgen müssen. Was sie Welt nennen, ist mir Mensch, was sie Mensch nennen, ist mir Welt. Welt ist ihnen stets das erste, und der Geist ein kleiner Gast nur auf der Welt, nicht sicher seines Orts und seiner Kräfte. Mir ist der Geist das erste und das einzige: denn was ich als Welt erkenne, ist sein schönstes Werk, sein selbstgeschaffener Spiegel. Es drücken sie mit Ehrfurcht und mit Furcht danieder, die unendlich großen und schweren Massen des körperlichen Stoffes, zwischen denen sie sich so klein, so unbedeutend scheinen; mir ist das alles nur der große gemeinschaftliche Leib der Menschheit, wie der eigne Leib dem Einzelnen gehört, ihr angehörig, nur durch sie möglich und ihr mitgegeben, daß sie ihn beherrsche, sich durch ihn verkünde. Ihr freies Thun ist auf ihn hingerichtet, um alle seine Pulse zu fühlen, ihn zu bilden, alles in Organe zu verwandeln und alle seine Theile mit der Gegenwart des königlichen Geistes zu zeichnen und zu beleben. Giebt's einen Leib wohl ohne Geist? ist nicht der Leib nur, weil und wann der Geist ihn braucht und seiner sich bewußt ist? Mein freies Thun ist jegliches Gefühl, das aus der Körperwelt hervorzubringen scheint, nichts ist Wirkung von ihr auf mich, das Wirken geht immer von mir auf sie, sie ist nicht etwas von mir Verschiedenes, mir Entgegengesetztes. Darum nenne ich sie auch nicht mit dem Namen Welt, dem hohen Worte, das Allgegenwart und Allmacht in sich schließt. Was Welt zu nennen ich würdige, ist nur die ewige Gemeinschaft der Geister, ihr Einfluß auf einander, ihr gegenseitig Bilden, die hohe Harmonie der Freiheit. Nur das unendliche All der Geister setz ich mir dem Endlichen und Einzelnen entgegen. Dem nur verstatt' ich zu verwandeln und zu

bilden die Oberfläche meines Wesens, um auf mich einzuwirken. Hier, und nur hier, ist der Nothwendigkeit Gebiet. Mein Thun ist frei, nicht so mein Wirken in der Welt, das folget ewigen Gesetzen. Es stößt die Freiheit an der Freiheit sich, und was geschieht, trägt der Beschränkung und Gemeinschaft Zeichen. Ja, du bist überall das erste, heilige Freiheit! du wohnst in mir, in Allen; Nothwendigkeit ist außer uns gesetzt, ist der bestimmte Ton vom schönen Zusammenstoß der Freiheit, der ihr Daseyn verkündet. Mich kann ich nur als Freiheit anschauen; was nothwendig ist, ist nicht mein Thun, es ist sein Widerschein, es ist die Anschauung der Welt, die in der heiligen Gemeinschaft mit Allen ich erschaffen helfe. Ihr gehören die Werke, die auf gemeinschaftlichem Boden mit Andern ich erbaut: sie sind mein Antheil an der Schöpfung, die unsere inneren Gedanken darstellt. Ihr gehören die Gefühle, die bald steigen und bald fallen; ihr die Bilder, die kommen und vergehn, und was sonst wechselnd ins Gemüth die Zeit bringt und hinwegnimmt: sie sind das Zeichen, daß Welt und Geist sich liebevoll begegnet, der Kuß der Freundschaft zwischen beiden, der sich anders immer wiederholt. Dies geht, der Tanz der Horen, melodisch und harmonisch nach dem Zeitmaß; doch Freiheit spielt die Melodie und wählt die Tonart, und alle zarten Uebergänge sind ihr Werk. Sie gehen aus dem innern Handeln und aus dem eignen Sinn des Menschen selbst hervor.

So bist du Freiheit mir in allem das ursprüngliche, das erste und innerste. Wenn ich in mich zurückgeh, um dich anzuschaun, so ist mein Blick auch ausgewandert aus dem Gebiet der Zeit, und frei von der Nothwendigkeit Schranken; es weichet jedes drückende Gefühl der Sklaverei, es wird der Geist sein schöpferisches Wesen inne, das Licht der Gottheit geht mir auf, und scheucht die Nebel weit zurück, in denen jene Sklaven irrend wandern. Wie ich betrachtend mich erkennen und anschaun soll,

hängt nicht mehr ab vom Schicksal oder Glück, noch auch davon, wie viel der frohen Stunden ich geerndtet, oder was zu Stande gekommen ist und feststeht durch mein Thun, und wie die äußere Darstellung dem Willen ist gelungen: das alles ist nur Welt, nicht ich. Es mochte das Handeln, welches ich betrachte, darauf gerichtet seyn, der Menschheit ihren großen Körper zu eignen, ihn zu nähren, die Organe ihm zu schärfen, oder mimisch und kunstreich ihn zu bilden zum Abdruck der Vernunft und des Gemüthes: wie ich ihn bei dem Geschäft zu meinem Dienst schon tüchtig fand, wie leicht zu bildend und zu beherrschend die rohe Masse durch des Geistes Kraft, das ist ein Zeichen von der Herrschaft nur, die schon die Freiheit Aller über ihn geübt, ein Blick auf das, was noch zu thun verbleibt, und nicht ein Maßstab meines Handelns; es ändert nicht die Anschauung von meiner That, das Bild von meinem ganzen Seyn; mich fühl ich darum nicht besser und nicht schlechter, ich finde mich nicht als den Sklaven, dem die Welt die eiserne Nothwendigkeit bezeichnet, was er seyn darf. Wie dem starken gesunden Geist der Schmerz die Herrschaft über seinen Leib nicht gleich entreißet: so fühl auch ich mich frei beseelend und regierend den rohen Stoff, gleichviel ob Schmerz ob Freude folge. Es zeigen beide das innere Leben an, und inneres Leben ist des Geistes Werk und freie That. Und war mein Thun darauf gerichtet, die Menschheit in mir zu bestimmen, in irgend einer endlichen Gestalt und festen Zügen sie darzustellen, und so selbst werdend Welt zugleich zu bilden, indem ich der Gemeinschaft freier Geister ein eignes und freies Handeln darbot: es bleibt dasselbe dem darauf gewandten Blick, ob nun unmittelbar etwas daraus entstand, das gleich mir selbst als Welt begegnet, ob mein Handeln gleich dem Handeln eines Andern sich verband, ob nicht. Mein Thun war doch nicht leer, bin ich nur in mir selbst bestimmter und eigener geworden, so hab ich durch mein

Werden auch Welt gebildet, ob nun früher oder spät das Handeln eines Andern anders und neu auf meines trifft und sichtbare That vermählend stiftet. Nimmer kehr ich traurig von der Betrachtung meiner selbst zurück, und singe dem gebrochenen Willen, dem überwundenen Entschlusse Klagelieder, gleich denen, welche nicht ins Innere dringen, und nur im Einzelnen und Aeußern sich selbst zu finden wähnen.

Klar wie der Unterschied des Innern und Aeußern vor mir steht, weiß ich es, wer ich bin, und finde mich selbst im innern Handeln nur, im Aeußern nur die Welt, und beides weiß der Geist zu unterscheiden, nicht ungewiß wie Jene zwischen beiden schwankend in verwirrungsvoller Dunkelheit. So weiß ich auch, wo Freiheit ist zu suchen und ihr heiliges Gefühl, das dem sich stets verweigert, dessen Blick nur auf dem äußern Thun und Leben der Menschen weilet. Wie sehr er sich vertiefen mag in tausend Irrgängen der Betrachtung sinnend und denkend hin und her, und alles mag erreichen: den Begriff versagt sein Denken ihm. Er folgt nicht nur dem Winke der Nothwendigkeit: in abergläubiger Weisheit, in knechtischer Demuth muß er auch sie suchen, und sie glauben, wo er sie nicht sieht, und Freiheit scheint ihm nur ein Schleier, über die verborgne und unbegriffne Nothwendigkeit betrügerisch gebreitet. So sieht der Sinnliche mit seinem äußern Thun und äußern Denken auch Alles einzeln nur und endlich. Er kann sich selbst nicht anders fassen als einen Inbegriff von flüchtigen Erscheinungen, da immer eine die andere aufhebt und zerstört, die nicht zusammen zu begreifen sind; ein volles Bild von seinem Wesen zerfließt in tausend Widersprüchen ihm. Wohl widerspricht im äußern Wirken das Einzelne dem Einzelnen, das Wirken hebt Leiden auf, das Denken zerstört Empfindung, und das Anschauen bringt unthätige Ruhe dem Willen ab. Im Innern ist alles Eins, ein jedes Handeln ist Ergänzung nur zum andern, in jedem ist das

andere auch enthalten. Drum hebt auch weit über das Endliche, das in bestimmter Folge und festen Schranken sich übersehen läßt, die Selbstanschauung mich hinaus. Es giebt kein Handeln in mir, das ich vereinzelt recht betrachten, und keins, von dem ich sagen könnte, es sey ein Ganzes. Ein jedes Thun stellt mir mein ganzes Wesen dar, nichts ist getheilt, und jede Thätigkeit begleitet die andere; es findet die Betrachtung keine Schranken, muß immer unvollendet bleiben, wenn sie lebendig bleiben will. Mein ganzes Wesen kann ich wieder nicht vernehmen, ohne die Menschheit anzuschauen und meinen Ort und Stand in ihrem Reich mir zu bestimmen; und die Menschheit, wer vermöchte sie zu denken, ohne sich mit dem Denken ins unermeßliche Gebiet und Wesen des reinen Geistes zu verlieren.

Sie ist also die hohe Selbstbetrachtung, und sie ist es allein, was mich in Stand setzt, die erhabene Forderung zu erfüllen, daß der Mensch nicht sterblich nur im Reich der Zeit, auch im Gebiet der Ewigkeit unsterblich, nicht irdisch nur, auch göttlich soll sein Leben führen. Es fließt mein irdisch Thun im Strom der Zeit, es wandeln sich Erkenntniß und Gefühle, und ich vermag nicht eines fest zu halten; es fliegt vorbei der Schauplatz, den ich spielend mir gebildet, und auf der sichern Welle führt der Strom mich Neuem stets entgegen: so oft ich aber ins innere Selbst den Blick zurückwende, bin ich zugleich im Reich der Ewigkeit; ich schaue des Geistes Handeln an, das keine Welt verwandeln, und keine Zeit zerstören kann, das selbst erst Welt und Zeit erschafft. Auch bedarf es nicht etwa der Stunde, die Jahre von Jahren trennt, um mich aufzufordern zum Genuß des Ewigen und das Auge des Geistes zu wecken, welches schlafen kann, wenn auch das Herz schlägt, und die Glieder sich regen. Immer möchte das göttliche Leben führen, wer es einmal gekostet hat: jegliches Thun soll begleiten

der Blick in die Mysterien des Geistes, jeden Augenblick kann der Mensch außer der Zeit leben, zugleich in der höheren Welt.

Es sagen zwar die Weisen selbst, mäßig sollest du dich mit Einem begnügen; Leben sey Eins, und im ursprünglichen und höchsten Denken sich verlieren ein Anderes; indem du getragen werdest von der Zeit geschäftig in der Welt, könnest du nicht zugleich ruhig dich anschauen in deiner innersten Tiefe. Es sagen die Künstler, indem du bildest und dichtest, müsse die Seele ganz verloren seyn in das Werk, und dürfe nicht wissen was sie beginnt. Aber wage es, mein Geist, trotz der verständigen Warnung! eile entgegen deinem Ziele, das ein anderes vielleicht ist, als das ihre. Mehr kann der Mensch als er meint; aber auch dem Höchsten entgegenstrebend, erreicht er nur Einiges. Kann das heiligste innerste Denken des Weisen zugleich ein äußeres Handeln seyn, hinaus in die Welt zur Mittheilung und Belehrung: warum soll denn nicht äußeres Handeln in der Welt, was es auch sey, zugleich seyn können ein inneres Denken des Handelns? Ist das Schauen des Geistes in sich selbst die göttliche Quelle alles Bildens und Dichtens, und findet er nur in sich, was er darstellt im unsterblichen Werk: warum soll nicht bei allem Bilden und Dichten, das immer nur ihn darstellt, er auch zurückschauen in sich selbst? Theile nicht, was ewig vereint ist, dein Wesen, das weder das Thun noch das Wissen um sein Thun entbehren mag, ohne sich zu zerstören! Bewege Alles in der Welt, und richte aus was du vermagst; gieb dich hin dem Gefühl deiner angebornen Schranken, bearbeite jedes Mittel der geistigen Gemeinschaft; stelle dar dein Eigenthümliches, und zeichne mit deinem Geist alles, was dich umgiebt; arbeite an den heiligen Werken der Menschheit, ziehe an die befreundeten Geister: aber immer schaue in dich selbst, wisse was du thust, und in welcher Gestalt dein Handeln einhergeht. Der Gedanke, mit dem sie die Gottheit zu denken meinen,

welche sie nimmer erreichen, hat doch für dich die Wahrheit einer schönen Allegorie auf das, was der Mensch seyn soll. Durch sein bloßes Seyn erhält sich der Geist die Welt, und durch Freiheit giebt er sich die Thätigkeit, die immer ein und dieselbe sein wechsendes Handeln hervorbringt: aber unverrückt schaut er zugleich jene Thätigkeit an, in diesem Handeln immer neu und immer dieselbe, und dies Anschaun ist Unsterblichkeit und ewiges Leben, denn es bedarf der Geist nichts als sich selbst und es vergeht nicht die Betrachtung dem zurückbleibenden Gegenstand, noch stirbt der Gegenstand vor der überlebenden Betrachtung. So haben sie auch gedichtet die Unsterblichkeit, die sie allzugenügsam erst nach der Zeit suchen statt neben der Zeit, und ihre Fabeln sind weiser als sie selbst. Es erscheint ja dem sinnlichen Menschen das innere Handeln nur als ein Schatten der äußern That, und ins Reich der Schatten haben sie die Seele auf ewig gesetzt, und geweint, daß dort unten nur ein dürftiges Bild der frühern Thätigkeit ein dunkles Leben ihr friste: aber klarer als der Olymp ist das, was der dürftige Sinn verbannte in unterirdische Finsterniß, und das Reich der Schatten sey schon hier mir das Urbild der Wirklichkeit. Jenseit der zeitlichen Welt liegt ihnen ja die Gottheit, und die Gottheit anzuschaun und zu loben haben sie den Menschen nach dem Tode auf ewig befreit von den Schranken der Zeit: aber es schwebt schon jetzt der Geist über der zeitlichen Welt, und ihn anzuschaun ist Ewigkeit und unsterblicher Gesänge himmlischer Genuß. Beginne darum schon jetzt dein ewiges Leben in steter Selbstbetrachtung; sorge nicht um das, was vergeht: aber sorge dich selbst nicht zu verlieren, und weine, wenn du dahin treibst im Strome der Zeit, ohne den Himmel in dir zu tragen.

Aussicht.

Ist es wahr, daß wir alle auf Erden abhängig wandeln und ungewiß der Zukunft? daß ein dichter Schleier dem Menschen was er seyn wird verbirgt, und daß des Schicksals blinde Macht, seys auch der höhern Vorsicht fremde Willkür — beides gölte mir in dieser Beziehung gleich — mit unsern Entschlüssen wie mit unsern Wünschen spielt? O freilich, wenn Entschlüsse nur Wünsche sind, so ist der Mensch des Zufalls Spiel! Wenn er nur im Wechsel flüchtiger Empfindungen und einzelner Gedanken, wie die Wirklichkeit sie erzeugt, sich selbst zu finden weiß, wenn er im ungewissen Haben äußerer Gegenstände, im schwindelnden Betrachten des ewigen Wirbels, in dem mit diesem Seyn und Haben auch er sich bewegt, sein ganzes Leben hindurch begriffen ist, und niemals tiefer in sein eignes Wesen dringt; wenn er bald von diesem bald von jenem einzelnen Gefühl geleitet, immer nur Einzelnes und Aeußeres sieht und betreiben und besitzen will, wie ihm die Empfindung des Augenblicks gebietet: dann kann ihm das Schicksal feindselig rauben was er begehrt, und spielt mit seinen Entschlüssen, die ein Spiel zu seyn verdienen; dann mag er klagen über Ungewißheit, denn nichts steht fest für ihn; dann erscheint ihm als ein dichter Schleier die eigne Blindheit, und dunkel muß es ja wohl seyn, wo nicht das Licht der Freiheit scheint; dann muß er freilich, wiewohl vergeblich, weil er beides nur so wähnt wie es nicht gedacht werden kann, sich bestreben zu wissen, ob jener Wechsel der ihn beherrscht, von einem Willen über alle Willen abhängt, oder vom Zusammentreffen vieler Kräfte die neigungslose Wirkung ist. Denn schrecklich muß es den Menschen er-

greifen, wenn er nimmer dazu gelangt sich selbst zu fassen; wenn jeder Lichtstrahl, der in die unendliche Verwirrung fällt, ihm klarer zeigt, er sey kein freies Wesen, sey eben nur ein Zahn in jenem großen Rade, das ewig kreisend sich, ihn und alles bewegt. Nur Hoffnung, immer wieder aller Erfahrung, allem Bewußtseyn zum Trotz erneute Hoffnung auf glücklichen Wechsel oder auf endliches Erbarmen muß seine einzige Stütze seyn.

Willkommen mir, in jedem Augenblick, wo ich die Sklaven zittern sehe, aufs neue willkommen, geliebtes Bewußtseyn der Freiheit! schöne Ruhe des klaren Sinnes, mit der ich heiter die Zukunft, wohl wissend, was sie ist und was sie bringt, mein freies Eigenthum, nicht meine Herrscherin begrüße. Mir verbirgt sie nichts, sie nähert sich ohne Anmaßung von Gewalt. Die Götter nur, die gedichteten, beherrscht ein Schicksal, weil sie in sich nichts zu wirken haben, und die Schlechtesten der Sterblichen, weil sie in sich nichts wirken wollen; nicht den Menschen, der auf sich selbst sein Handeln richtet, wie ihm geziemt. Wo ist die Grenze meiner Kraft? wo denn finge sich an das fürchterliche fremde Gebiet? Unmöglichkeit ist für mich nur in dem, was ausgeschlossen ist durch der Freiheit in mir ursprüngliche That, durch ihre Vermählung mit meiner Natur. Nur das kann ich nicht, was dieser widerspricht: aber wie könnt ich auch wollen, was jenen ersten Willen, durch den ich bin, der ich bin, rückgängig machen müßte! Wem diese Beschränkung als fremde Gewalt erscheint, diese, die seines Daseyns, seiner Freiheit, seines Willens Bedingung und Wesen ist, der ist mir wunderbar verwirrt. — Und fühl ich etwa innerhalb dieser Grenzen mich enger irgendwie beschränkt? Ja, wenn ich, selbst auf dem Gebiet der Sittlichkeit und Bildung, doch den und jenen Erfolg in irgend einem Augenblick bestimmt begehrte; wenn jemals irgend eine einzelne That das Ziel von meinem Wollen wäre: dann könnte sich mir dies Ziel, indem ich es ergreifen

wollte, weit aus den Augen rücken; dann fänd ich unter fremder Herrschaft mich; doch wollt ich auch hierüber das Schicksal verklagen, so verfehlt ich nur den eigentlichen Gegenstand der Schuld, mich selbst. Aber niemals kann es mir so ergehn! Leb ich doch im Bewußtseyn meiner ganzen Natur. Immer mehr zu werden, was ich bin, das ist mein einziger Wille; jede Handlung ist eine besondere Entwicklung dieses Einen Willens; so gewiß ich immer handeln kann, kann ich auch immer auf diese Weise handeln, nichts kommt in die Reihe meiner Thaten, es sey denn so bestimmt. Laß also begegnen, was da wolle! So lange ich auf diesen Zweck alles ausschließend beziehe, jedes äußere Verhältniß aber, jede äußere Gestalt des Lebens mich gleichgültig läßt, ja alle mir gleich werth sind, wenn sie nur meines Wesens Natur ausdrücken, und zu seiner innern Bildung, seinem Wachsthum mir neuen Stoff aneignen; so lange, des Geistes Auge auf dies Ganze allgegenwärtig gerichtet, jedes Einzelne nur in diesem Ganzen, und in diesem alles Einzelne mir erscheint, nie aus dem Bewußtseyn ich verliere, was ich unterbreche, immer auch das noch will, was ich nicht thue, und was ich eben thue, auf alles, was ich will, beziehe: so lange beherrscht mein Wille das Geschick, und wendet Alles, was es bringen mag, zu seinen Zwecken mit Freiheit an. Nie kann solchem Wollen sein Gegenstand entzogen werden, und es verschwindet beim Denken eines solchen Willens der Begriff des Schicksals. Woher entspringt denn jener Wechsel des menschlichen, den sie so drückend fühlen, als eben aus der Gemeinschaft solcher Freiheit? So ist er also der Freiheit Werk und meines. Wie könnt ich ihn für Andre durch mein Thun bereiten helfen, wenn ich nicht auch für mich ihn von den Andern forderte? Ja, ich verlange ihn laut! es komme die Zeit, und bringe wie sie kann zum Handeln, zum Bilden und Aeußern meines Wesens mir mannichfachen Stoff. Ich scheue nichts; gleich gilt mir die

Ordnung, und alles, was äußere Bedingung ist. Was aus der Menschen gemeinschaftlichem Handeln hervorgehen kann, soll alles an mir vorüberziehn, mich regen und bewegen, um von mir wieder bewegt zu werden, und in der Art, wie ichs aufnehme und behandle, will ich immer meine Freiheit finden, und äußernd bilden meine Eigenthümlichkeit.

Ists leere Täuschung etwa? Verbirgt sich hinter solch Gefühl der Freiheit nur die Ohnmacht? So deuten gemeine Seelen, was sie nicht verstehn! Doch das leere Geschwätz der Selbsterniedrigung ist längst für mich verhallt, zwischen mir und ihnen richtet in jedem Augenblick die That. Sie klagen immer, wenn sie die Zeit verstreichen sehen, und fürchten, wenn sie kommt, und bleiben ungebildet, nach wie vor, bei allem Wechsel immer dieselbe gemeine Natur. Wo ist ein einziges Beispiel, an dem sie läugnen dürften, daß anders, was ihnen begegnete, behandelt werden konnte? So wäre mir's leicht sie mitten im Schmerz noch ärger zu zermalmen, und dem zerknirschten Sinn noch das Geständniß auszupressen, daß nur innere Trägheit war, was sie als äußere Gewalt bejammern, oder daß sie nicht wollten, was sie nur gewollt zu haben scheinen möchten; und so die niedrige Beschränkung ihres eignen Bewußtseyns und Willens ihnen zeigend, sie eben dadurch glauben zu lehren an Willen und Bewußtseyn.

Doch mögen sie es lernen oder nicht: daß nichts, was mir begegnet, der eignen Bildung Wachsthum zu hindern, und vom Ziel des Handelns mich zurückzutreiben vermag; der Glaube ist lebendig in mir durch die That. So habe ich, seitdem sich meines Daseyns die Vernunft bemächtiget, seit Freiheit und Selbstbewußtseyn in mir wohnen, die wechselreichen Bahnen des Lebens durchwandelt. Im schönen Genuß der jugendlichen Freiheit hab ich die That vollbracht, hinwegzuwerfen die falsche Maske, frevelnder Erziehung langes mühsames Werk; betrauern

hab ich gelernt das kurze Leben der Meisten, die sich, auch wenn ihnen dasselbe gelungen, doch wieder von neuen Ketten binden lassen; verachten hab ich gelernt das schnöde Bestreben der oft schon in der kräftigsten Lebenszeit kraftlos Abgelebten, die auch der letzten Erinnerung an den kurzen Traum der Freiheit schon verlustig, nicht wissen was der Jugend, die eben anfängt sich ihrer zu erfreun, begegnet, und gern der alten Weise sich getreu erhielten. Im fremden Hause ging der Sinn mir auf für schönes gemeinschaftliches Daseyn; ich sah wie Freiheit erst veredelt und recht gestaltet die zarten Geheimnisse des menschlichen Geschlechts, die dem Ungeweihten immer dunkel bleiben, der sie als Bande der Natur oft mehr nur erträgt als verehrt. Im buntesten Gewühl von allen weltlichen Verschiedenheiten lernt ich den Schein vernichtend in jeder Tracht die gleiche Natur erkennen und die mancherlei Sprachen übertragen, die sie in jedem Kreise sich bildet. Im Anschaun der großen Gährungen, der stillen und der lauten, lernt ich den Sinn der Menschen verstehen, wie sie immer nur an der Schale haften; und in der stillen Einsamkeit, die mir zu Theil ward, habe ich die innere Natur betrachtet, alle Zwecke, die der Menschheit durch ihr Wesen aufgegeben sind, und alle Verrichtungen des Geistes in ihrer ewigen Einheit angeschaut, und in lebendiger Anschauung gelernt das todte Wort der Schulen richtig schätzen. Ich habe Freud und Schmerz empfunden, ich kenne jeden Gram und jedes Lächeln, und was giebts unter Allem, was mich betraf seitdem ich wirklich lebe, woraus ich meinem Wesen nichts Neues angeeignet, und Kraft gewonnen hätte, die das innere Leben nährt?

So sey denn die Vergangenheit mir Bürge der Zukunft; sie ist ja dasselbe, was kann sie mir anderes thun, wenn anders ich derselbe bin? Bestimmt und klar seh ich in den Inhalt meines Lebens vor mir. Ich weiß, wiefern mein Wesen schon

fest in seiner Eigenthümlichkeit gebildet und abgeschlossen ist; durch gleichförmiges Handeln nach allen Seiten mit der ganzen Einheit und Fülle meiner Kraft werd ich mir dies erhalten. Wie sollt ich nicht des Neuen und Mannigfachen mich erfreun, wodurch sich neu und immer anders die Wahrheit mei-Bewußtseyns mir bestätigt? Oder bin ich meiner selbst so sicher, daß ich dessen nicht mehr bedürfte, sondern auf wechsellose Stille gerechten Anspruch hätte? Nein, noch immer sollen Leid und Freude, und was sonst die Welt als Wohl und Wehe bezeichnet, mir gleich willkommen seyn, weil jedes auf eigne Weise diesen Zweck erfüllt und meines Wesens Verhältnisse mir offenbart! Wenn ich nur dies erreiche, was kümmert mich glücklich seyn! — Ich weiß auch was ich mir noch nicht zu eigen gemacht, ich kenne die Stellen wo ich noch in unbestimmter Allgemeinheit schwebend von frühe her den Mangel eigner Ansicht und eigner Regel schmerzlich fühle. Dem allen streckt sich schon lange Zeit die Kraft entgegen; und irgend wann werd ichs mit Thätigkeit und mit Betrachtung umfassen, und innig verbinden mit allem was schon in mir ist. Wissenschaften, ohne deren Kenntniß nie meine Ansicht der Welt vollendet werden kann, sind mir noch zu ergründen. Fremd sind mir noch viele Gestalten der Menschheit! Zeitalter und Völker giebts, die ich nur erst durch fremde Bilder oberflächlich kenne, in deren Denkart und Wesen sich nicht auf eigne Weise die Phantasie versetzt, die keinen bestimmten Platz einnehmen in meiner Anschauung von den Entwickelungen des Geschlechts. Manche von den Thätigkeiten, die in mein eignes Wesen minder gehören, begreif ich noch nicht, und über ihre Verbindungen mit allem was groß und schön ist in der Menschheit, fehlt mir das eigne Urtheil oft. Das Alles werd ich mit einander, nach einander gewinnen; die schönste Aussicht breitet sich vor mir aus. Wie viele edle Naturen, die ganz von mir verschieden die Mensch-

heit in sich bilden, kann ich in der Nähe betrachten! Von wie viel kenntnißreichen Menschen bin ich umgeben, die gastfrei oder eitel in schönen Gefäßen mir ihres Lebens goldne Früchte bieten, und die Gewächse ferner Zeiten und Zonen durch ihre Treue ins Vaterland verpflanzt. Kann mich das Schicksal fesseln, daß ich mich diesem Ziele nicht nähern darf? Kanns mir die Mittel der Bildung weigern, mich entfernen aus der leichten Gemeinschaft mit dem Thun des jetzigen Geschlechtes, und mit der Vorwelt Monumenten? mich weit von der schönen Welt, in der ich lebe, hinaus in öde Wüsteneien schleudern, wo Kunde von der andern Menschheit zu erlangen unmöglich ist, wo in ewigem Einerlei mich die gemeine Natur von allen Seiten eng umschließt, und in der dicken verdorbenen Luft, die sie bereitet, nichts Schönes, nichts Bestimmtes das Auge trifft? Wohl ist es Vielen so geschehen! doch mir kanns nicht begegnen: ich trotze dem, was Tausende gebeugt. Nur durch Selbstverkauf geräth der Mensch in Knechtschaft, und nur den wagt das Schicksal anzufeilschen, der sich selbst den Preis setzt und sich ausbietet. Was lockt den Menschen unstätt von dem Orte weg, wo seinem Geiste wohl ist? Was treibt ihn wohl, mit feiger Thorheit die schönsten Güter von sich zu werfen, wie fremdes Gut im tobenden Sturme der Schiffer auswirft? Es ist der schnöde äußere Gewinn, es ist der Reiz der sinnlichen Begierde, den, schon verdampft, das alte Getränk nicht mehr befriedigt. Wie könnte mir bei meiner Verachtung solcher Schatten dies geschehen! Mit Fleiß und Mühe habe ich mir den Ort errungen, wo ich stehe, mir mit Bewußtsein und Anstrengung die eigne Welt gebildet, in der mein Geist gedeihen kann: wie sollte dies feste Band ein flüchtger Reiz der Furcht oder Hoffnung lösen? wie sollte ein eitler Tand mich aus der Heimath locken, und aus dem Kreise der lieben Freunde?

Doch diese Welt mir zu erhalten und immer genauer zu

verbinden, ist nicht das Einzige, was ich fordere: ich sehne mich nach einer neuen Welt. Manch Bündniß ist noch zu knüpfen, mancher noch unbekannten Liebe neu Gesetz muß mir das Herz bewegen, daß sich zeige, wie sich dies in meinem Wesen zum Anderen fügt. In Freundschaft jeder Art hab ich gelebt; der Liebe süßes Glück hab ich mit heiligen Lippen gekostet, ich weiß, was mir in beiden ziemt, und kenne meiner Schicklichkeit Gesetz: noch aber muß die heiligste Verbindung auf eine neue Stufe des Lebens mich erheben, verschmelzen muß ich mich zu Einem Wesen mit einer geliebten Seele, daß auch auf die schönste Weise meine Menschheit auf Menschheit wirke; daß ich wisse, wie das verklärte höhere Leben nach der Auferstehnng der Freiheit sich in mir bildet, wie erneut der Mensch die neue Welt beginnt. In Vaterrecht und Pflichten muß ich mich einweihn, daß auch die höchste Kraft, die gegen freie Wesen Freiheit übt, nicht in mir schlummre, daß ich zeige, wie wer an Freiheit glaubt, die junge Vernunft bewahrt und schützt, und wie in diesem großen Problem die schönste Verwirrung des Eigenen und des Fremden der klare Geist zu lösen weiß. Wird mich nicht hier gerade beim liebsten Wunsch des Herzens das Schicksal ergreifen? Wird sich hier die Welt nicht rächen für den Trotz der Freiheit, für das übermüthige Verschmähen ihrer Macht? Wo mag sie wohnen, mit der das Band des Lebens zu knüpfen mir ziemt? Wer mag mir sagen, wohin ich wandern soll, um sie zu suchen? denn solch hohes Gut zu gewinnen, ist kein Opfer zu theuer, keine Anstrengung zu groß! Und ob ich sie nun finde frei, oder wenn unter fremdem Gesetz, das sie mir weigert, ob ich vermögen werde, sie mir zu lösen? Und wenn ich sie gewonnen — spielt etwa nicht oft das Unbegreifliche auch mit der süßesten und treusten Liebe, und wehrt, daß nicht dem Gattenrecht der süße Vatername sich beigeselle? Hier steht endlich Jeder an der Grenze

der Willkür und der Mysterien der Natur, über die wir auch nicht wünschen dürfen die Willkür zu erheben. Denn wenn mich früher fremde Freiheit und der Lauf der Welt zu hemmen trachten: dem stell ich mich. Viel vermag da der Mensch, und manches Schwere erringt des Willens Kraft und ernstliches Bestreben. Doch wenn nun Hoffen und Bestreben vergeblich ist; wenn Alles sich mir weigert: bin ich dann vom Schicksal hier besiegt? Hat es dann wirklich der Erhöhung meines innern Lebens sich widersetzt, und meine Bildung zu beschränken vermocht durch seinen Eigensinn? Es hindert nicht der äußern That Unmöglichkeit das innere Handeln; und mehr als mich und sie würd ich die Welt bedauern, die Welt, die wohl ein schönes und seltnes Beispiel mehr verlöre, eine von den Erscheinungen aus tugendlicher Vorzeit oder aus der bessern Zukunft hieher verirrt, an der sie ihre todten Begriffe erwärmen und beleben könnte. Uns, so gewiß einander wir gehören, trägt doch auch unbekannt in unser schönes Paradies die Phantasie. Nicht vergeblich hab ich mancherlei Gestalten des weiblichen Gemüthes gesehn, und ihres stillen Lebens schöne Weisen mir bekannt gemacht. Je weiter ich noch selbst von seinen Grenzen stand, desto sorgsamer nur hab ich der Ehe heiliges Gebiet erforscht; ich weiß was Recht dort ist, was nicht, und alle Gestalten des Schicklichen hab ich mir ausgebildet, wie erst die späte freie Zukunft sie zeigen wird, und welche darunter mir geziemt, weiß ich genau. So kenn ich die auch unbekannt, mit der ich mich fürs Leben aufs innigste vereinigen könnte: und in dem schönen Leben, das wir führen würden, bin ich eingewohnt. Wie ich jetzt traurend in öder Einsamkeit mir manches einrichten und beginnen, verschweigen, versagen und in mich verschließen muß, im Kleinen und Großen: es schwebt mir doch immer lebendig dabei vor, wie das in jenem Leben anders und besser würde seyn. So ists gewiß

Staatliche Bibliothek
Regensburg

auch ihr, wo sie auch seyn mag, die so geartet ist, daß sie mich lieben, daß ich ihr genügen könnte; gleiche Sehnsucht, die mehr als leeres Verlangen ist, enthebt auch sie wie mich der öden Wirklichkeit, für die sie nicht gemacht ist, und wenn ein Zauberschlag uns plötzlich zusammenführte, würde Nichts uns fremd seyn; als wären wir alter süßer Gewohnheit verpflichtet, so anmuthig und leicht würden wir in der neuen Lebensweise uns bewegen. So fehlt uns also nicht, auch ohne jenen Zauberschlag, in uns das höhere Daseyn; für solches Leben und durch dasselbe sind wir doch gebildet, und nur die äußere Darstellung entgeht uns und der Welt.

O wüßten doch die Menschen diese Götterkraft der Phantasie zu brauchen, sie die allein den Geist ins Freie stellt, ihn über jede Gewalt und jede Beschränkung weit hinaus trägt, sie ohne die des Menschen Kreis nur ängstlich enge sich schließt! Wie Vieles berührt denn Jeden im kurzen Lauf des Lebens? Von wie viel Seiten müßte der Mensch nicht unbestimmt und ungebildet bleiben, wenn nur auf das Wenige, was ihn von außen wirklich anstößt, sein innres Handeln ginge? Aber so sinnlich sind sie in der Sittlichkeit, daß sie auch sich selbst nur da recht vertraun, wo ihnen die äußre Darstellung des Handelns Bürgschaft leistet für ihres Bewußtseyns Wahrheit. Umsonst steht in der großen Gemeinschaft der Menschen der, der so sich selbst beschränkt! es hilft ihm nicht, daß ihm vergönnt ist, ihr Thun nnd Leben anzuschaun; vergebens muß er sich über träge Langsamkeit der Welt und ihre matten Bewegungen beklagen. Er wünscht sich immer neue Verhältnisse, von außen immer andre Aufforderungen zum Handeln, und neue Freunde, nachdem die alten was sie konnten auf sein Gemüth gewirkt; und allzulangsam weilt ihm überall das Leben. Und wenn es auch in beschleunigterem Lauf ihn tausend neue Wege führen wollte, könnte denn in der kurzen Spanne Zeit sich die Unendlichkeit

Staatliche Bibliothek Regensburg

erschöpfen? Was so Jene niemals sich erwünschen können, gewinne ich durch das innere Leben der Phantasie. Sie ersetzt mir, was der Wirklichkeit gebricht; jedes Verhältniß, worin ich einen Andern erblicke, mach ich mir durch sie zum eigenen; es bewegt sich innerlich der Geist, gestaltets seiner Natur gemäß, und bildet wie er handeln würde, mit sicherem Gefühle vor. Auf gemeines Urtheil der Menschen über fremdes Seyn und fremde That, das mit todten Buchstaben auch leeren Formeln berechnet wird, ist freilich kein Verlaß; und gar anders als sie vorher geurtheilt haben, handeln sie hernach. Hat aber, wie es seyn muß, wo wahres Leben ist, ein inneres Handeln das Bilden der Fantasie geleitet; und ist so die vorgebildete That des gewohnten innern Handelns reines Bewußtseyn: dann hat das angeschaute Fremde den Geist gebildet, eben als wär es auch in der Wirklichkeit sein Eignes, als hätte er auch äußerlich gehandelt. So nehm ich wie bisher auch ferner kraft dieses innern Handelns von der ganzen Welt Besitz, und besser nutz ich Alles in stillem Anschaun, als wenn jedes Bild in raschem Wechsel auch äußere That begleiten müßte. Tiefer prägt so sich jedes Verhältniß ein, bestimmter ergreift es der Geist, und reiner ist des eignen Wesens Abdruck im freien unbefangenen Urtheil. Was dann das äußere Leben wirklich bringt, ist nur des frühern und reichern innern Bestätigung und Probe; nicht aber ist in das dürftige Maaß von jenem die Bildung des Geistes eingeschränkt. Drum klag ich über des Schicksals Trägheit eben so wenig als über seinen schnellen und krümmungsvollen Lauf. Ich weiß, daß nie mein äußeres Leben von allen Seiten das innere Wesen darstellen und vollenden wird. Nie wird es mir ein großes Verhältniß bieten, wo meine That das Wohl und Weh von Tausenden entschiede, und sichs äußerlich beweisen könnte, wie Alles mir nichts ist gegen ein einziges von den hohen und heiligen Idealen der Vernunft.

Nie werd ich vielleicht in offne Fehde gerathen mit der Welt, und zeigen können, wie wenig Alles, was ihr vergönnt ist zu geben und zu nehmen, den innern Frieden und die stille Einheit meines Wesens stört. Doch hoff ich in mir selbst zu wissen, wie ich auch das behandeln würde, wie zu dem allen schon lange mein Gemüth bereitet und gebildet ist. So leb ich wiewohl in stiller Verborgenheit, dennoch auf dem großen thatenreichen Schauplatz der Welt. So ist der Bund mit der geliebten Seele schon dem Einsamen gestiftet, die schöne Gemeinschaft besteht, und ist der beßre Theil des Lebens. So werd ich auch der Freunde Liebe, die einzige theure Habe, mir gewiß erhalten, was auch mir oder ihnen in Zukunft mag begegnen.

Wohl fürchten die Menschen, daß nicht lange die Freundschaft währe; wandelbar scheint ihnen das Gemüth, es könne der Freund sich ändern, mit der alten Gesinnung fliehe die alte Liebe, und Treue sey ein seltenes Gut. Sie haben Recht; es liebt ja, wenn sie über das Nützliche hinaus noch etwas kennen, doch Einer vom Andern nur den leichten Schein, der das Gemüth umfließt, die oder jene Tugend, die, was sie eigentlich im Innern sey, sie nie erforschen; und wenn in den Verwirrungen des Lebens ihnen das zerfließt, so schämen sie sich nicht, nach langen Jahren noch zu gestehn, sie haben am Menschen sich geirrt. Mir ist nicht schöne Gestalt noch was sonst im ersten Anblick das Herz der Menschen fängt, verliehen: doch webt auch Jeder, der mein Innres nicht durchschaut, sich einen solchen Schein. Da wird an mir ein gutes Herz geliebt wie ich es nicht möchte, ein bescheidenes Wesen was ganz anders in mir ist, als sie meinen, ja Klugheit an, die ich von Herzen verachte. Drum hat auch solche Liebe mich schon oft verlassen; auch gehört sie nicht zu jener Habe, die mir theuer ist. Nur was ich selbst hervorgebracht und immer wieder aufs Neue mir erwerbe, ist für mich Besitz: wie könnt ich zu dem Meinen rechnen,

was nur aus jenem Schein entsteht, den ihr blödsichtig Auge dichtet. Rein weiß ich mich davon, daß ich sie nicht betrüge; aber wahrlich, es soll die falsche Liebe mich auch nicht länger, als ich es tragen mag, verfolgen. Nur eine Aeußerung des innern Wesens, die sie nicht mißverstehen können, kostets mich; nur einmal sie gerade hin auf das geführt, was ich im Gemüth an köstlichsten bewahre, und was sie nicht dulden mögen: so bin ich ledig der Qual, daß sie mich für den ihren halten, daß sie mich lieben, die sich von mir wenden sollten. Gern geb ich ihnen die Freiheit wieder, die in falschem Schein befangen war. Die aber sind mir sicher, die wirklich mich, mein inneres Wesen, lieben wollen: und fest umschlingt sie das Gemüth, und wird sie nimmer lassen. Sie haben mich erkannt, sie schauen den Geist, und die ihn einmal lieben wie er ist, die müssen ihn immer treuer und immer inniger lieben, je mehr er sich vor ihnen entwickelt und immer fester gestaltet.

Dieser Habe bin ich so gewiß als meines Seyns; auch hab ich Keinen noch verloren, der mir je in Liebe theuer ward. Du der du in frischer Blüthe der Jugend mitten im raschen frohen Leben unsern Kreis verlassen mußtest — ja, ich darf anreden das geliebte Bild das mir im Herzen wohnt, das mit dem Leben und der Liebe fortlebt, und mit dem Gram — nimmer hat dich mein Herz verlassen; es hat dich mein Gedanke fortgebildet, wie du dich selbst gebildet haben würdest, hättest du erlebt die neuen Flammen, die die Welt entzünden; es hat dein Denken mit dem meinen sich vereint, und das Gespräch der Liebe zwischen uns, der Gemüther Wechselanschauung hört nimmer auf, und wirket fort auf mich als lebtest du neben mir wie sonst. Ihr Geliebten, die Ihr noch hier nur in der Ferne weilt, und oft von Eurem Geist und Leben ein frisches Bild mir sendet, was kümmert uns der Raum? Wir waren lange bei einander, und waren uns we-

niger gegenwärtig als wir jetzt es sind: denn was ist Gegenwart als Gemeinschaft der Geister? Was ich nicht sehe von Eurem Leben, bild ich mir selbst; Ihr seyd mir nahe bei allem in mir, um mich her, was Euren Geist lebendig berühren muß, und wenig Worte bestätigen mir alles oder leiten auf rechte Spur mich, wo noch Irrthum möglich war. Ihr, die Ihr mich jetzt umgebt in süßer Liebe, Ihr wißt wie wenig die Lust mich quält die Erde zu durchwandeln; ich stehe fest an meinem Ort, und werde nicht verlassen den schönen Besitz, in jedem Augenblick Gedanken und Leben mit Euch tauschen zu können; wo solche Gemeinschaft ist, da ist mein Paradies. Gebietet über Euch ein anderer Gedanke: wohl, es giebt für uns doch keine Entfernung. — Aber Tod? Was ist denn Tod, als größere Entfernung?

Düstrer Gedanke, der unerbittlich jedem Gedanken an Leben und Zukunft folgt! Wohl kann ich sagen, daß die Freunde mir nicht sterben; ich nehm ihr Leben in mich auf, und ihre Wirkung auf mich geht niemals unter; mich aber tödtet ihr Sterben. Es ist das Leben der Freundschaft eine schöne Folge von Akkorden, der, wenn der Freund die Welt verläßt, der gemeinschaftliche Grundton abstirbt. Zwar innerlich hallt ihn ein langes Echo ununterbrochen nach, und weiter geht die Musik! doch erstorben ist die begleitende Harmonie in ihm, zu welcher ich der Grundton war, und die war mein, wie diese in mir sein ist. Mein Wirken in ihm hat aufgehört, es ist ein Theil des Lebens verloren. Durch Sterben tödtet jedes liebende Geschöpf, und wem der Freunde Viele gestorben sind, der stirbt zuletzt den Tod von ihrer Hand, wenn ausgestoßen von aller Wirkung auf die, welche seine Welt gewesen, und in sich selbst zurückgedrängt, der Geist sich selbst verzehrt. Zwiefach ist des Menschen nothwendiges Ende. Vergehen muß, wem so unwiederbringlich das Gleichgewicht zerstört ist zwischen dem innern Le-

ben und äußern Daseyn. Vergehen müßte auch, wem es anders zerstört ist, wer am Ziele der Vollendung seiner Eigenthümlichkeit angelangt, von der reichsten Welt umgeben, in sich nichts mehr zu handeln hätte; ein ganz vollendetes Wesen ist ein Gott, es kann die Last des Lebens nicht ertragen, und hat nicht in der Welt der Menschheit Raum. Nothwendig also ist der Tod, und dieser Nothwendigkeit mich näher zu bringen sey der Freiheit Werk, und sterben wollen können mein höchstes Ziel! Ganz und innig will ich die Freunde umfassen und ihr ganzes Wesen ergreifen, daß jeder mich mit süßen Schmerzen tödten helfe, wenn er mich verläßt; und immer fertiger will ich mich bilden, daß auch so dem Sterbenwollen immer näher die Seele komme. Aus beiden Elementen ist immer der Tod des Menschen zusammengesetzt, und so werden nicht die Freunde alle mich lassen, noch werd ich jemals ganz der Vollendung Ziel erreichen. In schönem Ebenmaß werd ich nach meines Wesens Natur mich ihm von allen Seiten nähern; dies Glück wird mir gesichert durch meine innre Ruhe, und mein Leben. Es ist das höchste für ein Wesen wie meines, daß die innere Bildung auch übergehe in äußere Darstellung, denn durch Vollendung nähert jede Natur sich ihrem Gegensatz. Der Gedanke in einem Werk der Kunst mein inneres Wesen, und mit ihm die ganze Ansicht, die mir die Menschheit gab, zurückzulassen, ist mir die Ahndung des Todes. Wie ich mir der vollen Blüthe des Lebens bewußt zu werden anfing, keimte er auf, jetzt wächst er in mir täglich und nähert sich der Bestimmheit. Unreif, ich weiß es, werd ich ihn aus freiem Entschluß aus meinem Innern lösen, ehe das Feuer des Lebens ausgebrannt ist; ließ ich ihn aber reifen und vollkommen werden das Werk: so müßte dann, sowie das treue Ebenbild erschiene in der Welt, mein Wesen selbst vergehn; es wäre vollendet.

Jugend und Alter.

Wie der Uhren Schlag mir die Stunden, der Sonne Lauf mir die Jahre zuzählt: so leb ich, ich weiß es, immer näher dem Tod entgegen. Aber dem Alter auch? dem schwachen stumpferen Alter auch, worüber Alle so bitter klagen, wenn unvermerkt ihnen verschwunden ist die Lust der frohen Jugend und der innern Gesundheit und Fülle übermüthiges Gefühl? Warum lassen sie verschwinden die goldene Zeit, und beugen dem selbstgewählten Joch seufzend den Nacken? Auch ich glaubte schon einst, daß nicht länger dem Manne geziemten die Rechte der Jugend; leiser und bedächtig wollte ich einhergehen, und durch der Entsagung weisen Entschluß mich bereiten zur trüberen Zeit. Aber es wollten nicht dem Geist die engeren Grenzen genügen, und es gereute mich bald des verkümmerten nüchternen Lebens. Da kehrte auf den ersten Ruf die freundliche Jugend zurück, und hält mich immer seitdem umfaßt mit schützenden Armen. Jetzt, wenn ich wüßte, daß sie mir entflöge, wie die Zeiten entfliehen, ich stürzte mich lieber bald dem Tode freiwillig entgegen, damit nicht die Furcht vor dem sicheren Uebel mir jegliches Gute bitter vergälle, bis ich mir endlich doch durch unfähiges Daseyn ein schlechteres Ende verdient.

Doch ich weiß, daß es nicht also seyn kann: denn es soll nicht. Wie? das geistige Leben, das freie, das ungemeßne müßte mir eher verrinnen als das irdische, welches beim ersten Schlage des Herzens schon die Keime des Todes enthielt? Nicht immer sollte mir mit der vollen gewohnten Kraft aufs

Schöne gerichtet die Phantasie seyn? nicht immer so leicht der heitere Sinn, so rasch zum Guten bewegt und liebevoll das Gemüth? Bange sollt ich horchen den Wellen der Zeit, und sehen müssen, wie sie mich abschliffen und aushöhlten, bis ich endlich zerfiele? Sprich doch Herz, wie viele Male dürfte ich bis das Alles käme noch zählen die Zeit, die mir jetzt eben verging bei dem Jammergedanken? Gleich wenig wären mir, wenn ichs abzählen könnte, Tausende oder Eins. Daß du ein Thor wärest zu weissagen aus der Zeit auf die Kraft des Geistes, dessen Maß jene nimmer seyn kann! Durchwandeln doch die Gestirne nicht in gleicher Zeit dasselbe von ihrer Bahn, sondern ein höheres Maß mußt du suchen um ihren Lauf zu verstehen: und der Geist sollte dürftigern Gesetzen folgen als sie? Auch folgt er nicht. Frühe sucht Manchen das Alter heim, das mürrische, dürftige, hoffnungslose, und ein feindlicher Geist bricht ihm ab die Blüthe der Jugend, wenn sie kaum sich aufgethan; lange bleibt Andern der Muth, und das weiße Haupt heben noch und schmücken Feuer des Auges und des Mundes freundliches Lächeln. Warum soll ich nicht länger noch, als der am längsten dastand in der Fülle des Lebens, mir im glücklichen Kampf abwehren den verborgenen Tod? Warum nicht ohne die Jahre zu zählen und des Körper Verwittern zu sehen, durch des Willens Kraft festhalten bis an den letzten Athemzug die geliebte Göttin der Jugend? Was denn soll diesen Unterschied machen, wenn es der Wille nicht ist? Hat etwa der Geist sein bestimmtes Maaß und Größe, daß er sich ausgeben kann und erschöpfen? Nutzt sich ab seine Kraft durch die That, und verliert etwas bei jeder Bewegung? Die des Lebens sich lange freuen, sind es nur die Geizigen, welche wenig gehandelt haben? Dann träfe Schande und Verachtung jedes frohe frische Alter: denn Verachtung verdient, wer Geiz übet in der Jugend.

Wäre so des Menschen Loos und Maaß: dann möcht ich lieber zusammendrängen was der Geist vermag in engen Raum; kurz möchte ich leben um jung zu seyn und frisch, so lange es währt! Was hilfts die Strahlen des Lichts dünn ausgießen über die große Fläche? es offenbart sich nicht die Kraft und richtet nichts aus. Was hilft Haushalten mit dem Handeln, und Ausdehnen in die Länge, wenn du schwächen mußt den innern Gehalt, wenn doch am Ende deß nicht mehr ist, was du gehabt hast? Lieber gespendet in wenig Jahren das Leben in glänzender Verschwendung, daß du dich freuen könnest deiner Kraft, und übersehen was du gewesen bist. Aber es ist nicht so unser Loos und Maaß; es vermag nicht solch irdisch Gesetz unter seine Formeln zu bannen den Geist. Woran sollte sich brechen seine Gewalt? was verliert er von seinem Wesen, wenn er handelt und sich mittheilt? was giebts das ihn verzehrt? Klarer und reicher fühl ich mich jetzt nach jedem Handeln, stärker und gesunder: denn bei jeder That eigne ich etwas mir an von dem gemeinschaftlichen Nahrungstoffe der Menschheit, und wachsend bestimmt sich genauer meine Gestalt. Ists nur so, weil ich jetzt noch in die Höhe des Lebens hinaufsteige? wohl; aber wann kehrt sich denn plötzlich um das schöne Verhältniß? wann fang ich an durch die That nicht zu werden sondern zu vergehen? und wie wird sich mir verkünden die große Verwandlung? Kommt sie, so muß ich sie erkennen; und erkenne ich sie, so ist mir lieber der Tod, als in langem Elend anzuschaun an mir selbst der Menschheit nichtiges Wesen.

Ein selbstgeschaffnes Uebel ist das Verschwinden des Muthes und der Kraft; ein leeres Vorurtheil ist das Alter, die schnöde Frucht von dem trüben Wahn, daß der Geist abhänge vom Körper! Aber ich kenne den Wahn, und es soll mir nicht seine schlechte Frucht das gesunde Leben vergiften. Bewohnt denn der Geist die Faser des Fleisches, oder ist er eins mit ihr,

daß auch er ungelenk zur Mumie wird, wenn diese verknöchert? Dem Körper bleibe was sein ist. Stumpfen die Sinne sich ab, werden schwächer die Bilder von den Bildern der Welt: so muß wohl auch stumpfer werden die Erinnerung, und schwächer manches Wohlgefallen und manche Lust? Aber ist dies das Leben des Geistes? dies die Jugend, deren Ewigkeit ich anbetete? Wie lange wär ich schon des Alters Sklave, wenn dies den Geist zu schwächen vermöchte! Wie lange hätte ich schon der schönen Jugend das letzte Lebewohl zugerufen! Aber was noch nie mich gestört hat im kräftigen Leben, soll es auch nimmer vermögen. Wozu denn haben Andere neben mir bessern Leib und schärfere Sinne? werden sie mir nicht immer gewärtig seyn zum liebreichen Dienste wie jetzt? Daß ich trauern sollte über des Leibes Verfall, wäre mein letztes! was kümmert er mich? Und welches Unglück wird es denn seyn, wenn ich nun vergesse, was gestern geschah? Sind eines Tages kleine Begebenheiten meine Welt? oder die Vorstellungen des Einzelnen und Wirklichen aus dem engen Kreise, den des Körpers Gegenwart umfaßt, die ganze Sphäre meines innern Lebens? Wer so in niedrigem Sinn die höhere Bestimmung verkennt, wem die Jugend nur lieb war, weil sie dieses besser gewährt, der klage mit Recht über das Elend des Alters! Aber wer wagt es zu behaupten, daß auch die Kraft und Fülle der großen, heiligen Gedanken, die aus sich selbst der Geist erzeugt, abhänge vom Körper, und der Sinn für die wahre Welt von der äußern Glieder Gebrauch? Brauch ich um anzuschaun die Menschheit das Auge, dessen Nerve sich jetzt schon abstumpft in der Mitte des Lebens? Oder muß, auf daß ich lieben könne, die es werth sind, das Blut, das jetzt schon langsam fließt, sich in rascherem Lauf drängen durch die engen Kanäle? Oder hängt mir des Willens Kraft an der Stärke der Muskeln? am Mark gewaltiger Knochen? oder der Muth am Gefühl der Gesundheit? Es betrügt

ja doch die es haben; in kleinen Winkeln verbirgt sich der Tod, springt auf einmal hervor, und umfaßt sie mit spottendem Gelächter. Was schadets denn, wenn ich schon weiß, wo er wohnt? Oder vermag der wiederholte Schmerz, vermögen die mancherlei Leiden niederzudrücken den Geist, daß er unfähig wird zu seinem innersten, eigensten Handeln? Ihnen widerstehen, ist ja auch sein Handeln, und auch sie rufen große Gedanken zur Anwendung hervor ins Bewußtseyn. Dem Geist kann kein Uebel seyn, was sein Handeln nur ändert.

Ja, ungeschwächt will ich ihn in die späteren Jahre bringen, nimmer soll der frische Lebensmuth mir vergehen; was mich jetzt erfreut, soll mich immer erfreuen; stark soll mir bleiben der Wille und lebendig die Phantasie, und nichts soll mir entreißen den Zauberschlüssel, der die geheimnißvollen Thore der höhern Welt mir öffnet, und nimmer soll mir verlöschen das Feuer der Liebe. Ich will nicht sehn die gefürchteten Schwächen des Alters; kräftige Verachtung gelob ich mir gegen jedes Ungemach, welches das Ziel meines Daseyns nicht trifft, und ewige Jugend schwör' ich mir selbst.

Doch verstoß ich auch nicht mit dem Schlechten das Gute? Ist denn das Alter, entgegengestellt der Jugend, nur Schwäche? Was verehren denn die Menschen an den greisen Häuptern, auch an denen, die keine Spur haben von der ewigen Jugend, der schönsten Frucht der Freiheit? Ach oft ist es nichts, als daß die Luft, die sie einathmeten, und das Leben, das sie führten, wie ein Keller war, worin ein Leichnam sich länger erhält ohne die Verwesung zu sehen, und dann verehrt sie als heilige Leiber das Volk. Wie das Gewächs des Weinstocks ist ihnen der Geist, von dem sie glauben, sey es auch schlechter Natur, es werde doch besser und höher geschätzt, wenn es alt wird. Doch nein! sie reden gar viel von den eigenen Tugenden der höheren Jahre, von der nüchternen Weisheit, von der kalten

Besonnenheit, von der Fülle der Erfahrung, und von der bewunderungslosen gelassenen Vollendung in der Kenntniß der bunten Welt. Nur der Menschheit vergängliche Blüthe sey die reizende Jugend; aber die reife Frucht sey das Alter, und was dieses dem Geiste bringt. Dann sey erst aufs höchste geläutert durch Luft und Sonne der Geist, dann in Reife versprechender Gestalt vollendet und zum köstlichen Genuß für die Verständigen bereitet das Innerste der menschlichen Natur. O der nordischen Barbaren, die nicht das schönere Klima kennen, wo zugleich glänzt die Frucht und die Blüthe, und in reichem Wetteifer immer beide sich vereinigen! Ist denn die Erde so kalt und unfreundlich, daß der Geist sich nicht zu dieser höhern Schönheit und Vollendung erheben dürfte? Wohl besitzt nicht Jeder alles Schöne und Gute; aber unter die Menschen sind die Gaben vertheilt, nicht unter die Zeiten. Ein ander Gewächs ist Jeder; aber wie er ist, kann er blühen zugleich und Früchte tragen immerdar. Was sich in Demselben vereinigen kann, das Alles kann derselbe auch neben einander haben und erhalten, kann es und soll es ja auch.

Wie kommt dem Menschen die besonnene Weisheit und die reife Erfahrung? wird sie ihm gegeben von oben herab, und ists höhere Bestimmung, daß er sie nicht eher erhält, als wenn er beweisen kann, daß seine Jugend verblüht ist? Ich fühle, wie ich sie jetzt erwerbe; es ist eben der Jugend treibende Kraft und das frische Leben des Geistes, was sie hervorbringt. Umschaun nach allen Seiten; aufnehmen Alles in den innersten Sinn, besiegen einzelner Gefühle Gewalt, daß nicht die Thräne, seys der Freude oder des Kummers, das Auge der Seele trübe und verdunkle seine Bilder; rasch sich von einem zum andern bewegen, und unersättlich im Handeln auch fremdes Thun noch innerlich nachahmend abbilden: das ist das muntere Leben der Jugend, und eben das ist das Werden der Weisheit und der

Erfahrung. Je beweglicher die Phantasie, je schneller die Thätigkeit des Geistes: desto eher wachsen und werden beide. Und wenn sie geworden sind, dann sollte dem Menschen nicht mehr ziemen jenes muntere Leben, das sie erzeugt hat? Sind sie denn je vollendet die hohen Tugenden? und wenn sie durch die Jugend und in ihr geworden sind, bedürfen sie nicht immer derselben Kraft um noch mehr zu werden und zu wachsen? Aber mit leerer Heuchelei betrügen sich die Menschen um ihr schönstes Gut, und auf den tiefsten Grund der beschränktesten Unwissenheit ist die Heuchelei gebaut. Der Jugend Beweglichkeit, meinen sie, sey das Treiben dessen, der noch sucht, und Suchen zieme nicht mehr dem, der schon an des Lebens Ende steht; er müsse sich schmücken mit weiser Stille, dem verehrten Symbol der Vollendung, mit Ruhe des Herzens, dem Zeichen von der Fülle des Verstandes; so müsse der Mensch einhergehen im Alter, daß er nicht, wenn er noch immer zu suchen scheine, unter dem Gelächter des Spottes über das eitle Unternehmen hinab steigen müsse in den Tod. So jene; aber ihre weise Stille ist nur träge Unbeweglichkeit, und ein leeres ist ihr ruhiges Herz. Nur wer Schlechtes und Gemeines suchte, dem sey es ein Ruhm Alles gefunden zu haben! Unendlich ist, was ich erkennen und besitzen will, und nur in einer unendlichen Reihe des Handelns kann ich mich selbst ganz bestimmen. Von mir soll nie weichen der Sinn, der den Menschen vorwärts treibt, und das Verlangen, das nie gesättigt von dem, was gewesen ist, immer Neuem entgegen geht. Das sey der Ruhm den ich suche, zu wissen, daß unendlich mein Ziel ist und doch nie still zu stehn im Laufe; zu wissen, daß eine Stelle kommt auf meinem Wege die mich verschlingt und doch an mir und um mich nichts zu ändern, wenn ich sie sehe, und doch nicht zu verzögern den Schritt. Darum ziemt es dem Menschen, immer in der sorglosen Heiterkeit der Jugend zu wandeln. Nie werd ich

mich alt dünken, bis ich auch fertig wäre; aber nie werd ich fertig seyn, weil ich weiß und will, was ich soll. Auch kann es nicht seyn, daß des Alters Schöne und der Jugend einan der widerstrebe: denn nicht nur wächst in der Jugend, weshalb sie das Alter rühmen; es nährt auch wieder das Alter der Jugend frisches Leben. Besser gedeiht ja, wie alle sagen, der junge Geist, wenn das reife Alter sich seiner annimmt: so verschönt sich auch des Menschen eigne innere Jugend, wenn er schon errungen hat, was dem Geiste das Alter gewährt. Schneller übersieht was da ist der geübte Blick, leichter faßt Jedes wer schon viel ähnliches kennt, und wärmer muß die Liebe seyn, die aus einem höhern Grade eigener Bildung hervorgeht. So soll mir bleiben der Jugend Kraft und Genuß bis ans Ende. Bis ans Ende will ich stärker werden und lebendiger durch jedes Handeln, und liebender durch jedes Bilden an mir selbst. Die Jugend will ich dem Alter vermählen, daß auch dies habe die Fülle, und durchdrungen sey von der belebenden Wärme. Was ists denn, worüber sie klagen im Alter? Es sind nicht die nothwendigen Folgen der Erfahrung, der Weisheit und der Bildung. Macht der Schatz der bewahrten Gedanken stumpf des Menschen Sinn, daß ihn nicht reizt weder Neues noch Altes? Wird die Weisheit mit ihrem festen Wort zuletzt banger Zweifel, der jedes Handeln zurückhält? Ist die Bildung ein Verbrennungsgeschäft, das in todte Masse den Geist verwandelt? Was sie klagen ist nur, daß ihnen die Jugend fehlt. Und die Jugend, warum fehlt sie ihnen? Weil in der Jugend ihnen das Alter gefehlt hat. Doppelt sey die Vermählung. Jetzt schon sey im starken Gemüthe des Alters Kraft, daß sie Dir erhalte die Jugend, damit später die Jugend Dich schütze gegen des Alters Schwäche. Wie sie es theilen, soll gar nicht das Leben getheilt seyn. Es erniedrigt sich selbst wer zuerst jung seyn will, und dann alt, wer zuerst allein herrschen läßt, was sie rühmen als

jugendlichen Sinn, und dann allein folgen, was ihnen der Geist des Alters scheint; es verträgt nicht das Leben diese Trennung seiner Elemente. Ein doppeltes Handeln des Geistes ist es, das vereint seyn soll zu jeder Zeit; und das ist die Bildung und die Vollkommenheit, daß beider sich immer inniger bewußt werde der Mensch in ihrer Verschiedenheit, und daß er in Klarheit sondere eines jeden eignes Geschäft.

Für die Pflanze selbst ist das Höchste die Blüthe, die schöne Vollendung des eigenthümlichen Daseyns; für die Welt ist ihr Höchstes die Frucht, die Hülle für den Keim des künftigen Geschlechtes, das Geschenk was jedes eigene Wesen darbieten muß, daß die fremde Natur es mit sich vereinigen möge. So ist auch für den Menschen das muntere Leben der Jugend das Höchste, und weh ihm, wenn es von ihm weicht: aber die Welt will, er soll alt seyn, damit Früchte reifen je eher je lieber. Also ordne dir das Leben einmal für immer. Was allzuspät die Menschen erst das Alter lehrt, wohin gewaltsam in ihren Fesseln die Zeit sie führt, das sey schon jetzt aus des kräftigen Willens freier Wahl deine Weise in Allem was der Welt gehört. Wo die Blüthe des Lebens aus freiem Willen eine Frucht ansetzt, da werde sie ein süßer Genuß der Welt; und verborgen liege darin ein befruchteter Keim, der sich einst entwickele zu eignem neuen Leben. Was du der Welt bietest, sey leicht sich ablösende Frucht. Opfre nicht den kleinsten Theil deines Wesens selbst in falscher Großmuth! Laß dir kein Herz ausbrechen, kein Blättchen abpflücken, welches Nahrung dir einsaugt aus der umgebenden Welt! Aber treibe auch nicht zornigen Gemüthes gleich hervor täuschenden Auswuchs, ungestaltet und ungenießbar, wo etwa ein verderbliches Thierchen dich sticht; sondern Alles, was nicht für dich selbst ist Wachsthum der Gestalt oder Bildung neuer Organe, das sey wahre Frucht, aus der innern Liebe des Geistes erzeugt, als freie That seines

jugendlichen Lebens Denkmal. Hat sie aber eignes Leben gewonnen: so trete sie allmählig hervor aus ihren Umhüllungen; und dann werde sie weiter gebildet nach des äußern Handelns Gesetz. Dann sey Klugheit um sie geschäftig und nüchterne Besonnenheit, daß auch wirklich der Welt zu Gute komme, was freigebig die Liebe ihr zugedacht hat. Dann wäge bedachtsam Mittel und Zweck, sorge und schaue umher mit weiser Furcht, halte zu Rathe Kraft und Arbeit, lege hoch an deine Mühe, und harre geduldig und unverdrossen des glücklichen Augenblicks.

Wehe, wenn die Jugend in mir, die frische Kraft, die Alles zu Boden wirft, was sie einzwängen will, der leichte Sinn, der immer weiter strebt, sich je bemengte mit des Alters Geschäft, und mit schlechtem Erfolg auf dem fremden Gebiete des äußeren Thuns die Kraft verschwendete, die sie dem innern Leben entzöge! So mögen nur die untergehen, die den ganzen Reichthum des Lebens nicht kennen, und also mißverstehend den heiligen Trieb jugendlich seyn wollen im äußeren Thun. Im Augenblick soll eine Frucht reifen, wie eine Blüthe sich entfaltet in einer Nacht; es drängt ein Entwurf den andern, und keiner gedeiht; und im raschen Wechsel widersprechender Mittel zerstört sich jedes angefangene Werk. Haben sie so in vergeblichen Versuchen die schöne Hälfte des Lebens verschwendet, und nichts gewirkt noch gethan, wo Wirken und Thun ihr ganzer Zweck war: so verdammen sie den leichten Sinn und das rasche Leben, und es bleibt ihnen allein das Alter zurück, schwach und elend wie es seyn muß, wo die Jugend verscheucht und verzehrt ist. Das sie mir nicht auch fliehe, will ich sie nicht mißbrauchen; sie soll mir nicht dienen auf fremdem Gebiete zu ungebührlichem Geschäft; in den Grenzen ihres Reichs will ich sie halten, daß ihr kein Verderben nahe. Da aber soll sie mir walten jetzt und immer in ungestörter Freiheit; und kein Gesetz, welches nur dem

äußern Thun gebieten darf, soll mir das innere Leben beschränken.

Alles Handeln in mir und auf mich, das der Welt nicht gehört, und nur mein eigenes Werden ist, trage ewig der Jugend Farbe, und gehe fort nur dem innern Triebe folgend in schöner sorgloser Freude. Laß dir keine Ordnung gebieten, wann du anschauen solltest oder begreifen, wann in dich hineingehen oder aus dir heraus! fröhlich jedes fremde Gesetz verschmäht, und den Gedanken verscheucht, der in todten Buchstaben verzeichnen will des Lebens freien Wechsel. Laß dir nicht sagen, dies müsse erst vollendet seyn, dann jenes! Gehe weiter wie und wann es dir gefällt mit leichtem Schritt: lebt doch Alles in dir und bleibt was du gehandelt hast, und findest es wieder wenn du zurückkommst. Laß dir nicht bange machen, was wohl daraus werden möchte, wenn du jetzt dies begönnest oder jenes! Immer wird nichts als du: denn was du wollen kannst, gehört auch in dein Leben. Wolle ja nicht mäßig seyn im Handeln! Lebe frisch immer fort; keine Kraft gehe verloren, als die du ungebraucht in dich zurückdrängst. Wolle ja nicht dies jetzt, damit du hernach wollen könnest jenes! Schäme dich, freier Geist, wenn das eine in dir sollte dienen dem andern; nichts darf Mittel seyn in dir, ist ja eins so viel werth als das Andere; drum was du wirst, werde um sein selbst willen. Thörichter Betrug, daß du wollen solltest was du nicht willst! Laß dir nicht gebieten von der Welt, wann und was du leisten sollest für sie! Verlache stolz die thörichte Anmaßung, muthiger Jüngling, und leide nicht den Druck. Alles ist deine freie Gabe: denn in deinem innern Handeln muß aufgehn der Entschluß ihr etwas zu thun; und thue nichts, als was so dir in freier Liebe und Lust hervorgeht aus dem Innern des Gemüthes. Laß dir keine Grenze setzen in deiner Liebe, nicht Maaß, nicht Art, nicht Dauer! Ist sie doch dein Eigenthum: wer kann sie fordern?

Ist doch ihr Gesetz bloß in dir: wer hat dort zu gebieten? Schäme dich fremder Meinung zu folgen, in dem was das Heiligste ist! Schäme dich der falschen Scham, daß sie nicht verstehen möchten, wenn du den Fragenden sagtest: darum liebe ich. Laß dich nicht stören, was auch äußerlich geschehe, in des innern Lebens Fülle und Freude! Wer wollte vermischen was nicht zusammen gehört, und grämlich seyn in sich selbst? Härme dich nicht, wenn du dies nicht seyn kannst, und jenes nicht thun! Wer wollte mit leerem Verlangen nach der Unmöglichkeit hinsehen, und mit habsüchtigem Auge nach fremdem Gut?

So frei und fröhlich bewegt sich mein inneres Leben! Wann und wie sollte wohl Zeit und Schicksal mich andre Weisheit lehren? Der Welt laß ich ihr Recht: nach Ordnung und Weisheit, nach Besonnenheit und Maaß streb ich im äußern Thun. Warum sollt ich auch verschmähen was sich leicht und gern darbietet, und willig hervorgeht aus meinem innern Wesen und Handeln? Ohne Mühe gewinnt das Alles in reichem Maaße wer die Welt anschaut; aber durch das Anschauen seiner selbst gewinnt der Mensch, daß sich ihm nicht nähern darf Muthlosigkeit und Schwäche: denn dem Bewußtseyn der innern Freiheit und ihres Handelns entsprießt ewige Jugend und Freude. Dies hab ich ergriffen, und lasse es nimmer, und so seh ich lächelnd schwinden der Augen Licht, und keimen das weiße Haar zwischen den blonden Locken. Nichts was geschehen kann, mag mir das Herz beklemmen: frisch bleibt der Puls des innern Lebens bis an den Tod.

Weltansicht.

Dem trüben Alter, meinen sie, seys vergönnt, nur Klagen Raum zu geben über die Welt: verzeihlich sey es, wenn lieber das Auge sich rückwärts wende zur bessern Zeit der vollen Stärke des eignen Lebens. Die fröhliche Jugend müsse froh die Welt anlächeln, müsse nicht achtend des mangelnden, was da ist nutzen, und der Hoffnung süßen Täuschungen gern vertraun. Doch Wahrheit sehe nur der, nur der verstehe die Welt zu richten, welcher zwischen den beiden sich in sicherer Mitte glücklich halte, nicht eitel trauernd noch trüglich hoffend. Doch solche Ruh ist nur der thörichte Uebergang von der Hoffnung zur Betrachtung; und solcher Weisheit Rede nur der dumpfe Wiederhall der gern zurückgehaltenen Schritte, mit denen sie aus der Jugend ins Alter gleiten; solche Zufriedenheit nur verkehrter Höflichkeit Betrug, der nicht die Welt, die ihn ja bald verläßt, zu schmähen scheinen will, noch weniger auf einmal Unrecht geben sich selbst; solch Lob ist Eitelkeit, die sich schämt ihres Irrthums, Vergessenheit, die nicht mehr weiß, was sie begehrte im vorigen Augenblick, und träger Sinn, dem, wenn es Mühe gelten soll, lieber die Armuth gnügt.

Ich habe mir nicht geschmeichelt als ich jung war: so denk ich auch nicht jetzt, nicht jemals der Welt zu schmeicheln. Den nichts Erwartenden konnte sie nicht kränken: so werd auch ich sie nicht aus Rache verletzen. Wenig hab ich gethan um sie zu bilden wie sie ist: so hab ich auch kein Bedürfniß sie vor-

trefflicher zu finden. Allein des schnöden Lobes ekelt mich, das ihr von allen Seiten verschwendet wird, damit wieder das Werk die Meister lobe. Von Verbesserung der Welt spricht so gern das verkehrte Geschlecht, um selbst für besser zu gelten, und über seine Väter sich zu erheben. Und stiege von der schönsten Blüthe der Menschheit wirklich schon der süße Duft empor; wären auf dem gemeinschaftlichen Boden in ungemessener Zahl die Keime der eigenen Bildung über jede Gefahr hinaus gediehen; lebte Alles und freute sich in heiliger Freiheit; umfaßte Alles mit Liebe sich, und trüge wunderbar vereinigt immer neue und wundervolle Früchte: sie könnten nicht glänzender den Zustand der Menschheit preisen. Als hätten ihres gewaltigen Verstandes donnernde Stimmen die Ketten der Unwissenheit gesprengt; als hätten von der menschlichen Natur, die nur als dunkles kaum kennbares Nachtstück abgebildet war, nun endlich sie ein kunstreich Gemälde aufgestellt, wo geheimnißvolles Licht — ach kommts von oben oder von unten her? — Alles wunderbar erleuchtet, daß kein gesundes Auge mehr den ganzen Umriß oder einzelne Züge verfehlen könnte; als hätte ihrer Weisheit Musik die rohe räuberische Eigensucht zum zahmen geselligen Hausthier umgeschaffen, und Künste sie gelehrt: so reden sie von der heutigen Welt: und jeder kleine Zeitraum, der verstrichen, soll reich an neuem Gut gewesen seyn. Wie tief im Innern ich das Geschlecht verachte, das so schamlos als nie ein früheres gethan, sich brüstet, den Glauben kaum an eine bessere Zukunft ertragen kann, und alle, die ihr angehören, schnöde beschimpft, und nur darum dies Alles, weil das wahre Ziel der Menschheit, zu welchem es kaum einen Schritt gewagt, ihm unbekannt in dunkler Ferne liegt!

Ja, wem es genügt, daß nur die Körperwelt der Mensch beherrscht; daß er alle ihre Kräfte erforscht, um zum Dienst des äußern Lebens sie zu gebrauchen; daß nicht der Raum die

Wirkung des Geistes auf die Körper zu gewaltsam lähmt, und schnell des Willens Wink an jedem Ort die Thätigkeit erzeuget, die er fordert; daß Alles sich bewährt als unter den Befehlen des Gedankens stehend, und überall des Geistes Gegenwart sich offenbart; daß jeder rohe Stoff beseelt erscheint, und im Gefühle solcher Herrschaft über ihren Körper die Menschheit sich einer sonst nicht gekannten Kraft und Fülle des sinnlichen Lebens freut, wem das ihr letztes Ziel ist, der stimme mit ein in dieses laute Lob. Mit Recht rühmet der Mensch sich dieser Herrschaft jetzt so, wie ers noch nie gekonnt; denn wie viel ihm auch noch übrig sey, so viel doch ist nun gethan, daß er sich fühlen muß als Herr der Erde, daß ihm nichts Unversuchtes bleiben darf auf seinem eigenthümlichen Boden, und immer enger der Unmöglichkeit Gebiet zusammenschwindet. Die Gemeinschaft, die hiezu mich mit Allen verbindet, fühl ich in jedem Augenblick des Lebens als Ergänzung der eigenen Kraft. Ein Jeder treibt sein bestimmt Geschäft, vollendet des Einen Werk, den er nicht kannte, arbeitet dem Andern vor, der nichts von seinen Verdiensten um ihn weiß. So fördert über den ganzen Erdkreis sich der Menschen gemeinsames Werk, Jeder fühlet fremder Kräfte Wirkung als eigenes Leben, und wie elektrisch Feuer führt die kunstreiche Maschine dieser Gemeinschaft jede leise Bewegung des Einen durch eine Kette von Tausenden verstärkt zum Ziele als wären sie alle seine Glieder, und alles, was sie gethan, sein Werk im Augenblick vollbracht. Ja dies Gefühl gemeinsam erhöhten Lebens wohnt noch lebendiger wohl und reicher in mir, als in Jenen, die so laut es rühmen. Mich stört nicht täuschend ihre trübe Einbildung, daß es so ungleich die genießen, die doch Alle es erzeugen und erhalten helfen. Denn nur durch Gedankenleere, durch Trägheit im Betrachten verlieren sie Alle; von Allen fordert Gewohnheit ihren Abzug, und wo ich immer Beschränkung und Kraft vergleichend

berechne, ich finde überall dieselbe Formel, nur anders ausgedrückt, und gleiches Maß von Genuß verbreitet sich über Alle. Und doch auch so acht ich dies ganze Gefühl gering; nicht etwas besser noch in dieser Art wünscht ich die Welt, sondern es würde mich peinigen wie Vernichtung, wenn dies sollte das ganze Werk der Menschheit seyn, und nur daran unheilig ihre heilige Kraft verschwendet. Nein, meine Forderungen bleiben nicht bescheiden stehen bei diesem bessern Verhältniß des Menschen zu der äußern Welt, und wär es auf den höchsten Gipfel der Vollendung schon gebracht! Wofür denn diese höhere Gewalt über den Stoff, wenn sie nicht fördert das eigene Leben des Geistes selbst? was rühmt ihr euch jener äußern Gemeinschaft, wenn sie nicht fördert die Gemeinschaft der Geister selbst? Gesundheit und Stärke sind wohl ein hohes Gut: aber verachtet ihr nicht jeden, der sie nur braucht zu leerem Gepränge? Ist denn der Mensch ein sinnlich Wesen nur, das auch das höchste Gefühl des leiblichen Lebens, denn sein Leib ist ja die Erde, ihm alles seyn darf? Genügts dem Geiste, daß er nur den Leib bewohne, fortsetzend und vergrößernd ihn ausbilde, und herrschend seiner sich bewußt sey? Und darauf allein geht ja ihr ganzes Streben, darauf gründet sich ihr ungemessener Stolz. So hoch nur sind sie gestiegen im Bewußtseyn der Menschheit, daß von der Sorge für das körperliche Leben und Wohlseyn des Einzelnen sie zur Sorge für das gleiche Wohlbefinden Aller sich erheben. Das ist ihnen Tugend, Gerechtigkeit und Liebe; das ist über die mindre Eigensucht ihr großes Triumphgeschrei; das ist ihnen das Ende aller Weisheit; nur solche Ringe vermögen sie zu zerbrechen in der Kette der Unwissenheit, dazu soll Jeder helfen, es ist nur dazu jegliche Gemeinschaft eingerichtet. O des verkehrten Wesens, daß der Geist alle seine Kräfte dem für Andere widmen soll, was er für sich um bessern Preis verschmäht! O des verschrobenen

Sinnes, dem in so niederm Götzendienste das Höchste gern zu opfern Tugend scheint!

Beuge dich denn o Seele dem herben Schicksal, nur in dieser schlechtern und finstern Zeit das Licht gesehen zu haben. Für dein Bestreben, für dein inneres Thun ist wenig von einer solchen Welt zu hoffen! nicht als Erhöhung, immer nur als Beschränkung deiner Kraft wirst du deine Gemeinschaft mit ihr empfinden müssen. So geht es Allen, die das Bessere kennen und wollen. Nach Liebe dürstet manches Menschen Herz; es schwebt ihm deutlich vor, wie der Freund geartet müßte seyn, mit dem er durch den Tausch des Denkens und Empfindens zur gegenseitigen Bildung und zum erhöhten Bewußtseyn sich verbinden, wie die Geliebte, der er ganz sich geben und volles Leben bei ihr finden könnte: doch wenn er nicht, durch Zufall glücklich, im gleichen Kreise des äußern Lebens auf gleicher Höhe der Gesellschaft sie entdeckt, so seufzen beide wohl vergeblich im gleichen Wunsch das kurze Leben hin. Denn noch immer fesselt den Mensch ja sein äußerer Stand, die Stelle die er in jener dürftigen Gemeinschaft nicht sich erringen kann, nein, die ihm angewiesen wird, und fester hält der Mensch an diesen Banden, als an der mütterlichen Erde die Pflanze hängt. Warum doch? weil es ihnen wenig kostet das höhere geistige Leben hart zu bedrücken, um sicherer, wie sie meinen, das niedere zu genießen. Darum darf noch keine heitere Gemeinschaft gedeihen, kein freies offnes Leben; darum wohnen sie wunderlich fast klostermäßig gesondert in kleinen dumpfen Zellen neben einander mehr, als mit einander; darum scheuen sie jeden großen Verein, nur einen elenden Schein davon zusammensetzend aus vielen kleinen; und wie das Vaterland lächerlich zerstückelt ist, so auch jede einzelne Gesellschaft wieder. Wohl ist manchem der Sinn geöffnet, um das innere Wesen der Menschheit zu ergreifen, verständig ihre verschiedenen Gestalten anzuschauen, oder in sich zu

saugen die Natur und mit Liebe sich einzuschmiegen in ihre Geheimnisse. Doch in öde Wildniß oder in unfruchtbare Ueppigkeit ist er gestellt, wo ewiges Einerlei dem Verlangen des Geistes keine Nahrung giebt; es kränkelt in sich gekehrt die Phantasie, es muß in träumerischem Irrthum sich der Geist verzehren, in mißgestalteten Versuchen erschöpfen die gebärende Kraft; denn kein günstiger Wind trägt ihn in ein besseres Klima liebreich fort, keinen hülfreichen Freund kann er erreichen, dem Beruf es wäre, mit Nahrungsstoff den Dürftigen zu versehen, befruchtend ihm der Erkenntniß Quellen zuzuleiten. Des Schwarzen jammervolles Schicksal, der aus dem väterlichen Lande von den geliebten Herzen fortgerissen, zu niederm Dienst in unbekannter Ferne verdammt ist, täglich legts der Lauf der Welt auch Bessern auf, die zu den unbekannten Freunden in ihre wahre Heimath zu ziehn gehindert, in öder ihnen ewig fremder Nähe bei schlechtem Dienst ihr inneres Leben verzehren. Wohl Manchen drängt innerlich der Trieb kunstreiche Werke zu bilden: doch den Stoff zu sichten, und was unschicklich wäre sorgsam und ohne Schaden herauszusondern, oder wenn in schöner Einheit und Größe der Entwurf gemacht ist, auch die letzte Vollendung und Glätte jedem Theile zu geben, das ist ihm versagt. Gewährt ihm Einer was ihm fehlt, bietet ihm Einer mit Freiheit seinen Vorrath, oder krönt durch seine That das Unvollendete? Nein, vereinzelt muß Jeder stehn und unternehmen was ihm nicht gelingt! der Darstellung der Menschheit, dem Bilden schöner Werke fehlt die Gemeinschaft der Talente, die im äußeren Dienst der Menschheit schon lange gestiftet ist! nur schmerzlich wird dem Künstler das Daseyn der Andern bemerklich, indem an seinem Werk ihr Urtheil tadelt, was ihrem Genius fremd ist, und er erfahren muß, daß des schönen Eignen Wirkung gehemmt wird, weil sie Fremdes verlangen! So sucht vergebens der Mensch für das, was ihm das Größte ist,

in der Gemeinschaft mit den Menschen Erleichterung und Hülfe. Was hie und dort die Erde bringt, beschreiben Tausende; wo irgend eine Sache, deren ich bedarf, zu finden sey, kann ich in einem Augenblick erfahren, im zweiten kann der glückliche sie schon besitzen: doch die Gemüther aufzufinden, durch deren Kraft ihr inneres Leben gedeihen könnte, vermögen nur wenige, dazu giebts keine Gemeinschaft in der Welt; die Menschen, die einander bedürfen, näher sich zu bringen, ist keines Geschäft. Ja Hülfe solcher Art zu fordern, ist Aergerniß und Thorheit den geliebten Söhnen dieser Zeit; und eine höhere mehr innige Gemeinschaft der Geister ahnden, und beschränktem Sinn und kleinen Vorurtheilen zum Trotz sie fördern wollen, ist eitle Schwärmerei. Ungeschickte Begierde soll es seyn, nicht Armuth, was Schranken fühlen läßt, die so uns drücken; strafbare Trägheit nicht Mangel an hülfreicher Gemeinschaft was unzufrieden mit der Welt den Menschen macht, und seinen leeren Wünschen gebietet auf weitem Felde der Unmöglichkeit umherzuschweifen. Unmöglichkeiten nur für den, dessen Blick auf niederer Fläche der Gegenwart nur einen kleinen Horizont bestreicht. Wie müßt ich traurig verzweifeln ob jemals ihrem Ziele die Menschheit näher kommen würde, wenn ich mit blöder Phantasie nur an dem Wirklichen und seinen nächsten Folgen haften müßte.

Es seufzet was zur bessern Welt gehört, in düsterer Sklaverei! Was vorhanden ist von geistiger Gemeinschaft, ist herabgewürdigt zum Dienst der irdischen; nur dieser nützlich wirkt es dem Geiste Beschränkung, thut dem innern Leben Abbruch. Wenn der Freund dem Freunde die Hand zum Bündniß reicht: es sollten Thaten daraus hervorgehn, größer als jeder Einzelne; frei sollte Jeder Jeden gewähren lassen, wozu der Geist ihn treibt, und nur sich hülfreich zeigen wo es jenem fehlt, nicht seinem Gedanken den eignen unterschiebend. So fände Jeder

im Andern Leben und Nahruug, und was er werden könnte, würd er ganz. Wie treiben sie es dagegen in der Welt? Zum irdischen Dienst ist Einer stets dem Andern gewärtig, bereit das eigne Wohlseyn aufzuopfern; Einsicht und Welterfahrung mitzutheilen, gefühlvoll Schmerzen mitzuleiden und zu lindern, ist das Höchste. Doch in der Freundschaft ist immer Feindschaft gegen die innere Natur; absondern wollten sie des Freundes Fehler von seinem Wesen, und was in ihnen Fehler wäre, scheints auch in ihm. So muß jeder von seiner Eigenheit dem Andern opfern, bis beide sich selber ungleich nur einander ähnlich sind, wenn nicht ein fester Wille das Verderben aufhält, das lange zwischen Streit und Eintracht die falsche Freundschaft kränkelt, oder plötzlich abreißt. Verderben dem, der ein weich Gemüth besitzt, wenn ihm ein Freund sich anhängt! Von neuem und kräftigem Leben träumt dem Armen, er freut der schönen Stunden sich, die ihm in süßer Mittheilung vergehn; und merkt nicht wie in eingebildetem Wohlergehen der Geist sich ausgiebt und verschuldet, bis gelähmt von allen Seiten und bedrängt sein inneres Leben sich verliert. So gehn der Bessern Viele umher, kaum noch zu kennen der Grundriß des eignen Wesens, beschnitten von der Freunde Hand, nnd überklebt mit fremdem Zusatz. — Es bindet süße Liebe Mann und Frau, sie gehn den eignen Heerd sich zu erbaun. Wie eigne Wesen aus ihrer Liebe Schooß hervorgehn, so soll aus ihrer Naturen Harmonie ein neuer gemeinschaftlicher Wille sich erzeugen; das stille Haus mit seinen Geschäften, seinen Ordnungen und Freuden soll als freie That dessen Daseyn bekunden. Allein wie muß ich immer und überall das schönste Band der Menschheit so entheiligt sehn! Ein Geheimniß bleibt ihnen was sie thun, wenn sie es knüpfen; Jeder hat und macht sich seinen Willen nach wie vor, abwechselnd herrscht der Eine und der Andere, und traurig rechnet in der Stille Jeder, ob der Gewinn wohl aufwiegt was

er an baarer Freiheit gekostet hat; des Einen Schicksal wird der Andere endlich, und im Anschaun der kalten Nothwendigkeit erlischt der Liebe Gluth. Alle bringt so am Ende die gleiche Rechnung auf das gleiche Nichts. Es sollte jedes Haus der schöne Leib, das schönste Werk einer eignen Seele seyn, und eigne Gestalt und Züge haben; doch fast alle werden sie in stumpfer Einförmigkeit das öde Grab der Freiheit und des wahren Lebens. Macht sie ihn glücklich, lebt sie ganz für ihn? macht er sie glücklich, ist er ganz Gefälligkeit? Macht beide Nichts so glücklich, als wo Einer dem Andern sich aufopfern kann? O quäle mich nicht, Bild des Jammers, der tief hinter ihrer Freude wohnt, des nahen Todes Zeichen, der ihnen diesen letzten Schein des Lebens, sein gewohntes Gaukelspiel nur vormalt! — Wo sind vom Staat die alten Mährchen der Weisen? wo ist die Kraft die diese höchste Entwicklung des Daseyns dem Menschen geben, das Bewußtseyn das Jeder haben soll, ein Theil zu seyn von des Vaterlandes Vernunft und Phantasie und Stärke? Wo ist die Liebe zu diesem höhern selbstgeschaffenen Daseyn, die lieber das enge persönliche Bewußtseyn opfern als jenes verlieren will, die lieber das Leben wagt, als daß das Vaterland gemordet werde? Wo ist die Vorsicht, welche sorgsam wacht, daß auch Verführung ihm nicht nahe, und sein Gemüth verderbe? Wo ist der eigne Charakter jedes Staates, und wo die Werke, durch die er sich verkündet? So fern ist dies Geschlecht von jeder Ahndung, was diese Seite der Menschheit wohl bedeuten mag, daß sie von einem bessern Organismus der Gesellschaft träumen, gerade wie von einem Ideal des Menschen, daß wer im Staate lebt, es sey der neuen oder der alten einer, in seine Form gern Alle gießen möchte, daß der Weise in seinen Werken ein Muster für die Zukunft niederlegt, und hofft es werde doch einmal zu ihrem Heil die ganze Menschheit es als ein Symbol verehren; daß Alle glauben, der sey

der beste Staat, den man am wenigsten empfindet und der auch das Bedürfniß, daß er da seyn müsse, am wenigsten empfinden läßt. Wer so das herrlichste Kunstwerk des Menschen, wodurch er auf die höchste Stufe sein Wesen stellen soll, nur als ein nothwendiges Uebel betrachtet, als ein unentbehrliches Maschinenwerk um seine Gebrechen zu verbergen und unschädlicher zu machen, der muß ja das nur als Beschränkung fühlen, was ihm den höchsten Grad des Lebens zu gewähren bestimmt ist.

Und dieses ist so großer Uebel schnöder Ursprung, daß nur für äußere Gemeinschaft der Sinnenwelt Sinn bei den Menschen zu finden ist, und daß nach dieser sie Alles messen und modeln wollen. In der Gemeinschaft der Sinnenwelt muß immer Beschränkung seyn; es muß der Mensch, der seinen Leib durch äußeren Besitz fortsetzen und vergrößern will, dem Andern ja auch den Raum vergönnen das Gleiche zu thun; wo Einer steht, da ist des Andern Grenze, und nur darum dulden sie es gelassen, weil sie doch die Welt nicht könnten allein besitzen, weil sie doch des Andern Leib und Besitz auch brauchen können. Darauf ist Alles andere auch gerichtet: vermehrten äußern Besitz des Habens und Wissens, Schutz und Hülfe gegen Schicksal und Unglück, vermehrte Kraft im Bündniß zur Beschränkung der Andern: das nur suchet und findet der Mensch von Heute in Freundschaft, Ehre und Vaterland; nicht Hülfe und Ergänzung der Kraft zur eignen Bildung, nicht Gewinn an neuem inneren Leben. Hieran vielmehr hindert ihn jegliche Gemeinschaft, die er eingeht vom ersten Bande der Erziehung an, wo schon der junge Geist, statt freien Spielraum zu gewinnen und Welt und Menschheit in ihrem ganzen Umfang zu erblicken, nach fremden Gedanken beschränkt und früh schon zu des Lebens langer Knechtschaft gewöhnt wird. O mitten im Reichthum beklagenswerthe Armuth! Hülfloser Kampf des Bessern, der die Sittlichkeit und Bildung sucht, mit dieser Welt die statt

deren nur Recht und Gebot erkennt, statt Lebens nur todte Formeln bietet, statt freien Handelns nur Regel und Gewohnheit liebt, und hoher Weisheit sich rühmt, wenn irgend eine veraltete Form sie glücklich bei Seite schafft, und etwas Neues gebärt, was Leben scheint, doch allzu bald selbst wieder Formel seyn wird und todte Gewohnheit. Was könnte mich retten, wärst du nicht göttliche Phantasie, und gäbest mir der bessern Zukunft sichere Ahndung!

Ja, Bildung wird sich aus der Barbarei entwickeln, und Leben aus dem Todtenschlaf! da sind sie schon, die Elemente des besseren Seyns. Nicht immer wird die höhere Kraft verborgen schlummern; es weckt der Geist sie früher oder später, der die Menschheit beseelt. Wie jetzt die Bildung der Erde für den Menschen erhaben ist über jene wilde Herrschaft der Natur, da noch schüchtern der Mensch vor jeder Äußerung ihrer Kräfte floh: nicht weiter kann doch die selge Zeit der wahren Gemeinschaft der Geister entfernt von diesen Kinderjahren der Menschheit seyn. Nichts hätte der rohe Sklave der Natur geglaubt von solcher künftiger Herrschaft über sie, noch hätte er begriffen, was die Seele des Sehers, der davon geweissagt, so bei dieser Ahndung hob; denn es fehlte ihm an der Vorstellung sogar von solchem Zustand, nach dem er keine Sehnsucht fühlte: so begreift auch nicht der Mensch von Heute, wenn Jemand ihm andere Zwecke vorhält, von andern Verbindungen und einer andern Gemeinschaft der Menschen redet, er faßt nicht was man Besseres und Höheres wollen könne, und fürchtet nicht, daß jemals etwas kommen werde, was seinen Stolz und seine träge Zufriedenheit so tief beschämen müßte. Wenn aus jenem Elend, das kaum die ersten Keime des bessern Zustandes auch dem durch den Erfolg geschärften Auge zeigt, dennoch das gegenwärtige hochgepriesene Heil hervorging: wie sollte nicht aus unserer verwirrten Unbildung, in der das Auge, welches der

schon sinkende Nebel ganz nah umfließt, die ersten Elemente der bessern Welt erblickt, sie endlich selbst hervorgehn, das erhabene Reich der Bildung und der Sittlichkeit. Sie kommt! Was sollt ich zaghaft die Stunden zählen, welche noch verfließen, die Geschlechter, welche noch vergehn? Was kümmert mich die Zeit, an welche doch mein innres Leben sich nicht gefesselt fühlt?

Der Mensch gehört der Welt an, die er machen half, diese umfaßt das Ganze seines Wollens und Denkens, nur jenseit ihrer ist er ein Fremdling. Wer mit der Gegenwart zufrieden lebt, und Anderes nicht begehrt, der ist ein Zeitgenosse jener frühen Halbbarbaren, welche zu seiner Welt den ersten Grund gelegt; er lebt von ihrem Leben die Fortsetzung, genießt zufrieden die Vollendung dessen, was sie gewollt, und das Bessere, was sie nicht umfassen konnten, umfaßt auch er nicht. So bin ich der Denkart und dem Leben des jetzigen Geschlechts ein Fremdling, ein prophetischer Bürger einer spätern Welt, zu ihr durch lebendige Phantasie und starken Glauben hingezogen, ihr angehörig jede That und jeglicher Gedanke. Gleichgültig läßt mich, was die Welt, die jetzige, thut oder leidet; tief unter mir scheint sie mir klein, und leichten Blickes übersieht das Auge die wenn gleich großen verworrenen Kreise ihrer Bahn. Aus allen Erschütterungen im Gebiete des Lebens und der Wissenschaft stets wieder auf denselben Punkt zurückkehrend und die nämliche Gestalt erhaltend, zeigt sie deutlich ihre Beschränkung und ihres Bestrebens geringen Umfang. Was aus ihr selbst hervorgeht, das vermag nicht sie weiter zu fördern, das bewegt sie immer nur im alten Kreise: und ich kann dessen mich nicht erfreun, es täuscht mich nicht mit leerer Erwartung jeder günstge Schein. Doch wo ich einen Funken des verborgenen Feuers sehe, das früh oder spät das alte verzehren und die Welt erneuen wird, da fühl ich mich in Lieb und Hoffnung hingezogen wie zu den geliebten Zeichen der fernen Heimath.

Auch wo ich stehe, soll man in fremdem Licht die heilige Flamme brennen sehen, den abergläubigen Knechten der Gegenwart eine schauerliche Mahnung, den Verständigen ein Zeugniß von dem Geiste der da waltet. Es nahe sich in Liebe und Hoffnung jeder, der wie ich der Zukunft angehört, und durch jegliche That und Rede eines Jeden schließe sich enger und erweitere sich das schöne freie Bündniß der Verschworenen für die bessere Zeit.

Doch auch dies erschwert so viel sie kann die Welt, und verhindert jedes Erkennen befreundeter Gemüther, trachtend die Saat der bessern Zukunft zu verderben. Die That, die aus dem reinsten Gedanken entsprungen ist, giebt tausendfacher Deutung Raum; es muß geschehen, daß oft das schlichteste Handeln im Geist der Sittlichkeit verwechselt wird mit dem verworrenen Sinn der Welt. Zu Viele schmücken sich mit falschem Schein der Bessern, als daß man Jedem, wo sich Besseres ahnden läßt, vertrauen dürfte; schwergläubig weigert sich mit Recht dem ersten Scheine der, welcher Brüder im Geiste sucht; so gehn oft Gleichgesinnte einander unerkannt vorüber, weil des Vertrauens Kühnheit Zeit und Welt danieder drücken. Drum fasse Muth und hoffe! Nicht du allein stehst eingewurzelt in den tiefen Boden, der spät erst Oberfläche wird; es keimet überall die Saat der Zukunft! Fahr immer fort zu spähen wo du kannst, noch Manchen wirst du finden, noch Manchen erkennen, den du lange vielleicht verkannt. So wirst auch du von Manchem noch erkannt: der Welt zum Trotz verschwindet endlich Mißtraun und Argwohn, wenn immer das gleiche Handeln wiederkehrt, und gleiche Ahndung oft das fromme Bruderherz ermahnt. Nur kühn den Stempel des Geistes jeder Handlung eingeprägt, damit die Nahen dich finden; nur kühn hinaus in die Welt geredet des Herzens Meinung, daß auch die Fernen dich hören.

Es dient freilich der Zauber der Sprache auch mehr der

Welt als uns. Der Welt bietet sie genaue Zeichen und schönen Ueberfluß für Alles was in ihrem Sinn gedacht wird und gefühlt; sie ist der reinste Spiegel der Zeit, ein Kunstwerk, worin ihr Geist sich zu erkennen giebt. Uns ist sie noch roh und ungebildet, ein schweres Mittel der Gemeinschaft. Wie lange hindert sie den Geist zuerst, daß er nicht kann zum Anschauen seiner selbst gelangen! Durch sie gehört er schon der Welt eh er sich findet, und muß sich langsam erst aus ihren Verstrickungen entwinden; und ist er dann trotz alles Irrthums und verkehrten Wesens, das sie ihm angelehrt, zur Wahrheit hindurchgedrungen: wie ändert sie dann betrügerisch den Krieg, und hält ihn eng umschlossen, daß er Keinem sich mittheilen, von Keinem Nahrung empfangen kann. Lange sucht er im vollen Ueberfluß, ehe er ein unverdächtiges Zeichen findet, um unter dessen Schutz die innersten Gedanken abzusenden: gleich fangen es die Feinde auf, fremde Deutung legen sie hinein, und vorsichtig zweifelt der Empfänger, wem es wohl ursprünglich angehöre. Wohl manche Antwort kommt herüber aus der Ferne dem Einsamen; doch muß er zweifeln, ob sie das bedeuten soll, was er faßt, ob Freundes Hand ob Feindes sie geschrieben. Daß doch die Sprache gemeines Gut ist für die Söhne des Geistes und für die Kinder der Welt! daß doch so lehrbegierig diese sich stellen nach der hohen Weisheit! Doch nein, gelingen soll es ihnen nicht, uns zu verwirren oder einzuschrecken! Dies ist der große Kampf um die geheiligten Paniere der Menschheit, welche wir der bessern Zukunft den folgenden Geschlechtern erhalten müssen; der Kampf, der alles entscheidet, aber er ist auch ein sicheres Spiel, das über Zufall und Glück erhaben, nur durch Kraft des Geistes und wahre Kunst gewonnen wird.

Es soll die Sitte der innern Eigenthümlichkeit Gewand und Hülle seyn, zart und bedeutungvoll sich jeder edlen Gestalt anschmiegend, und ihrer Glieder Maaß verkündend jede Bewe-

gung schön begleiten. Nur dies edle Kunstwerk mit Heiligkeit behandelt, nur es immer durchsichtiger und feiner gewebt, und immer dichter an sich es gezogen: so wird der künstliche Betrug sein Ende finden müssen, so wird es bald sich offenbaren, wenn unheilige, gemeine Natur in edler hoher Gestalt erscheinen will. Der Kenner unterscheidet bei jeder Regung auch der verhüllten Glieder Wuchs und Kraft, vergeblich bildet trügerischen leeren Raum das magische Gewand, denn leicht entflattert es bei jedem raschen Schritte, und zeigt das innere Mißverhältniß an. So soll und wird der Sitte Beständigkeit und Ebenmaß ein untrüglich Merkmal von des Geistes innerm Wesen und der geheime Gruß der Bessern werden. Abbilden soll die Sprache des Geistes innersten Gedanken; seine höchste Anschauung, seine geheimste Betrachtung des eignen Handelns soll sie wiedergeben, und ihre wunderbare Musik soll deuten den Werth den er auf jedes legt, die eigne Stufenleiter seiner Liebe. Wohl können Andre die Zeichen, die wir dem höchsten widmeten, mißbrauchen, und dem Heiligen, das sie andeuten sollen, ihre kleinlichen Gedanken unterschieben und ihre beschränkte Sinnesart: doch anders ist des Weltlings Tonart als des Geweihten; anders als dem Weisen reihen sich dem Knechte der Zeit die Zeichen der Gedanken zu einer andern Melodie; etwas anderes erhebt dieser zum Ursprünglichen, und leitet davon ab, was ihm unbekannter und ferner liegt. Bilde nur jeder seine Sprache sich zum Eigenthum und zum kunstreichen Ganzen, daß Ableitung und Uebergang, Zusammenhang und Folge der Bauart seines Geistes genau entsprechen, und die Harmonie der Rede den Accent des Herzens, der Denkart Grundton wiedergebe. Dann giebts in der gemeinen noch eine heilige und geheime Sprache, die der Ungeweihte nicht vermag zu deuten noch nachzuahmen, weil nur im Innern der Gesinnung der Schlüssel liegt zu ihren Charakteren; ein kurzer Gang nur aus dem Spiele

der Gedanken, ein paar Accorde nur aus seiner Rede werden ihn verrathen.

O wenn nur so an Sitte und Rede sich die Weisen und Guten erkennen möchten! wäre die Verwirrung nur gelöst, gezogen die Scheidewand, käme zum Ausbruch erst die innere Fehde: so würde der Sieg auch nahn, aufgehn die schönre Sonne; denn auf die bessre Seite müßte sich neigen der jüngern Geschlechter freies Urtheil und unbefangener Sinn. Verkündet doch nur bedeutungsvolle Bewegung des Geistes Daseyn, Wunder nur bezeugen eines Götterbildes Ursprung. Und so müßte sichs offenbaren, daß es am Bewußtseyn des innern Handelns fehlt, wo schöne Einheit der Sitte mangelt, wo sie nur als kalte Verstellung da ist, als übertünchte Unförmlichkeit; daß der von eigner Bildung nichts weiß, noch je das Innnere der Menschheit in sich angeschaut hat, dem das feste Grundgestein der Sprache ans Licht gefördert aus dem Innern zu kleinen Bruchstücken verwittert, dem der Rede Kraft, die tief das Innere ergreifen soll, in leere Unbedeutsamkeit und flache Schönheit sich auflöst, und ihre hohe Musik in müßige Schallkünstelei, die nicht vermag des Geistes eignes Wesen darzustellen. Harmonisch in einfacher schöner Sitte leben kann kein Anderer, als wer die abgestorbenen Formeln hassend nach eigner Bildung trachtet, und so der künftigen Welt gehört; ein wahrer Künstler der Sprache kann kein Anderer werden, als wer freien Blikkes sich selbst beschaut, und des innern Wesens der Menschheit sich bemächtiget hat.

Aus dieser Gefühle stiller Allmacht, nicht aus frevelhafter Gewaltsamkeit vergeblichen Versuchen, muß endlich die Ehrfurcht vor dem Höchsten, der Anfang eines bessern Alters hervorgehn. Sie zu befördern sey mein Trachten in der Welt! so will ich meiner Schuld mich gegen sie entladen, so meinem Beruf genü-

gen. So einiget sich meine Kraft dem Wirken aller Auserwählten, und mein freies Handeln hilft die Menschheit fortbewegen auf der rechten Bahn zu ihrem Ziel.

Prüfungen.

Es scheuen die Menschen in sich selbst zu sehn, und knechtisch erzittern Viele, wenn sie endlich länger nicht der Frage ausweichen können, was sie gethan, was sie geworden, wer sie sind. Aengstlich ist ihnen das Geschäft, und ungewiß der Ausgang. Sie meinen, leichter könne ein Mensch den andern kennen, als sich selbst; sie glauben nur würdige Bescheidenheit zu zeigen, wenn sie nach der strengsten Untersuchung sich noch den Irrthum in der Rechnung vorbehalten. Doch ist es nur der Wille, der den Menschen vor sich selbst verbirgt; das Urtheil kann nicht irren, wenn er anders den Blick nur wirklich auf sich wendet. Aber das ist es, was sie weder können noch mögen. Es halten das Leben und die Welt sie ganz gebunden, und absichtlich das Auge beschränkt, um ja nichts anders wahrzunehmen, erblicken sie stets von sich nur trüben Schatten, gauklerischen Widerschein. Den Andern zwar kann ich nur aus seinen Thaten kennen, denn niemals tritt sein inneres Leben selbst vor mein Auge. Was eigentlich er strebte, kann ich unmittelbar nie wissen; nur die Thaten vergleich ich unter sich, und darf unsicher nur vermuthen, worauf die Handlung wohl in ihm gerichtet war, und

welcher Geist ihn trieb. Doch Schmach, wer auch sich selbst nur wie der Fremde den Fremden betrachtet! wer auch um sein eignes innres Leben nicht weiß, und wunder wie klug sich dünket, indem er nur den letzten auf äußere That gerichteten Entschluß belauschet, mit dem Gefühl das ihn begleitet, mit dem Begriff der ihm unmittelbar voranging, ihn zusammenstellt! Wie will der je den Andern oder sich erkennen? was kann beim Schluß vom Aeußern auf das Innere die schwankende Vermuthung leiten, dem der auf nichts unmittelbar Gewisses bauend mit lauter unbekannten Größen rechnen will? Ein stetes Vorgefühl des Irrthums erzeugt ihm Bangigkeit; die dunkle Ahndung, er sey selbst verschuldet, beengt das Herz; und unstät schweifen die Gedanken aus Scheu vor jenem kleinen Antheil des Selbstbewußtseyns, den leider herabgewürdigt zum Zuchtmeister er bei sich tragen, und ungern öfters hören muß.

Wohl haben sie Ursach zu besorgen, wenn sie redlich das innere Thun, das ihrem Leben zum Grunde lag, erforschten, sie möchten oft nicht die Vernunft darin erkennen, und möchten das Gewissen, dieses Bewußtseyn der Menschheit, schwer verletzet sehen: denn wer sein letztes Handeln nicht betrachtet hat, kann auch nicht Bürgschaft leisten, ob er beim nächsten noch bewähren wird, daß er der Menschheit angehöre, und ihrer werth sich zeigen. Den Faden des Selbstbewußtseyns hat ein solcher seys niemals angesponnen, seys wieder zerrissen, hat sich einmal nur der äußern Vorstellung, dem niederen Gefühl ergeben, und dem entsagt, worin am deutlichsten die höhere Natur sich zeigt; wie kann er wissen, ob er nicht in plumpe Thierheit ist hinabgestürzt? Die Menschheit in sich selbst betrachten, und wenn man einmal sie gefunden, nie den Blick von ihr verwenden, dies ist das einzige sichere Mittel, aus ihrem heiligen Gebiet nie zu verirren, und nie das edelste Gefühl des eignen Selbstes zu vermissen. Dies ist die innige und nothwendige,

nur Thoren und Menschen trägen Sinnes unerklärte und geheimnißvolle Verbindung zwischen Thun und Schauen. Ein wahrhaft menschlich Handeln erzeugt das klare Bewußtseyn der Menschheit in mir, und dies Bewußtseyn läßt kein anderes als der Menschheit würdiges Handeln zu. Wer sich zu dieser Klarheit nie erheben kann, den treibt vergeblich dunkle Ahndung nur umher; vergebens wird er erzogen und gewöhnt, sinnt sich tausend hülfreiche Künste aus, und faßt Entschlüsse, um sich gewaltsam wieder hinein zu drängen in die verlassene Gemeinschaft: es öffnen sich die heiligen Schranken nicht, er bleibt auf ungeweihtem Boden, und kann nicht der gereizten Gottheit Verfolgungen entgehen, und dem schmählichen Gefühle der Verbannung aus dem Vaterlande. Eitler Tand ists immer und leeres Beginnen, im Reich der Freiheit Regeln geben und Versuche machen. Ein einziger freier Entschluß gehört dazu ein Mensch zu seyn: wer den einmal gefaßt, wirds immer bleiben; wer aufhört es zu seyn, ists nie gewesen.

Mit stolzer Freude denk ich noch der Zeit, da ich das Bewußtseyn der Menschheit fand, und wußte, daß ich nun nie es mehr verlieren würde. Von innen kam die hohe Offenbarung, durch keine Tugendlehren und kein System der Weisen hervorgebracht: das lange Suchen, dem nicht dies, nicht jene genügen wollten, krönte ein heller Augenblick; die Freiheit löste die dunklen Zweifel durch die That. Ich darf es sagen, daß ich nie seitdem mich selbst verloren. Was sie Gewissen nennen, kenne ich so nicht mehr; so straft mich kein Gefühl, so braucht mich keines zu mahnen. Auch streb ich nicht seitdem nach der und jener Tugend, und freue mich besonders dieser oder jener Handlung, wie jene, denen nur im flüchtigen Leben einzeln und bisweilen ein zweifelhaftes Zeugniß der Vernunft erscheint. In stiller Ruhe, in wechselloser Einfalt führ ich ununterbrochen das Bewußtseyn der ganzen Menschheit in mir. Gern und leichtes

Herzens seh ich oft mein Handeln im Zusammenhang und sicher, daß ich nirgend etwas, was die Vernunft verläugnen müßte, finden werde.

Wenn dies das Einzige wäre, was ich von mir fordere: wie lange könnt ich mich zur Ruhe begeben, und vollendet das Ende suchen! Denn unerschüttert fest steht die Gewißheit, und es würde mir strafwürdige Feigheit scheinen, die mein Sinn nicht kennt, wenn ich von langer Lebenszeit erst vollere Bestätigung erwarten, und bange zweifeln wollte, ob nicht doch etwas sich ereignen könnte, was im Stande wäre mich hinabzustürzen von der Höhe der Vernunft zu thierischer Verworrenheit und sinnlicher Vereinzelung. Aber Zweifel sind auch mir noch mitgegeben; es ward ein anderes und höheres Ziel mir vorgesteckt, als jenes erreicht war, und bald stärker bald schwächer es im Auge habend, weiß nicht immer die Selbstbetrachtung, auf welchem Wege ich mich ihm nähere, auf welchem Punkt des Weges ich stehe und schwankt im Urtheil Doch wird es sicherer und bestätigt sich mehr, je öfter ich wiederkehre zur alten Untersuchung. Wär aber auch Gewißheit mir noch so fern, ich wollte doch nur schweigend suchen und nicht klagen: denn stärker als der Zweifel ist die Freude, gefunden zu haben was ich suchen soll, und dem gemeinen Wahn entronnen zu seyn, der viele der Besseren zeitlebens täuscht, und sie verhindert, zur rechten Höhe des Lebens sich empor zu schwingen. Lange genügte es auch mir, nur die Vernunft gefunden zu haben: und die Gleichheit des Einen Daseyns als das Einzige und Höchste verehrend glaubte ich, es gebe nur Ein Rechtes für jeden Fall, es müsse das Handeln in Allen dasselbe seyn, und nur wiefern doch Jedem seine eigne Lage, sein eigner Ort gegeben sey, unterscheide sich Einer vom Andern. Nur in der Mannigfaltigkeit der äußern Thaten offenbare sich verschieden die Menschheit; der innere Mensch, der

Einzelne sey nicht ein eigenthümlich gebildet Wesen, sondern überall ein jeder an sich dem andern gleich.

So besinnt sich nur allmählig der Mensch, und nicht vollkommen Alle! Wenn einer die unwürdige Einzelheit des sinnlichen thierischen Lebens verschmähend das Bewußtseyn der allgemeinen Menschheit gewinnt, und vor der Pflicht sich niederwirft, vermag er nicht sogleich auch zu der höhern Eigenheit der Bildung und der Sittlichkeit empor zu blicken, und die Natur, die durch die Freiheit ausgebildet mit ihr ganz eins geworden, zu schauen und zu verstehn. In unbestimmter Mitte schwebend erhalten sich die Meisten, und zeigen zwar wirklich alle Bestandtheile der Menschheit; aber wie das Gestein, dem Ruhe nicht ward noch Raum zur eigenthümlichen Gestaltung sich zu krystallisiren, nur als rohe Masse erscheint: so alle die, welche den Gedanken der Eigenthümlichkeit des Einzelwesens nicht gefaßt. Mich hat er ergriffen. Nicht lange beruhigte mich das Gefühl der Freiheit allein; ich fragte, warum doch die Persönlichkeit und die Einheit des fließenden, vergänglichen Bewußtseyns in mir; und es drängte mich ein höheres sittliches zu suchen, dessen Bedeutung sie wäre. Mir wollte nicht genügen, daß die Menschheit nur da seyn sollte, als eine gleichförmige Masse, die zwar äußerlich zerstückelt erschiene, doch so, daß alles innerlich dasselbe sey. Es nahm mich Wunder, daß die besondere geistige Gestalt der Menschen ganz ohne innern Grund auf äußere Weise nur durch Reibung und Berührung sich sollte zur zusammengehaltnen Einheit der vorübergehenden Erscheinung bilden.

So ist mir aufgegangen, was seitdem am meisten mich erhebt; so ist mir klar geworden, daß jeder Mensch auf eigne Art die Menschheit darstellen soll, in eigner Mischung ihrer Elemente, damit auf jede Weise sie sich offenbare, und Alles wirklich werde in der Fülle des Raumes und der Zeit, was

irgend verschiedenes aus ihrem Schooße hervorgehn kann. Mich hat vorzüglich dieser Gedanke emporgehoben und gesondert von dem geringeren und ungebildeten das mich umgiebt; ich fühle mich durch ihn ein einzeln gewolltes also auserlesenes Werk der Gottheit, das besonderer Gestalt und Bildung sich erfreuen soll; und die freie That, zu der dieser Gedanke gehört, hat versammelt und innig verbunden zu einem eigenthümlichen Daseyn die Elemente der menschlichen Natur. Hätt ich stets seitdem das Eigene in meinem Thun auch so bestimmt gefühlt und so beharrlich es betrachtet, wie ich immer das Menschliche in mir geschaut; wär ich jedes Handelns und Beschränkens, das Folge ist von jener freien That, mir eigens bewußt geworden, und hätte ich unverrückt auch jeder Aeußerung der Natur bei ihrer weitern Bildung recht zugesehen: so könnt ich auch darüber keinen Zweifel hegen, welches Gebiet der Menschheit mir angehöre, und wo von meiner Ausdehnung und meinen Schranken der gemeinschaftliche Grund zu suchen sey: den ganzen Inhalt meines Wesens müßt ich genau ermessen, auf allen Punkten meine Grenzen kennen, und prophetisch wissen, was ich noch seyn und werden kann. Allein nur schwer und spät gelangt der Mensch zum vollen Bewußtseyn seiner Eigenthümlichkeit; nicht immer wagt er's darauf hinzusehn, und richtet lieber das Auge auf den Gemeinbesitz der Menschheit, den er liebend und dankbar schon länger fest hält, ja zweifelt oft, ob ihm gebühre sich als eignes Wesen wieder gewissermaßen loszureißen aus der Gemeinschaft, und ob er nicht Gefahr laufe wieder zurückzusinken in die alte strafwürdige Beschränktheit auf den engen Kreis der äußern Persönlichkeit, das Sinnliche verwechselnd mit dem Geistigen, und spät erst lernt er recht das höchste Vorrecht schätzen und gebrauchen. So muß das unterbrochene Bewußtseyn lange schwankend bleiben; das eigenste Bestreben der Natur wird oftmals nicht

bemerkt, und wenn am deutlichsten sich ihre Schranken offenbaren, gleitet das Auge nur allzu leicht oft an den Umrissen vorbei, und hält da nur das unbestimmte, gemeinsame fest, wo eben in der Verneinung sich das eigne zeigt. Zufrieden darf ich damit seyn, wie weit der Wille die Trägheit schon gezähmt, und wie die Uebung den Blick geschärft, dem wenig mehr entgeht. Wo ich jetzt, was es sey, nach meinem Geiste und Sinne betreibe, da stellt die Phantasie zum deutlichsten Beweise der inneren Bestimmtheit noch tausend Arten vor, wie ohne der Menschheit Gesetze zu verletzen, anders gehandelt werden konnte, in anderm Geist und Sinn; ich denke mich in tausend Bildungen hinein, um desto deutlicher die eigene zu erblicken.

Doch weil noch nicht vollendet das Bild in allen Zügen vor mir steht, und weil noch nicht ein immer ununterbrochener Zusammenhang des hellen Selbstbewußtseyns mir für seine Wahrheit bürgt, darf auch noch nicht in immer gleicher und ruhiger Haltung die Selbstbetrachtung gehn; absichtlich muß sie öfter sich das ganze Thun und Streben und die Geschichte meines Selbst vergegenwärtigen, und darf der Freunde Meinung, die ich gern ins Innere schauen lasse, nicht überhören, wenn ihre Stimme von dem eignen Urtheil abweicht. Zwar schein ich mir derselbe noch zu seyn, der ich gewesen, als mein besseres Leben anfing, nur fester und bestimmter. Wie sollt auch wohl der Mensch, nachdem er einmal zum unabhängigen und eigenen Daseyn gelangt ist, mitten im Werden und Sichbilden plötzlich eine andere Richtung nehmen in sich selbst? oder wie sollt es ihm begegnen, ohne daß er's wüßte? Was uns nicht selten so erscheint, ist doch gewiß entweder nur Schein, der auf dem Wechsel der äußern Gegenstände beruht, oder es ist Berichtigung unserer früheren Ansicht, und enthüllt uns tiefer eines Menschen inneres Wesen, den wir vorher zu flüchtig falsch beurtheilt.

Vor allem aber mich selbst habe ich entweder nie verstanden, oder ich bin noch jetzt der ich zu seyn geglaubt; und jeder scheinbare Widerspruch muß mir, wenn die Betrachtung ihn gelöst, nur um so sicherer zeigen, wo und wie die letzten Enden meines Wesens verborgen und zur Harmonie verbunden sind.

Von allen Gegensätzen im Beruf und Thun der Menschen, in denen sich zugleich die Verschiedenheit ihrer Naturen bekundet, tritt immer noch dieser mir, was mich betrifft, am stärksten entgegen. Die Menschheit in sich zu einer entschiedenen Gestalt durch wechselreiches Handeln bilden, und sie kunstreiche Werke verfertigend äußerlich so darstellen, daß jeder, was man zeigen wollte, erkennen muß, dieses beides ist zu sehr zweierlei, als daß es Vielen könnte in gleichem Maaße beschieden seyn. Wer freilich noch in dem äußern Vorhof der Sittlichkeit sich aufhält, und als Neuling, aus Furcht sich zu beschränken, noch fester Bestimmung abhold ist, der wird gern beides in rohen Versuchen durch einander werfen, in beiden wenig leistend; und so schwankt auch das Leben der meisten Menschen von einer zu der andern Seite. Doch wer schon tiefer eingedrungen ist in das Heiligthum der Sittlichkeit, wird bald dem einen vorzugsweise nachstreben, und nur sparsame Gemeinschaft bleibt ihm übrig mit dem andern. Erst am Ende scheinen sich beide Bahnen einander wieder zu nähern, so daß beides zu vereinen nur eine solche Vollkommenheit vermag, die selten der Mensch erreicht. Wie könnte mir's zweifelhaft erscheinen, welche von beiden ich gewählt? So ganz entschieden vermied ich immer mich um das zu mühen, was den Künstler macht, so sehnsuchtsvoll ergriff ich Alles, was der eignen Bildung frommt, und ihre Bestimmung beschleunigt und befestigt, daß hier kein Zweifel bleibt. Es jagt der Künstler von allem, was Zeichen und Symbol der Menschheit werden kann, mit ungetheilter Liebe einem nach; der wühlt den Schatz der Sprachen durch, das

Chaos der Töne bildet der zur Welt; der sucht geheimen Sinn und Harmonie im schönen Farbenspiele der Natur; in jedem Werk, das sich ihnen darstellt, ergründen sie den Eindruck aller Theile, des Ganzen Zusammenfassung und Gesetz, und freuen sich des kunstreichen Gefäßes mehr oft als des köstlichen Gehaltes, den es darbeut. Dann bilden sich in ihnen neue Gedanken zu neuen Werken, sie nähren heimlich sich im Gemüth und wachsen in stiller Verborgenheit gepflegt. Es rastet nimmer der Fleiß, es wechseln Entwurf und Ausführung. Es bessert immer allmählig die Uebung unermüdet, das reifere Urtheil zügelt und bändigt die Phantasie, so geht des Künstlers bildende Natur entgegen dem Ziele der Vollkommenheit.

Mir aber hat dies Alles nur an Andern der Sinn erspäht, doch meinem eignen Treiben bleibt es fremd. Andächtig zwar betrachte ich gern der Künstler Werke; aber aus jedem Kunstwerk strahlet mir, was Menschliches darin ist abgebildet, weit heller als des Bildners Kunst entgegen; nur mit Mühe ergreif ich diese in späterer Betrachtung und erkenne nur ein wenig von ihrem Wesen. Ich gebe frei mich hin der freien Natur: und wie sie ihre schönen bedeutungsvollen Zeichen mir darbeut, wecken sie alle in mir Empfindungen und Gedanken, ohne daß mich's je gewaltsam drängte, was ich geschaut umbildend anders und bestimmter zu eignem Werke zu gestalten. Und muß ich irgendwie darstellen, niemals liegt es mir am Herzen, dem Stoff die letzte Spur des Widerstrebens wegzuglätten, das Werk bis zur Vollendung zu zwingen, wie der Künstler strebt; drum scheue ich Uebung, und wenn ich einmal in Handlung dargestellt, was in mir wohnt, so müh' ich mich nicht weiter, daß etwas schöner immer und faßlicher die That sich oft erneue. Die freie Muße ist meine liebe Göttin, da lernt im unbefangnen Sinnen der Mensch sich selbst begreifen und bestimmen, da gründet der Gedanke seine Macht, und herrscht dann leicht

über Alles, wenn die Welt auch Thaten von ihm fordert. Drum darf ich auch nicht, wie der Künstler, einsam bilden; es trocknen mir in der Einsamkeit die Säfte des Gemüths, es stocket der Gedanken Lauf; ich muß hinaus in mancherlei Gemeinschaft mit den andern Geistern, nicht nur zu schauen, wieviel es Menschliches giebt, was lange ja wohl immer mir fremde bleibt, und was hingegen mein eigen werden kann, nein auch immer fester durch Geben und Empfangen das eigne Wesen zu bestimmen. Der ungestillte Durst es weiter stets zu bilden verstattet nicht, daß ich der That, der Mittheilung des Innern, auch äußere Vollendung gebe; ich stelle die Handlung und die Rede hin in die Welt, es kümmert mich nicht, ob Schauende und Hörer mit ihrem Sinn durchdringen durch die rauhe Schale, ob sie den innersten Gedanken, den eignen Geist auch in der unvollkommnern Darstellung glücklich finden. Mir bleibt nicht Zeit nicht Lust darnach zu fragen; fort muß ich von der Stelle wo ich stand, durch neues Thun und Denken im kurzen Leben noch das eigne Wesen, so weit es möglich, zu vollenden. Schon zweimal zu wiederholen haß ich, ein unkünstlerisch Gemüth. Drum mag ich alles gern in Gemeinschaft treiben: beim innern Denken, beim Anschaun, beim Aneignen des Fremden bedarf ich irgend eines geliebten Wesens Gegenwart, daß gleich an die innere That sich reihe die Mittheilung, und durch die süße und leichte Gabe der Freundschaft ich mich leicht abfinde mit der Welt. So war es, so ist es, und noch bin ich so fern von meinem Ziele, daß ich's aufgebe jemals darüber hinauszukommen. Wohl hab' ich Recht, was auch die Freunde sagen, mich auszuschließen aus dem heiligen Gebiet der Künstler. Gern sag ich Allem ab, was sie mir liehen, wenn ich nur in dem Felde, wo ich mich hingestellt, mich weniger unvollendet finde.

So öffne sich denn noch einmal meiner prüfenden Betrach-

tung das weitverbreitete Gebiet der Menschheit, das die bewohnen, die nur in sich hinein zu wirken trachten, nicht außer sich ein bleibend Werk hervorzubringen, die nur den Geist durch alles was sie umgiebt, zu nähren bedacht, und dann zufrieden sind in wechselreichem Thun sich darzustellen, wie es Zeit und Ort ergiebt. Hier will ich schauen, ob mir ein eigner Platz gebührt, ob nicht; ob in mir ist was sich zusammenreimet, oder ob ein innerer Widerspruch verhindert, daß die Zeichnung sich nicht schließen kann, und bald als ein verunglückter Entwurf mein eignes Wesen statt die Vollendung zu erreichen, sich auflöst in ein leeres Nichts. O nein, ich darf nicht fürchten, es erhebt sich kein traurig ahnendes Gefühl im Innern des Gemüths! ich erkenne wie Alles ineinander greift ein wahres Ganzes zu bilden, ich fühle keinen fremden Bestandtheil der mich drückt, auch fehlt mir kein Organ, kein edles Glied zum eignen Leben. Wer sich zu einem bestimmten Wesen bilden will, dem muß der Sinn geöffnet seyn für Alles, was er nicht ist. Auch hier im Gebiet der höchsten Sittlichkeit regiert dieselbe genaue Verbindung zwischen Thun und Schauen. Nur wenn der Mensch im gegenwärtigen Handeln sich seiner Eigenheit bewußt ist, kann er sicher seyn, sie auch im künftigen nicht zu verletzen; und nur wenn er von sich beständig fordert die ganze Menschheit anzuschaun, und jeder andern Darstellung von ihr sich und die seine vergleichend gegenüber zu stellen, kann er das Bewußtseyn seiner Selbstheit erhalten: denn nur durch Entgegensetzung wird das Einzelne erkannt.

Die erste Bedingung der eigenen Vollendung im bestimmten Kreise ist allgemeiner Sinn, und dieser, wie könnt er wohl bestehen ohne Liebe? Schon im ersten Versuch sich so zu bilden müßte das furchtbare Mißverhältniß zwischen Geben und Empfangen bald das Gemüth zerrütten, und weit hinaus es treiben aus der Bahn, und den, der so ein eignes Wesen wer-

den wollte, ganz zertrümmern, oder zur Gemeinheit ihn herunterstürzen. Ja, Liebe, du Anziehungskraft der geistigen Welt! Kein eignes Leben und keine Bildung ist möglich ohne dich, ohne dich müßt alles in gleichförmige rohe Masse zerfließen! Die freilich weiter nichts als solche zu seyn begehren, bedürfen deiner nicht; ihnen genügt Gesetz und Pflicht, gleichmäßig Handeln und Gerechtigkeit. Ein unbrauchbares Kleinod wäre ihnen das heilige Gefühl. D'rum lassen sie auch das Wenige, was ihnen davon gegeben ist, nur ungebaut verwildern; und das Heilige verkennend, werfen sie es sorglos mit ein in das gemeine Gut der Menschheit, das nach Einem Gesetz verwaltet werden soll. Uns aber bist du das Erste wie das Letzte. Keine Bildung ohne Liebe, und ohne eigne Bildung keine Vollendung in der Liebe; Eins das Andere ergänzend, wächst beides unzertrennlich fort. Vereint find' ich in mir die beiden großen Bedingungen der Sittlichkeit! Ich habe Sinn und Liebe zu eigen mir gemacht, und immer weiter noch entwickeln beide sich, zum sichern Zeugniß, daß frisch und gesund das Leben sey, und daß noch fester die eigne Bildung werde. Was ist's, wofür mein Sinn verschlossen wäre? Die Freunde, welche jeden begabten Freund so gern zum Meister und Künstler in der Wissenschaft erheben möchten, klagen genug, daß keine Beschränkung von mir zu gewinnen sey, daß jede Hoffnung trüge, wenn es einmal scheint, als wollt ich alles Ernstes ausschließend mich zu einer Sache begeben: denn wenn ich eine Ansicht mir errungen, so eile nach gewohnter Weise der flüchtige Geist bald wieder zu andern Gegenständen fort. O möchten sie doch einmal mir Ruhe gönnen und begreifen, wie nicht anders meine Bestimmung ist, und wie sehr mir's in der Ferne liegen muß, im einzelnen die Wissenschaft zu bilden, weil meine Sorge nur ist, freilich auch durch Wissen, mich selbst zu bilden, gleichgültig, ob sich gar nicht oder spät vielleicht auch jenes noch ergiebt. Vergönnten sie mir doch

den Sinn für Alles, was sie geschäftig thun und treiben, mir offen zu erhalten, und möchten sie, was durch das Anschaun ihres Thuns ich in mir bilde, doch auch für etwas achten, das ihrer Mühe werth gewesen sey. Diese nun zeugen durch ihre Klagen für mich: aber ihnen entgegen klagen Andere, die, zwar verschiedener Natur, dennoch gleich mir in aller menschlichen Dinge Innres einzudringen streben, es sey im Grunde beschränkt mein Sinn; ich vermöchte es über mich gleichgültig vor vielem Heiligen vorüberzugehen, und durch eitle Streitsucht den unbefangenen tiefen Blick mir zu verderben. Ja ich gehe vor Vielem noch vorüber, aber gleichgültig nicht; ich streite, ja, doch nur um unbefangen den Blick mir zu erhalten. So und nicht anders muß ich thun nach meiner Art, bestrebt gleichmäßig mir den Sinn zu füllen und zu erweitern. Wo sich mir das Gefühl von etwas, das im Gebiet der Menschheit mir noch unbekannt ist, aufdringt, da ist mein Erstes zu streiten, nicht ob es sey, nur daß es nicht das, und das allein sey, wofür es der mir giebt, durch den ich es zuerst erblickte. Es fürchtet der spät erwachte Geist, erinnernd wie lange er fremdes Joch getragen, immer wieder auf's Neue die Herrschaft fremder Meinung; und wo in neuen Gegenständen ein unerforschtes Leben sich ihm enthüllt, da rüstet er sich erst, die Waffen in der Hand, sich Freiheit zu erringen, um nicht in des fremden Einflusses Knechtschaft ein jedes wieder wie das Erste zu beginnen. Hab ich so die eigne Ansicht mir erst gewonnen, dann ist die Zeit des Streits vorüber; ich lasse gern jede neben der meinigen bestehn, und der Sinn vollendet friedlich das Geschäft sich jede zu deuten, und in ihren Standpunkt einzudringen.

So ist, was oft Beschränkung des Sinnes scheint zu seyn, in Wahrheit nur seine erste Regung. Oft hat sie freilich sich äußern müssen in dieser schönen Periode des Lebens, wo so vieles Neue mich berührt, wo manches mir im hellen Licht er-

schien, was ich bisher nur dunkel geahndet, wofür ich nur den Raum mir leer gelassen hatte! Oft hat sie feindlich die berühren müssen, die mir der neuen Einsicht Quelle waren. Gelassen habe ich es angesehen, vertrauend, daß auch sie es einst verstehen werden, wenn tiefer erst ihr Sinn in mich wird eingedrungen seyn. So haben mich auch oft die Freunde nicht verstanden, wenn ich nicht streitend aber untheilnehmend ruhig vor dem vorüberging, was sie mit Wärme und frischem Eifer rasch umfaßten. Nicht alles kann auf einmal der Sinn ergreifen, vergeblich ists in einer einzigen Handlung sein Geschäft vollenden wollen; unendlich geht es in zweifacher Richtung immer fort, und Jeder muß seine Weise haben, wie er beides vereint, um so das Ganze zu vollbringen. Mir ists versagt, wenn etwas Neues das Gemüth berührt, mit heftigem Feuer gleich ins Innerste der Sache zu dringen, und bis zur Vollendung sie zu kennen. Ein solches Verfahren ziemt der Gleichmuth nicht, die von meines Wesens Harmonie der Grundton ist. Heraus aus meines Lebens Mitte würde es mich werfen, mir irgend etwas so zu vereinzeln; und in dem Einen mich vertiefend, würde ich nur das Andre mir entfremden, ohne Jenes doch als mein wahres Eigenthum zu haben. Niederlegen muß ich erst jede neue Erwerbung im Innern des Gemüths, und dann das gewohnte Spiel des Lebens mit seinem mannigfaltigen Thun forttreiben, daß sich mit dem Alten das Neue erst mische, und Berührungspunkte gewinne mit Allem was schon in mir war. Nur so gelingt es mir allmählig eine tiefere und innigere Anschauung mir zu bereiten; es muß der Wechsel zwischen Betrachtung und Gebrauch gar oft sich wiederholen, ehe ich etwas ganz durchdrungen und ergründet zu haben mich erfreuen mag. So und nicht anders darf ich zu Werke gehn, wenn nicht mein inneres Wesen verletzt soll werden, weil in mir Selbstbildung und Thätigkeit des Sinnes

möglichst in jeglichem Momente das Gleichgewicht sich halten sollen. Nur langsam schreit ich also fort, und langes Leben kann mir gewährt seyn, ehe ich Alles in gleichem Grade umfaßt: doch weniger als Andere habe ich auch zurückzunehmen; denn was ich so aufgefaßt, ist mir auch eigen, mit meinem Stempel bezeichnet; und wieviel meinem Sinne vergönnt wird zu ergreifen von der Welt, das wird auf diesem Wege in mir durchgebildet werden und in mein Wesen übergehn.

O wie viel reicher ist es schon geworden! welches frohe Bewußtseyn des erworbnen Werthes, welch erhöhetes Gefühl des eignen Lebens und Daseyns krönt mir die Selbstbetrachtung beim Blick auf den Gewinn so vieler schönen Tage! Nicht war vergebens die stille Thätigkeit, die ungeschäftig müßiges Leben von außen scheint; kräftig hat sie das innere Werk der Bildung gefördert. Dies wäre nicht so weit gediehen bei mancherlei verwickelt buntem Verkehr und Treiben, das meiner Natur nicht angemessen, noch minder bei erzwungener Beschränkung meines Sinnes. Drum kann ich nur beklagen, daß des Menschen inneres Wesen so mißkannt werden kann von denen selbst, die wohl es überall zu kennen vermöchten und verdienten; daß doch auch ihrer so viele nicht von der äußern That zur innern Bewegung durchdringen mit ihrem Blick, oder diese eben wie jene im Einzelnen aus abgerissenen Stücken zu erkennen meinen, und deshalb, auch wo Alles übereinstimmt, Widersprüche ahnden! Ist denn der eigne Charakter meines Wesens so schwer zu finden? Versagt mir diese Schwierigkeit auf immer den liebsten Wunsch meines Herzens sich allen Würdigen mehr und mehr zu offenbaren? Ja, auch jetzt, indem ich tief in mein Inneres schaue, bestätigt sich aufs neue mir, daß dies der Trieb sey der am stärksten mich bewegt. So ists, wie oft mir auch gesagt wird, ich sey verschlossen und stoße der Lieb' und Freundschaft heiliges Anerbieten oft kalt zurück. Wohl

dünkt mich niemals nöthig von dem was ich gethan, was mir geschehen ist, zu reden; zu unbedeutend acht ich Alles, was an mir der Welt gehört, als daß ich den damit verweilen sollte, den ich das Innere gern erkennen ließe. Auch red ich nicht von dem, was nur noch dunkel und ungebildet in mir liegt, und noch der Klarheit mangelt, die es erst zum Meinigen macht. Wie sollt ich eben das dem Freund entgegen tragen, was mir noch nicht gehört? warum ihm dadurch, was ich schon wirklich bin, verbergen? wie sollt ich hoffen ohne Mißverstand das mitzutheilen, was ich selbst noch nicht verstehe? Solche Vorsicht ist nicht Verschlossenheit und Mangel an Liebe; sie ist nur heilige Ehrfurcht, ohne welche die Liebe nichts ist; ist zarte Sorgfalt das Höchste nicht zu entweihn noch in Verwirrung zu verstrikken. So bald ich etwas Neues mir angeeignet, an Bildung und Selbständigkeit hie oder dort gewonnen: eile ich dann nicht in Wort und That dem Freund es zu verkünden, daß er die Freude mit mir theile, und meines innern Lebens Wachsthum wahrnehmend selbst gewinne? Wie mich selbst lieb ich den Freund: sobald ich etwas für mein erkenne, gebe ichs ihm hin. So nehm ich freilich auch an dem, was er thut und was ihm geschieht, nicht immer so großen Antheil, als die meisten, die sich Freunde nennen. Sein äußeres Handeln, wenn ich das Innere, aus dem es herfließt, schon verstehe, und weiß, daß es so seyn muß, weil er so ist wie er ist, läßt mich gar unbesorgt und ruhig. Es hat als That mit meiner Liebe wenig zu schaffen, es gewährt ihr nicht so viel Nahrung, noch regt es mir so sehr Bewunderung und Freude auf, als denen die minder vorher das Innere des Handelnden verstanden. Auch als Ereigniß spannt es mir weniger die Erwartung, als denen, für die alles hängt an Glück und an Erfolg; der Welt gehörts, und unter der Nothwendigkeit Gesetze muß es sich fügen mit Allem

was draus folgt; und was nun folget, was dem Freund geschieht, er wird es schon mit Freiheit seiner würdig zu behandeln wissen. Das Andere kümmert mich nichts, ich sehe ruhig seinem Schicksal wie dem meinen zu. Wer achtet das für kalte Gleichgiltigkeit? Es ist die Frucht nur jenes hellen Bewußtseyns davon, was an jedem Menschen er selbst ist, und was der Welt außer ihm gehört, jenes Bewußtseyns, wonach ich überall mich selbst behandle, worauf die Achtung gegen mich und das Gefühl der Freiheit ruht: soll ich ihm minder folgen in dem was den Freund betrifft als was mich selbst?

Das ist es, dessen ich mich hoch erfreue, daß meine Liebe und die Freundschaft nie unedlen Ursprungs sind, nie auf des Geliebten sinnlich Wohlergehn gerichtet, mit keiner gemeinen Empfindung je gemischt, nie der Gewohnheit, nie des weichen Sinnes noch minder störriger Parteisucht Werk, immer der Freiheit reinste That, und auf das eigne innerste Seyn des Menschen allein gerichtet. Verschlossen war ich immer jenen gemeinen Gefühlen; nie hat mir Wohlthat Freundschaft abgelockt, nie Schönheit Liebe, nie hat das Mitleid mich so befangen, daß es dem Unglück Verdienst geliehen, und den Leidenden mir anders und besser dargestellt; nie Uebereinstimmung im einzelnen mich so ergriffen, daß ich mich über die Verschiedenheit des tiefsten Innern je getäuscht. So war für wahre Liebe und Freundschaft freier Raum gelassen im Gemüth, und nimmer weicht die Sehnsucht ihn reicher stets und mannigfaltiger auszufüllen. Wo ich Anlage merke zur Eigenthümlichkeit, weil Sinn und Liebe, die hohen Bürgen, da sind, da ist auch für mich ein Gegenstand der Liebe. Jedes eigne Wesen möcht ich mit Liebe umfassen, von der unbefangnen Jugend an, in der die Freiheit erst keimet, bis zur reifsten Vollendung der Menschheit; jedes, das ich so erblicke, begrüß ich in mir mit der Liebe Gruß, wenn auch die That nur angedeutet bleibt, weil mehr nicht als ein

flüchtiges Begegnen uns vergönnt wird. Auch meß ich nie nach irgend einem weltlichen Maaßstab, nach der äußern Ansicht des Menschen ihm Frenndschaft zu. Weit überflieget Welt und Zeit der Blick, und sucht die innere Größe des Menschen auf. Ob schon jetzt sein Sinn viel oder wenig hat umfaßt, wie weit er in der eignen Bildung fortgerückt, wie viel er Werke vollendet oder sonst gethan, das darf mich nicht bestimmen, und leicht kann ich mich trösten, wenn es fehlt. Sein eigenthümlich Seyn und das Verhältniß desselben zur gesammten menschlichen Natur, das ist es, was ich suche: so viel ich jenes finde und dieses verstehe, so viel Liebe habe ich für ihn; allein beweisen kann ich freilich ihm nur so viel, als er auch mich versteht. Deshalb, ach, ist sie so oft mir unbegriffen zurückgekehrt! des Herzens Sprache wurde nicht vernommen, gleich als wär ich stumm geblieben; und Jene meinten auch ich wäre stumm.

In nahen Bahnen wandeln oft die Menschen, und kommen doch nicht einer in des andern Nähe; vergebens ruft der ahndungsreiche und den nach freundlicher Begegnung verlangt: es horcht der Andere nicht. Oft nähern andre sich einander, deren Bahnen weit auseinander gehen; es meint der Eine wohl es sey für immer, doch ists nur ein Moment; entgegengesetze Bewegung reißt jeden fort, und keiner begreift, wo ihm der Andere hingekommen. So ist es meiner Sehnsucht nach Liebe oft ergangen; wär es schmählig nicht, wenn sie nicht endlich reif geworden, die allzu leichte Hoffnung geflohen wäre, und ahndungsreiche Weisheit eingekehrt? „So viel wird Der von dir verstehn, und Jener jenes; mit dieser Liebe magst du Den umfassen, halte sie gegen Jenen doch zurück:“ so ruft mir Mäßigung oft zu, doch oft vergebens. Es läßt der innere Drang des Herzens nicht der Klugheit Raum; viel weniger, daß die stolze Anmaßung ich hegte, den Menschen und ihrem Sinn für mich und meine Liebe Schranken zu setzen. Mehr setze ich im-

mer voraus, versuche stets aufs neue, und werde der Habsucht gleich gestraft, oft im Versuch verlierend, was ich hatte. Doch es kann nicht anders dem Menschen, der sich eigen bildet, ergehn; und daß es so mir geht, ist nur der sicherste Beweis, daß ich mich eigen bilde. Je mehr ins Allgemeine strebt der Sinn, von desto mehrern Kreisen fühlt auch wer sich bildet sich angezogen, und die auf einen davon beschränkt sind wähnen dann, der Theilnehmende sey der ihrigen einer. Je mehr sich alles eigen gestaltet in mir, um desto mehr gehört auch allgemeiner Sinn dazu und freie Liebe zu fremdartiger Bildung, wenn einer auf die Dauer mich soll verstehn und lieben. Wie wie man es von Kometen wohl geglaubt, verbindet der Gebildete gar viele Weltsysteme, bewegt um manche Sonne sich. Jetzt erblickt ihn freudig ein Gestirn, es strebt ihn zu erkennen, und freundlich beugt er nähernd sich heran; dann siehts ihn wieder in fernen Räumen, verändert scheint ihm die Gestalt, es zweifelt, ob er noch derselbe sey. Er aber kehrt wieder im raschen Lauf, begegnet ihm wieder mit Liebe und Freundschaft. Wo ist das schöne Ideal vollkommener Vereinigung? die Freundschaft, die gleich vollendet auf beiden Seiten ist? Nur wenn in gleichem Maaße Beiden Sinn und Liebe fast über alles Maaß hinaus gewachsen sind. Dann aber sind mit der Liebe zugleich auch sie vollendet, und es schlüge dann gewiß die Stunde, die wohl Allen schon früher hat geschlagen! — der Unendlichkeit sich wieder zu geben, und in ihren Schooß zurückzukehren aus der Welt.

Daß Vorzüge des Geistes ohne sittliche Gesinnungen keinen Werth haben.

(Eine Predigt.)

Man nennt unser Zeitalter das aufgeklärte, und spricht viel von großen Forschritten, welche alle Abtheilungen der Gesellschaft in der Bildung des Geistes, in der Berichtigung und Erweiterung ihrer Einsichten sollen gemacht haben; und, wie mißlich es auch, näher betrachtet, um diese Fortschritte stehen mag, so viel kann wenigstens nicht geläugnet werden, daß das allgemeine Bestreben nach dieser Seite hin gerichtet ist. Wissenschaften und Künste werden auf allerlei Geschäfte des Lebens fleißiger und scharfsinniger angewendet, als sonst; alle Gewerbe entfernen sich mehr und mehr von der Sklaverei alter Gewohnheiten, man forscht darin nach Gründen, und findet auf diese Weise Verbesserungen; Beobachtung der Natur und des Menschen sucht den Aberglauben in allgemeinen Schlupfwinkeln auf; Untersuchungen und Mittheilungen über den Zusammenhang großer Ereignisse und über die allgemeinen Angelegenheiten der Menschen finden immer mehr aufmerksame Ohren; und mildere Sitten, welche sich unter allen Ständen verbreiten und sie einander näher bringen, machen zugleich das Gemüth urbar, um den Samen jeder Erkenntniß aufzunehmen, und auch solchen Wahrheiten Gedeihen zu sichern, die ursprünglich in andern Gegenden der geselligen Welt einheimisch sind. Dies Alles ist kein

geringer Ruhm; aber leider ist mit diesen Fortschritten sehr allgemein der große Nachtheil verbunden, daß der Verstand und die Bildung desselben auch unabhängig von der Gesinnung geschätzt und viel zu hoch geschätzt wird. Sich in seinen Berufsgeschäften durch Geschicklichkeit und verständige Benutzung alles Fremden und Neuen auszeichnen; auch jenseit derselben über alle gemeinen menschlichen Dinge eine eigne und begründete Meinung haben; im Kreise der Gesellschaft durch Munterkeit und Gewandtheit des Geistes gefallen, durch ein schneidendes Urtheil sich Ansehen erwerben, durch funkelnden Witz blenden: das ist jetziger Zeit das Bild der Vollkommenheit, das ist das einzige Mittel, um geliebt, geschätzt und bewundert zu werden. Seyd daneben rechtschaffen und treu, man wird dessen nur im Vorbeigehen erwähnen; besitzt diese Tugenden ohne jenn Vollkommenheiten des Verstandes, so bleibt ihr ganz unbemerkt im Hintergrund stehen. Die einfältige Redlichkeit, wie aufrichtig und thätig sie auch sey, gilt nichts; Verstand und Talente, das ist die allgemeine Losung. Ich bin weit entfernt, auf das, was man so gemeinhin ein gutes Herz nennt, großen Werth zu legen. Die Bereitwilligkeit, mit Andern und für sie zu empfinden, sich zum Werkzeuge von ihnen gebrauchen zu lassen, und sich an Alles, was in ihnen gut und groß zu seyn scheint, bewundrungsvoll anzuschließen, ist etwas sehr Zweideutiges und oft nichts Anderes, als Leerheit des eigenen Sinnes, Unfähigkeit, selbst etwas zu wollen, Gefühl des Bedürfnisses, sich von Andern leiten und stoßen zu lassen. Aber ohne einen wahrhaft guten Willen, ohne eine ächt sittliche Gesinnung, ohne die feste und immer thätige Richtung aller Kräfte auf das selbst erkannte Gute, ohne treuen Gehorsam gegen die göttlichen Gesetze sind alle jene Vorzüge des Geistes — und wenn ihr sie bis zum höchsten Gipfel der Vollendung ausgebreitet hättet — nichts, gar nichts. Dagegen diese gute Gesinnung — die frei-

lich unausbleiblich alle Mal mit dem Bestreben verbunden ist, alle Anlagen, welche wir von Gott empfangen haben, auf's Beste zu benutzen — wenn sie auch durch ungünstige Umstände gehindert wird, sich in die höhern Kreise der Bildung hinaufzuschwingen, und sich mit mancherlei Vorzügen auszuschmücken, dennoch überall denselben, alles Andere verdunkelnden Werth behält. Das ist meine Ueberzeugung, welche ich gern durch den folgenden Vortrag in euch Allen hervorbringen oder erneuern und befestigen möchte.

Text 1. Cor. 12, 31 — 13, 1.

Strebet aber nach den besten Gaben, und ich will euch noch einen köstlicheren Weg zeigen. Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete, und hätte der Liebe nicht: so wäre ich ein tönend Erz oder eine klingende Schelle.

In der Gemeine, an welche dieser Brief gerichtet ist, war über einen an sich löblichen Gegenstand ein Wetteifer entstanden, der der brüderlichen Eintracht nachtheilig war. Jeder suchte durch die Gaben, welche ihm die göttliche Gnade verliehen hatte, zur Erbauung der Gemeine oder zu ihrer Verherrlichung unter den Ungläubigen etwas beizutragen. Dieser Eifer für das allgemeine Wohl war aber nicht unverfälscht. Jeder wollte sein Talent für das vorzüglichste gehalten wissen; man verglich und forschte, welches unter allen wohl den meisten Glanz auf den Besitzer zurückwerfe, und so mischte sich auf allen Seiten Stolz,

Eigendünkel und Eifersucht ein. Der Apostel ertheilt deshalb seinen Lesern zuerst die Lehre, daß ein Talent, welches nicht zum Wohle der Gemeine beiträgt, auch nichts Ehrenvolles seyn kann, und geht dann in den Worten unsers Textes zu der allgemeineren Weisung über, daß sie sich überhaupt nicht auf den richtigen Gesichtspunkt gestellt hätten, um ihren Werth zu beurtheilen. Er sagt, wenn sie sich auch Alle der herrlichsten Gaben befleißigten, so gäbe es doch noch etwas Köstlicheres, nämlich die wahrhaft tugendsame sittliche Gesinnung, der er hernach unter dem Namen der Liebe die bekannte, so beredte und begeisterte Lobrede hält. Diesen Ausspruch laßt uns jetzt besonders auf dasjenige anwenden, was in unsern Tagen so auszeichnend geschätzt wird; laßt uns bedenken,

daß alle Vorzüge des Geistes, getrennt von einer sittlichen und würdigen Gesinnung, gar keinen Werth haben.

Ich werde dieses deutlich zu machen suchen, indem ich zeige: erstlich, daß aus ihnen für sich kein gegründeter Anspruch auf unsere Achtung entsteht: zweitens, daß sie sich mit Recht unsre Zuneigung nicht erwerben können; und drittens, daß sie so allein nicht einmal einen entschiedenen Werth für die Gesellschaft haben.

1) Wenn ich behaupte, daß alle Vorzüge des Geistes für sich allein einem Menschen unsere Achtung nicht verdienen: so berufe ich mich dabei auf euer eigenes Gefühl. Und wenn ihr auch die leidenschaftlichsten Bewunderer dieser Vorzüge wäret; versteht nur eure Empfindungen recht, so werdet ihr mir gewiß Beifall geben. Dieses Gefühl der Achtung, der Hochschätzung ist etwas ganz Eigenthümliches; es ist lediglich an unser Urtheil über den sittlichen Werth eines Menschen angeknüpft, und sobald die Rede davon ist, muß Alles, was hierzu nicht gerechnet werden kann, bei Seite gesetzt werden. Schmückt einen Menschen mit Allem aus, was ihm von außen her gegeben wer-

den kann, er wird damit vielleicht alle andere Empfindungen in Anspruch nehmen, nur diese nicht. Er habe die lieblichste Gestalt, sie wird euer Wohlgefallen erregen; er sey mit den schärfsten Sinnen begabt und genieße der unerschütterlichsten Gesundheit, ihr werdet ihn mit Freuden als ein Beispiel von der natürlichen Vollkommenheit des Menschen aufstellen; er besitze ein großes Uebermaaß an den Gütern dieser Welt, ihr werdet ihn vielleicht glücklich preisen; er sey mit einer gebietenden Macht in der Gesellschaft ausgerüstet und von großem Einfluß auf ihr Gedeihen, so werdet ihr aufmerksam seyn auf Alles, was er unternimmt und was mit ihm vorgeht; aber wenn man euch zumuthet, ihn hochzuachten, werdet ihr euch ohne Zweifel nach ganz andern Dingen umsehen. Ja selbst dasjenige, was zu seinem Innern gehört, aber was ihr schon an ihm findet, ehe er ein Gegenstand eurer Beurtheilung seyn kann, betrachtet ihr nur als einen solchen Besitz. Weiset man euch auf seine natürlichen Anlagen, auf eine Stimmung seines Gemüths, auf eine Richtung seiner Neigungen, die er schon in den frühesten Jahren seines Lebens bekommen hat: ihr werdet sie mit in Anschlag bringen, wenn von der Achtung die Rede ist, welche er verdient; aber nur um zu sehen, wie er sich ihrer bedient und sie gehandhabt hat. Handlungen also wollet ihr, um ihn achten zu können, und zwar Handlungen, die in dem Willen des Menschen ihren Ursprung haben und von diesem Zeugniß geben; denn was er etwa auf andere Art bewirkt, setzt ihr gänzlich bei Seite. Er kann gelegentlich und ohne Absicht die wohlthätigsten Entdeckungen gemacht, er kann durch ein Bestreben, das auf etwas ganz Anderes gerichtet war, die Bosheit zurückgehalten, die Unschuld gerettet und großes Unglück verhütet haben, das kann ihn auf mancherlei Art in euer Gedächtniß zurückrufen, es kann seinen Namen merkwürdig machen in der Geschichte wichtiger Begebenheiten: aber eure Achtung für ihn wird dadurch nicht

den geringsten Zuwachs erhalten. — Laßt uns nun sehen, wie es denn mit den Vorzügen des Geistes beschaffen ist, in Absicht auf dieses nothwendige Erforderniß. Freilich sind sie ein Besitz, der ganz ohne eigne Thätigkeit Niemandem zu Theil werden kann. Die herrlichsten Naturanlagen, wenn gar nicht auf ihnen weiter fortgearbeitet wird, werden vielleicht durch einzelne Gedanken und Aeußerungen ihr Daseyn verrathen: aber zusammenhangende Einsichten und sichere Fertigkeiten können ohne Fleiß niemals erlangt werden. Nehmet den genauesten Unterricht und die herrlichsten Gelegenheiten; werden sie nicht von eigner Lust unterstützt, ist kein wahrer Trieb vorhanden, sie zu benutzen: so mögen sie höchstens nur das Gedächtniß bereichern mit einem Vorrath, der bei jedem Andern besser aufbewahrt wäre. Aber aller Fleiß würde doch auch nichts helfen ohne Unterricht, und alle Lust nichts ohne Gelegenheit und Muße. Hattet ihr nicht nöthig, eure Zeit Geschäften zu widmen, die den Geist mehr herabziehen, als erheben, besaßt ihr Vermögen und Verbindungen, um die nöthigen Hülfsmittel herbeizuschaffen, war es auch euch vergönnt, mit kenntnißreichen und vorzüglichen Menschen umzugehen; und ihr habt euch nun Geschicklichkeiten und Kenntnisse erworben und euern Geist ausgebildet; so erwartet nicht, daß ich euch dafür in dem Maaße achten soll, als etwa diese Vorzüge an sich, oder der Grad der Vollkommenheit, in dem ihr sie euch zu eigen gemacht habt, selten sind; sondern nur in dem Maaße, als die Anstrengung und der Eifer ausgezeichnet sind, die ihr dabei bewiesen habt. Es wäre unbillig, wenn ich nicht mehr Werth auf euch legen wollte, als auf den, welcher gleiche Vortheile mit euch genoß, und sich doch nicht gleiche Vorzüge erwarb, sondern in niedriger Sinnlichkeit lebte, oder sorglos seine Zeit mit Kleinigkeiten verdarb; aber es wäre noch unbilliger, wenn ich euch höher schätzen wollte, als den, dem es an gleicher Lust und gleichem Eifer

nicht fehlte, den aber ein minder günstiges Geschick in eine andere Gegend der Gesellschaft verwies, wo er die Schätze der Erkenntniß nicht erreichen konnte. Erwirbt sich dieser in einem eben so ausgezeichneten Grade die Geschicklichkeiten, die zu seinem Berufe gehören; benutzt er die Erfahrungen und Beobachtungen, die er anstellen kann, um sein Urtheil über Alles, was in seinen Gesichtskreis kommt, zu berichtigen: so ist er mir vollkommen eben so lieb als ihr, weil er, wenn er auch weniger erlangt, doch eben so viel gethan hat als ihr. Ja, ich will noch mehr sagen: ehe ich etwas Näheres von euch weiß und zu einem gründlichen Urtheil berechtigt bin, werde ich eher geneigt seyn, ihm für seinen wohlangewendeten, wenn gleich unbereicherten Verstand, für seine eingeschränkten Talente und seine einfache, ungekünstelte Lebensweisheit meine Achtung zu schenken, als euch für eure Gewandheit und euren Scharfsinn, eure Wissenschaften und eure Belesenheit, weil ich bei ihm nicht so leicht falsche Bewegungsgründe voraussetzen kann als bei euch.

Denn daß diese entfernt seyn müssen, ist das Zweite, was unumgänglich erfordert wird, wenn ihr eurer Geistesvorzüge wegen irgend einen Anspruch auf Achtung machen wollt. Thätigkeit allein, wie anstrengend und ausdauernd sie auch seyn mag, giebt dem Menschen keinen bestimmten Werth; dieser hängt lediglich davon ab, was denn eigentlich dasjenige ist, worauf seine Thätigkeit gerichtet gewesen ist. Leidenschaften, welche eben ausbrechen wollen, zu unterdrücken, ist gewiß etwas Großes, wozu viel Kraft gehört; wenn aber Jemand die Aufwallung seines Zornes unterdrückt, um heimlich eine desto sicherere Rache zu nehmen: so werdet ihr diese Stärke vielleicht bewundern, aber ihn gewiß nicht dafür achten, denn indem er Herr über seinen Zorn war, diente er nur seiner Rachsucht, welche eben so verwerflich ist, als jener. Wir müssen also erst untersuchen, was euch antrieb zu der wiederholten und ausdauernden

Thätigkeit, durch welche ihr eure Talente erworben habt. Jeder rechtschaffene Mensch wird allerdings beflissen seyn, seine Fähigkeiten immer weiter auszubilden; er wird aber damit fortschreiten nach Maßgabe, als sein Beruf es erfordert, und als dieser sich wiederum mit seinem Wachsthum in der Vollkommenheit erweitert und veredelt. Bleibt ihr also mit eurem Streben nach Einsichten und Geschicklichkeiten in dieser Bahn, so wird es selten zweifelhaft seyn, was für ein Ziel ihr im Auge habt; je weiter aber ihr euch von ihr entfernt und außerhalb derselben zu glänzen sucht, desto zweideutiger werden uns eure Bemühungen erscheinen. Es kann eine wunderbare Gewalt der Natur seyn, die euch nöthiget, eine Gewalt, welche ihr weder recht verstehet und achtet, noch in Uebereinstimmung mit dem Uebrigen in euch zu bringen sucht. Eine zwecklose Wißbegierde kann eure Bemühungen geleitet haben, welche nur Bilder von allerlei Gegenständen auffsammeln will; der Eigennutz kann Antheil daran gehabt haben, denn solche Vorzüge, welche in der Gesellschaft gelten, geben auch eine schnelle Fahrt nach dem Hafen des Glücks; die Eitelkeit kann Triebfeder gewesen seyn, denn es ist ja der Gebrauch, sich zu bilden, und Talente sind ein Schmuck, ohne den man nicht in der guten Gesellschaft erscheinen kann; der Stolz kann euch angefeuert haben, denn mit entschiedenen Vorzügen dieser Art braucht ihr Keinem zu weichen; und wenn ihr euch in irgend einem dieser Fälle befindet, so kann ich euch für eure Bildung und eure Talente nicht höher achten, als ich ein Thier achte für seinen unerkannten Trieb, oder als ich einen verwerflichen Menschen achte für seinen Eigennutz und seine Eitelkeit; denn diese waren es doch, die euer Thun geleitet haben. Eure Anstrengungen mögen dann noch so groß gewesen seyn, und die Vorzüge, die ihr erreicht habt noch so vollendet: vielleicht werde ich euch noch bewundern müssen, aber achten kann ich euch nicht, wenn es nicht die Liebe war, die euch also drängte und trieb, nach der Vollkommenheit zu streben.

Und um zu wissen, welches die Quelle sey, aus der euer Eifer und eure Betriebsamkeit in dem Geschäft eurer Bildung geflossen ist, bleibt mir nichts übrig, als von andern Seiten euer Leben und eure Gesinnung zu erforschen. Beweiset ihr euch sonst eigennützig und eitel, stolz und ehrsüchtig, warum sollte gerade in diesem Einen Theile eures Verhaltens etwas Besseres gesucht werden? Behauptet ihr aber, daß ihr nach diesen Vorzügen gestrebt habt, um das euch anvertraute Pfund als treuer Haushalter zu benutzen, um die Summe menschlicher Vortrefflichkeiten zu vermehren und der Welt nützlich zu werden: so wird gewiß eure Fähigkeit, Einsichten und Geschicklichkeiten zu erwerben, nicht der einzige Gegenstand seyn, bei dem ihr an die Gott schuldige Rechenschaft denkt, dies nicht die einzige Art der Vortrefflichkeit, der ihr nachtrachtet; sondern dieser nämliche Geist wird auch euer übriges Leben bestimmen, und euch nicht minder nach den Vorzügen des Herzens, nach Gerechtigkeit und Liebe trachten lehren. Ob diese also vorhanden sind, das ist die einzige sichere Probe, welche über den Werth, den eure Talente euch selbst geben, entscheidet; ohne diese Vorzüge des Herzens, ohne die sittliche Gesinnung, welche immer beide übereinstimmend hervorbringt, verdient ihr eurer Talente wegen keine Achtung, denn es liegt gewiß etwas Unreines und Unwürdiges dabei zum Grunde.

2) Eben so wenig können zweitens Vorzüge des Geistes allein einem Menschen unsere Liebe gewinnen. Natürlich rede ich hier nicht von jener genauen und vertrauten Freundschaft, welche in der Vereinigung aller Kräfte, in der Eröffnung der innersten Geheimnisse des Herzens besteht, nicht von jener innigen Liebe, welche den ganzen Weg des Lebens Hand in Hand zu vollenden wünscht. Solche Verbindungen werden in der Welt überhaupt zu selten angetroffen, als daß sie hier in Anschlag gebracht werden könnten; aber gewiß hat auch überdies noch Niemand geglaubt, daß sie ein Werk bloßer Talente und

Geschicklichkeiten wären. Hier kommt es auf Uebereinstimmung der Denkart, auf Aehnlichkeit der Empfindungen an; und was die Ausbildung des Geistes betrifft, so suchen wir bei dem Freunde unsers Herzens nicht sowohl eine außerordentliche Höhe derselben, als vielmehr eine solche Gleichheit mit uns, daß wir alles Vortreffliche an ihm verstehen und genießen können, und auch wiederum er nichts, was ihm wichtig ist, an uns vermißt. Es ist hier nur die Rede von dem vorzüglichen Wohlwollen, wodurch wir einige Menschen vor andern auszeichnen, von der herzlichen Zuneigung, die uns Manche, wie mit zauberischer Gewalt, ablocken, indem ihre Gegenwart und ihr ganzes Wesen auf die Stimmung unsers Gemüths eine entschieden wohlthätige Wirkung hat.

Dieser Zauber scheint allerdings eben in den Vorzügen des Geistes größtentheils seinen Sitz zu haben. Es werden euch hier Menschen aus dem Kreise eurer Bekanntschaft in's Gedächtniß kommen, welche sich die Kunst eines angenehmen und fröhlichen Umgangs in hohem Grade zu eigen gemacht haben. Keine Unterhaltung ist ungeschickt oder schläfrig, welche sie anfangen; zu jeder, welche sie bereits finden, wissen sie einen angenehmen Beitrag zu liefern und sie auf's Neue zu beleben; Witz und gute Laune stehen ihnen immer zu Gebot; kurz, wo sie erscheinen, flieht die lange Weile, und das anständige Vergnügen schlägt seinen Sitz auf. Diese vorzüglich wünscht ihr überall zu finden, wo ihr, ermattet von Geschäften, die Freuden der Geselligkeit aufsucht: ihr liebt sie, Alle lieben sie, welche sich ihrer angenehmen Talente erfreuen. Ihr werdet Anderer gedenken, die euch durch höhere Reize fesselten. Alle Gegenden der Welt, alle Gebiete der Wissenschaft haben beitragen müssen, ihren Verstand zu bereichern, und über Alles, was sie wissen, haben sie auch ein eignes Urtheil; ihre Mittheilungen regen neue Gedanken in euch auf, enthüllen euch

etwas bisher Unbemerktes, oder zeigen euch überhaupt die Gegenstände von einer neuen Seite. Sie sind nicht nur unterrichtet, sondern auch klug; sie kennen die Menschen und das Innere ihrer größern und engern Verbindungen; ihr beobachtender Geist hört nie auf zu sammeln und zu vergleichen; überall können sie irgend einen richtigen Aufschluß geben, und dies Alles erhöht noch der Zauber einer angenehmen und geistreichen Rede. Nie besinnt ihr euch von ihnen gegangen zu seyn, ohne daß ihr um irgend eine nützliche Einsicht reicher geworden wäret; darum fühlt ihr euch immer wieder auf's Neue zu ihnen hingezogen, ihr seyd ihnen zugethan mit einer dankbaren Anhänglichkeit, als milden Wohlthätern eures Geistes. Ihr werdet noch Andere zu nennen wissen, die euch auf eine ganz eigne Art an sich ziehen, nicht durch die leichte Heiterkeit, nicht durch das umständlich Belehrende, sondern durch die auserlesene Feinheit ihres Umganges. Jedes Wort und jede Geberde ist bei ihnen voll Ausdruck, darum bedürfen sie zu Vielem immer nur sehr Weniges; in zarten Wendungen und mit sparsamen Worten wissen sie euch zu erkennen zu geben, daß sie Alles Gute in euch bemerken, und daß es ihnen Freude macht; ihre Theilnahme wissen sie zu äußern, ohne viel davon zu reden, und selbst ihren Tadel wissen sie von sich zu geben, ohne zu verletzen, Alles in den Grenzen der Würde und des Anstands; Anmuth und Wahrheit vereint scheinen jedes ihrer Worte einzugeben und jede Bewegung zu leiten. Das ist mehr als angenehm und unterrichtet, es liegt eine Kraft darin, zum Guten anzufeuern; ihr wollt dieser Aufmerksamkeit und dieser Theilnahme noch würdiger werden, ihr wollt noch mehr von dem Lobe verdienen, das in einem so köstlichen Gefäße dargereicht wird. Solche gute Bestrebungen werden durch sie immer in euch erregt, und wie sollten euch nicht diejenigen, welche sie auf eine solche Art hervorzurufen wissen, als die liebenswür-

digsten unter den Menschen erscheinen; wie sollte sich euer Herz nicht mit einem starken Zuge zu ihnen hingewendet fühlen?

So ist es allerdings: aber ich bitte euch, ist es denn das gesellige Talent, ist es der ausgeschmückte Verstand, ist es das verfeinerte Betragen allein, was so auf euch wirkt? Nein, gewiß nicht: sondern es ist die Vereinigung dieser Vorzüge mit wohlmeinender Güte, mit einer edlen Denkungsart und einem theilnehmenden Herzen, ohne welche sie sich kaum denken lassen; es ist, daß ich es kurz sage, die Liebe, welche mit darin ist, und ohne welche alle diese Vorzüge nichts wären, als ein leerer Schall, und auch nichts mehr auf euch wirken würden. Ich will euch nicht aufmerksam darauf machen, wie alle diese herrlichen Gaben sich ausnehmen in der Gesellschaft offenbar schlechter Eigenschaften des Gemüths; ich will euch nicht fragen, ob ihr den witzigen und angenehmen Gesellschafter auch noch lieben werdet, wenn er verleumderisch ist und auf Unfrieden ausgeht; denn feinen Weltmann, wenn er zweizüngig und arglistig ist; den Klugen und Erfahrenen, wenn ihr wißt, daß er alle Schätze seiner Weltkenntniß auf dem Wege des Lasters gefunden hat, und daß er sie jetzt wieder auslegt auf Betrug und auf Eigennutz, wenn ihr fürchten müßt, daß er auch mit euren unbefangenen Aeußerungen einen schändlichen Mißbrauch treibe: ich will euch nur zu bedenken geben, wie es schon alsdann werden wird, wenn diese köstlichen Vorzüge nicht unter dem Schutz und der Aufsicht des wahren Wohlwollens und der aufrichtigen Liebe stehen. Ohne diese bläht das Wissen und Alles, was dahin gehört, auf; es erzeugt Eigendünkel, Stolz, Unlust, sich mit den Andern zu vermischen, und dieses unselige Wesen macht den Geist scharf und das Herz bitter. Ohne Liebe werden eure witzigen und angenehmen Gesellschafter die Schwächern am Geiste mit Spott und Uebermuth behandeln — und wen werden sie denn nicht für schwächer am Geist halten? Sie werden

sich ein Geschäft daraus machen, Lächerlichkeiten aufzusuchen, und ihr Scherz dafür wird keine Spur von Gutmüthigkeit und Wohlwollen an sich haben. Würdet ihr, wenn sie so wären, auch wenn ihr nicht für euch selbst und die, welche euch lieb sind, zu fürchten hättet, sie wohl aufsuchen und lieben? Könntet ihr eine reine Freude haben an ihren Talenten? Ohne Liebe werden eure kenntnißreichen Freunde euch zwar auch noch belehren können, aber es wird nicht an Stolz und Anmaßung fehlen, nicht an mancherlei beleidigenden Aeußerungen des Bewußtseyns ihrer Ueberlegenheiten; die schöne Kunst, die Lehre lieblich zu machen, werden sie versäumen, weil sie es nicht der Mühe werth halten würden, sie zu verschwenden. Würdet ihr auch so noch eben so gern euch Rath bei ihnen erholen, oder nicht lieber Manches nicht wissen, als es von ihnen hören zu müssen? Ohne Liebe im höchsten Sinne des Wortes werden eure feinen anmuthigen Weltleute ihre Aufmerksamkeit und ihr wohlthuendes Lob auch nicht auf die Vorzüge eures Herzens richten, sondern auf eben jene glänzenden Eigenschaften, welche für sie selbst das Höchste sind: und so wird es euch bald fade erscheinen, für dasjenige gepriesen zu werden, worauf ihr den wenigsten Werth legt. — Freilich giebt es einen künstlichen Schein in unserer Welt, in der so viel Schein ist, um auch diesen Mangel der Liebe zu verdecken; freilich können sich Viele Zwang anthun, den Eigendünkel und Stolz ihres Herzens nicht hervorbrechen zu lassen, und so werden sie denn geliebt, ohne daß Liebe in ihnen ist. Aber das kann euch nicht irre machen an der Wahrheit meiner Behauptung; es ist auch hier der Schein der Liebe, der das Wohlgefallen erzeugt. Vielmehr ist dies nur ein neuer Beweis, wie tief es in unserer Natur liegt, daß nur die Liebe geliebt wird: denn wenn dieser Schein aufgedeckt wird, so flieht mit dem Irrthum auch die gemißbrauchte Zuneigung. Aufgedeckt wird er nun zwar gewiß früher oder später; denn Kei=

nem, auch dem Ausgelerntesten nicht, ist es möglich, den Schein der Tugend lange unverletzt zu erhalten: aber wohl dem, der nicht erst durch das Ohr sein Herz beschmeicheln läßt von so kaltem tönenden Erz, von so leeren klingenden Schellen, der gleich, ohne sich blenden zu lassen von den glänzenden Eigenschaften, darauf sieht, wie es mit dem Herzen eines Menschen steht, der lieber gleich die Hütte der Freundschaft baut bei der ungeschmückten Tugend und der einfachen Redlichkeit!

3) Drittens hat ein Mensch mit ausgezeichneten Talenten und den größten Vollkommenheiten des Geistes, aber ohne ächt tugendhafte Gesinnung, nicht einmal für die Gesellschaft einen größeren Werth, als Andere. Ich will keinesweges läugnen, was die Geschichte aller Zeiten und aller Völker laut genug bezeugt, daß gerade solche der Gesellschaft, der sie angehörten, in den bedrängtesten Umständen einzelne höchst wichtige Dienste geleistet haben. Ich sage nur, wenn ihr sie betrachtet, wie sie sind, so werdet ihr in ihnen keinen Grund finden, warum sie nicht Andern eben so verderblich werden könnten, als sie ihnen nützlich gewesen sind; und gewiß wird euch die Geschichte eben so viele Beispiele zeigen, daß Menschen von dieser Art das Unglück ihres Vaterlandes, ihrer Familie und ihrer Freunde gemacht haben. Ich sage ferner, daß, wenn ihr die Gesellschaft betrachtet in dem ruhigen Zustande, in welchem sie sich eigentlich immer befinden sollte, ihr gewiß gestehen werdet, daß Mitglieder von mäßigen Gaben, aber von einer sichern und festen Denkungsart, zu ihrem Wohlergehen mehr beitragen, als Menschen von ausgezeichnetem Geiste, aber ohne gute Gesinnung. Ich hoffe, ihr werdet hierin mit mir übereinstimmen, wenn ich euch auf zwei Punkte werde aufmerksam gemacht haben.

Der erste ist dieses, daß ohne eine sittliche Gesinnung gar keine Sicherheit darüber stattfindet, ob und wie ausgezeichnete Talente und Geistesgaben in der Welt werden angewendet

werden. Wer nicht von dem Triebe, seine Pflicht zu erfüllen, beherrscht wird, wen dabei weder die Noth drückt, noch der Eigennutz spornt, noch eine heftige Leidenschaft hinausjagt in das Getümmel der Welt, warum sollten für den die Vollkommenheiten, die er besitzt, ein Antrieb seyn, der Welt seine Ruhe aufzuopfern? Auf die rühmlichsten Anstrengungen seiner frühern Jahre folgt eine behagliche Trägheit; Bequemlichkeit und Genuß ist das Einzige, was er sucht, und alles Gute, was er sich erworben hat, verkommt ohne einen weitern Nutzen, als die Annehmlichkeit, die es dem engern Kreise seiner Freunde gewährt. Ob diese so oder auf eine minder edle Art unterhalten werden, ob ein angenehmer Müßiggänger zugleich ein gebildeter und mit Kenntnissen ausgerüsteter Mann ist, das ist der Gesellschaft sehr gleichgültig; und ein gewöhnlicher Mensch, der rüstig seinen Platz erfüllt, muß ihr weit ehrenwerther seyn. — Aber abgesehen von diesem, wenn nur Andere mit ihren natürlichen uns erworbenen Vollkommenheiten sich in einen Kreis geselliger Thätigkeit hineinbegeben: haben sie keine feste und tugendhafte Denkungsart, so müssen wir mehr vor dem Uebel zittern, welches sie wahrscheinlich anrichten werden, als auf das Gute rechnen, welches sie allerdings ausrichten könnten. Laßt sie schwach seyn, unentschlossen, ohne Kraft, selbst etwas zu wollen und zu unternehmen, in wessen Hände werden sie fallen? wer wird sich ihrer zum Werkzeuge bedienen können? Offenbar diejenigen, die ihnen schmeicheln, die in Kleinigkeiten unbedingt ihren Wünschen dienen, und wer läßt sich zu diesen kleinen Künsten herab? Nur die, welche mit dem gemeinen Wohl im Kriege sind und immer eigennützige oder sträfliche Absichten durchzusetzen haben. Ist es nicht ein bloßer Zufall, wenn es sich einmal anders trifft? und wäre es nicht besser, wenn jene gefährlichen Mitglieder der Gesellschaft keine so vortrefflichen und zierlichen Werkzeuge fänden? Kann der

wohl der Gesellschaft werth seyn, der höchst wahrscheinlich nur ein brauchbares Mittel in der Hand ihrer Feinde wird? Und er kann es werden, worauf auch diese ausgehen mögen: denn alle Talente sind eben so brauchbar zum Bösen als zum Guten. Ueberredungskunst kann die Ohren der Mächtigen der Weisheit geneigt machen und die Gemüther besänftigen, die von Leidenschaft zerrissen sind; aber sie kann auch das Böse beschönigen, der guten Sache ihre kräftigsten Stützen rauben und das Feuer der Zwietracht anfachen. Klugheit kann manches Hinderniß des Guten aus dem Wege räumen, aber auch das Böse schneller zur Reife fördern; Gewandtheit, Leichtigkeit in Geschäften kann gute Anordnungen schnell in Gang bringen, aber schlechten Menschen zu einer Unentbehrlichkeit verhelfen, die ihnen Nachsicht verschafft bei Vergehungen und Ungerechtigkeiten. Laßt nun so begabte Menscher von Eigennutz oder von Ehrsucht und andern heftigen Leidenschaften regiert werden: so werden wir eher des Segens sicher seyn können, den Sturmwinde und Erdbeben unsern Feldern und Wohnungen bringen, als des Guten, welches diese in der menschlichen Gesellschaft stiften werden. Was soll ich erst Beispiele anführen, da ihr nur die Augen aufschlagen dürft, um sie leider nur zu zahlreich auf allen Seiten zu finden im Großen und im Kleinen. Hätten alle menschlichen Verbindungen eine solche Einrichtung, daß nothwendiger Weise auch der Eigennutz alle ihre Mitglieder antreiben müßte, das gemeinschaftliche Wohl zu befördern, und daß dagegen die Uebertretung der Gesetze Keinem einen Vortheil gewähren könnte, daß für keine Leidenschaft eine Befriedigung möglich wäre, außer in den Grenzen des Erlaubten und durch Handlungen, welche den gemeinschaftlichen Endzweck der Gesellschaft befördern: dann möchtet ihr sagen, daß Talente für sich einen sichern Werth für die Gesellschaft hätten, und von ihnen auch ohne Tugend keine Gefahr zu besorgen wäre.

Der zweite Punkt ist dieser: wenn auch Menschen von vielen Geistesgaben, aber ohne ächte Tugend, es geschehe nun aus welcher Ursache es wolle, nichts Böses stiften, so hat doch auch das Gute, welches sie ausrichten, weniger Werth, weil ihm der Geist der Ordnung und des Gehorsams fehlt, der es zugleich zu einem nachahmungswürdigen Beispiel macht. Ich will nicht sagen, daß dies etwas Nothwendiges ist, aber es ist, wie die allgemeine Erfahrung zeigt, etwas sehr Natürliches und Gewöhnliches. Mit jeder ausgezeichneten Vollkommenheit pflegt, wenn sie in einem selbstsüchtigen, an höhere Gesetze sich nicht freiwillig bindenden Gemüthe wohnt, ein gewisser Eigensinn in der Ausübung verbunden zu seyn. Man glaubt so leicht, was nicht alle Menschen leisten können, dürfe man auch von dem, der es leisten kann, nicht zu jeder Zeit fordern; man glaubt, je außerordentlicher die Talente und die Geschicklichkeiten eines Menschen sind, um desto weniger habe er sie in seiner Gewalt, und könnte also nicht verlangen, daß sie ihm gerade dann zu Gebot stehen sollen, wenn es der Gesellschaft am wünschenswerthesten ist, oder wenn ihre Ordnung es erfordert. So entschuldigt jeder Einzelne dieser Art sich selbst, so jeden auch Andere; so wird ihm vergönnt zu unterlassen, was er thun sollte, hie und da schlechter zu machen, was er besser machen könnte. Mag dann auch dieses Schlechtere noch besser seyn, als viele Andere es gemacht hätten, weit mehr, als dieser Vortheil, geht dennoch verloren dadurch, daß ein verderbliches Beispiel gegeben wird. Habt immer wenige Talente, aber habt jene Selbstbeherrschung, nach welcher nur ein wahrhaft rechtschaffner Sinn trachtet: so wird der Gesellschaft weit mehr mit euch geholfen seyn. — Je mehr sich ein Mensch von ausgezeichnetem Verstande mit einem Geschäft einläßt, worüber, weil mehrere Menschen darin zu gemeinschaftlicher Thätigkeit vereinigt sind, Ordnungen verfaßt und Gesetze

gegeben werden mußten; desto deutlicher sieht er die Unvollkommenheit dieser Unordnungen und Gesetze ein. Der Rechtschaffene, dem Alles, was diesen Namen führt, heilig ist, wird sie dennoch nie verletzen; wem aber dieser Sinn fehlt, wer mehr Werth auf dasjenige setzt, was geschieht, als auf die Art, wie es gethan wird: wo sollte der ein Unrecht darin finden, wenn er, um, wie er meint, das gemeine Wohl zu befördern, Gesetze verletzt, die doch nur zu jenem Zweck gegeben seyn können? Solche Handlungen sind dann die gefährlichen Geschenke, welche die Welt von Talenten ohne Tugend empfängt! O! sie sollte sie nicht anrühren, denn sie sind jener Frucht gleich, durch welche sich der Same des Bösen über das menschliche Geschlecht verbreitet hat. Nein, Ordnungsliebe, Gehorsam, Selbstverläugnung, das ist überall in der Gesellschaft das Erste; und wo diese Eigenschaften nicht walten, da sind die köstlichen Gaben des Geistes nur ein leerer Schall, nicht ein leerer, sondern ein solcher, der die Nähe eines gefährlichen Feindes, eines drohenden Unglücks verkündigt.

Im Namen der Religion also und des Gewissens fordre ich euch auf, diese so offenbar dem Sinn der Schrift und dem Geiste des Christenthums angemessene Denkart zu der eurigen zu machen! Im Namen der Gesellschaft und der guten Sache fordere ich euch auf, sie bei jeder Gesellschaft so stark zu äußern, als euch möglich ist. Seyd ihr so glücklich, auf Menschen von ausgezeichnetem Geiste zu treffen, deren Sinn und Denkart zugleich den Forderungen entspricht, welche wir an einander machen: so werdet nicht müde, auf jede Weise zu bezeugen, daß es nur ihre rechtschaffene Gesinnung ist, welche ihr achtet, nur ihr wohlwollendes Herz, welches ihr liebt, und daß ohne dieses eure Bewunderung und euer Wohlgefallen von ganz anderer Art seyn würden. Habt ihr mit Menschen zu thun, denen es, bei einer seltenen Ausbildung des Geistes, bei unge-

wöhnlichen Einsichten und Geschicklichkeiten, an diesem vornehmsten Stücke fehlt: so stellt dicht neben ihnen die schlichte und einfältige Rechtschaffenheit auf, als den Gegenstand eurer Achtung; zeigt ihnen und der Welt, wie nur ein liebreiches, gefühlvolles, der Tugend gehorsames Gemüth eure herzliche Liebe gewinnen kann, und beweiset durch euer ganzes Leben, daß die Liebe, wie sie der Apostel beschreibt, das Erste ist, dem ihr nachtrachtet.

Die Weihnachtsfeier.

(Ein Gespräch.)

Der freundliche Saal war festlich aufgeschmückt, alle Fenster des Hauses hatten ihre Blumen an ihn abgetreten; aber die Vorhänge waren nicht herunter gelassen, damit der hereinleuchtende Schnee an die Jahrszeit erinnern möchte. Was von Kupferstichen und Gemälden sich auf das heilige Fest bezog, zierte die Wände; und ein Paar schöne Blätter dieser Art waren das Geschenk der Hausfrau an ihren Gatten. Die zahlreich und hochgestellten durchscheinenden Lampen verbreiteten ein feierliches Licht, welches doch zugleich schalkhaft mit der Neugierde spielte. Denn es zeigte die bekannten Dinge zwar deutlich genug; das Fremde aber und Neue konnte nur langsam und bei genauer Betrachtung bestimmt erkannt und sicher gewürdiget werden. So hatte es die heitere und verständige Ernestine an

geordnet, damit nur allmählig die halb im Scherz halb ernsthaft aufgeregte Ungeduld sich befriedigte, und die bunten kleinen Gaben noch ein Weilchen von einem vergrößernden Schimmer umgeben blieben.

Alle nämlich, die den eng verbundenen Kreis bildeten, Männer und Frauen, Jünglinge und Mädchen hatten es diesmal ihr übertragen, das, womit sie einander erfreuen wollten, einem Jeden zusammenzustellen und so was vereinzelt unscheinbar würde, zu einem stattlichen Ganzen zu ordnen. Nun hatte sie es vollbracht. Wie man in einem Wintergarten zwischen den immergrünen Stauden die kleinen Blüthen des Galanthus und der Viole noch unter dem Schnee oder unter der schirmenden Decke des Mooses hervorholen muß: so war Jedem sein Gebiet durch Epheu, Myrthen und Amaranthen eingehegt, und das zierlichste lag unter weißen Decken oder bunten Tüchern verhüllt, indeß die größeren Geschenke rund umher oder unter den Tafeln mußten aufgesucht werden. Die Namenszeichen fanden sich mit eßbaren Kleinigkeiten geschrieben auf den Bedeckungen, und Jeder mochte dann versuchen, zu den einzelnen Gaben den Geber aufzufinden. Die Gesellschaft wartete in den anstoßenden Zimmern, und die Ungeduld gab dem Scherz, der unterdeß getrieben wurde, einen leichten Stachel. Unter dem Vorwande zu errathen oder zu verrathen, wurden Gaben ersonnen, deren Beziehung auf kleine Fehler und Gewohnheiten, auf lustige Vorfälle und lächerliche Mißverständnisse oder Verlegenheiten nicht zu verkennen waren; und wem ein kleiner Streich dieser Art gespielt war, der säumte nicht, ihn nach allen Seiten hin zu erwiedern. Nur die kleine Sofie ging in sich gekehrt mit den größten ihrer Schrittchen auf und ab, und war den muthwillig durch einander Laufenden und Redenden mit ihrer unruhigen Gleichförmigkeit fast eben so sehr im Wege als diese ihr. Endlich fragte Anton sie mit verstellter Verdrüßlich-

keit, ob sie nicht jetzt alle ihre Geschenke gern hingeben würde für einen magischen Spiegel, welcher ihr vergönnte, durch die verschlossenen Thüren zu schauen. — Wenigstens, sagte sie, thäte ich das eher als du. Denn du bist gewiß mehr eigennützig als neugierig, und glaubst wohl ohnedies, daß die Strahlen deiner wunderbaren Klugheit auch durch alle Wände nicht aufgehalten werden. Und nun setzte sie sich in den dunkelsten Winkel, und wiegte das Köpfchen bedachtsam in den aufgestützten Händen.

Nicht lange, so öffnete Ernestine die Thüre, an der sie angelehnt stehen blieb. Allein anstatt daß die muntere Schaar begierig, wie man erwarten sollte, zu den besetzten Tafeln geeilt wäre, wendeten sich plötzlich in der Mitte des Saales, wo man das Ganze überschauen konnte, unwillkührlich alle Blicke auf sie. So schön war die Anordnung und ein so vollkommener Ausdruck ihres Sinnes, daß unbewußt und nothwendig Gefühl und Auge zu ihr hingezogen wurden. Halb im Dunkel stand sie da und gedachte sich unbemerkt an den geliebten Gestalten und an der leichten Freude zu ergötzen: aber sie war es, an der sich alles zuerst ergötzte. Als hätte man das Uebrige schon genossen, und als wäre sie die Geberin von Allem, so sammelte man sich um sie her. Das Kind umfaßte ihre Knie und schaute sie mit den großen Augen an, ohne Lächeln, aber unendlich lieblich; die Freundinnen umarmten sie; Eduard küßte ihr schönes heruntergeschlagenes Auge, und wie es Jedem geziemte, wurde ihr von Allen die herzlichste Liebe und Andacht bezeugt. Sie mußte selbst das Zeichen geben zur Besitznehmung. — Wenn ich es Euch zu Dank bestellt habe, ihr Lieben! sagte sie, so vergeßt nur nicht über dem Rahmen das Bild, und bedenkt, daß ich nur den festlichen Tag und Eure fröhliche Liebe geehrt habe, deren Zeichen Ihr mir anvertrautet. Kommt nun, und sehe Jedes, was ihm bescheert ist; und wer nicht verständig zu rathen weiß,

lasse sich geduldig auslachen. — Auch fehlte es hieran nicht. Zwar die Frauen und Mädchen riefen mit großer Zuversicht zu einer jeglichen Gabe den Geber aus, so daß sich keiner verläugnen konnte; aber die Männer begingen viele Mißgriffe, und nichts war lustiger und verdrüßlicher, als wenn sie über ihre Vermuthung schon einen witzigen Einfall ausgestellt hatten, und dieser dann wie ein schlechter Wechsel mit Protest zurückgeschickt wurde. — Es muß sich wohl so ziemen, sagte Leonhardt, wenn gleich es uns mit Recht immer verdrießt, daß die Frauen in diesen lieblichen Kleinigkeiten uns so weit an Scharfsinn übertreffen. Denn wie ihre Gaben weit mehr als die unsrigen durch ihre Bedeutung die feinste Aufmerksamkeit verrathen, und wir diese schöne Frucht ihres Talentes genießen: so müssen wir uns auch jene andere Wirkung desselben gefallen lassen, wiewohl sie uns etwas in den Schatten stellt. — Zu gütig, entgegnete Friederike, es ist gar nicht so allein unser Talent; sondern, wenn es zu sagen erlaubt ist, eine gewisse Ungeschicktheit von Euch Männern kommt uns auch nicht wenig zu Hülfe. Ihr liebt gar sehr die geraden Wege, wie es auch den Machthabern geziemt, und Eure Bewegungen, wenn Ihr auch gar nichts damit zu sagen gemeint seyd, sind doch von einer so verrätherischen Verständlichkeit, wie etwa auf dem Schachbrett die Entwürfe desjenigen, der es nicht unterlassen kann, die bedenklichen Steine des Gegners prüfend zu berühren, und mit unreifem Entschluß seine eigenen sechs mal zu heben, ehe er einmal zieht. — Ja, ja! entgegnete Ernst ehrlich lächelnd und verstellt seufzend, es bleibt wohl bei dem, was der alte Salomon sagt: den Mann hat Gott aufrichtig geschaffen, aber die Weiber suchen viel Künste. — So habt Ihr doch den Trost, sprach Karoline, uns nicht verderbt zu haben durch die moderne Artigkeit. Vielleicht mag wohl gar beides eben so ewig seyn als nothwendig; und wenn etwa Eure ehrliche Einfalt die Bedingung unserer Schlauheit ist, so be-

ruhigt Euch damit, daß vielleicht auf einer andern Seite unsere Beschränktheit sich eben so verhält zu Euren größeren Talenten.

Indeß waren die Geschenke näher betrachtet worden, und zumal was eigne weibliche Arbeiten waren in Stickerei und feiner Nähkunst, wurde von ihnen allen mit Kunstverstand geprüft und gelobt. Sofie hatte zuerst nur einen flüchtigen Blick auf ihre eigenen Schätze geworfen, und war gleich bald hier bald dort bei Allen umhergegangen, alles neugierig beschauend und eifrig rühmend, vor allen Dingen aber ansehnliche Bruchstücke von den zerstörten Namenszeichen einbettelnd. Denn an Süßigkeiten aller Art ist sie unersättlich, und liebt große Vorräthe davon zu besitzen, zumal wenn sie sie auf diese Weise zusammenbringen kann. Erst nachdem sie ihre Reichthümer mit einem solchen Magazin vermehrt hatte, fing sie an, ihre Geschenke genauer zu betrachten, und ging nun wieder zeigend und triumphirend mit jedem einzelnen Stücke besonders umher, gleich von jedem, wie es sich thun ließ, Gebrauch machend, um dadurch die Vortrefflichkeit der Gaben am sichersten zu beweisen. — Aber das Beste scheinst Du gar nicht zu achten, erinnerte die Mutter. — O ja! einzige Mutter, sagte das Kind, ich habe nur noch nicht Herz dazu. Denn ist es ein Buch: so hilft es mir nicht, ob ich hier hinein sehe; ich muß mich hernach in das Kämmerchen verschließen, um es dort erst zu genießen. Hat mir aber Jemand, denn du bist es sicher nicht gewesen, einen ernsthaften Scherz gemacht mit Mustern und Anleitungen zu allerlei Stricken und Sticken und andern Herrlichkeiten: so verspreche ich Dir so gewiß ich kann, sie im neuen Jahre recht fleißig zu gebrauchen; aber nur jetzt will ich es noch nicht wissen. — Schlecht gerathen, sprach der Vater, dergleichen ist es nicht, denn Du willst noch nicht verdienen, so etwas zu besitzen; aber es ist auch kein Buch, womit Du dich, um es seiner Bestimmung gemäß zu genießen,

in die Kammer zurückziehn könntest. — Nun zog sie es mit der größten Begierde hervor, auf die Gefahr einen großen Theil ihrer Vorräthe zu verschütten, rief mit einem lauten Schrei aus, Musik! und umherblätternd, o große Musik! Weihnachten für ein ganzes Leben! ihr sollt singen, Kinder, die herrlichsten Sachen. Nun las sie die Ueberschriften von größtentheils religiösen Kompositionen, alle in Bezug auf das liebliche Fest, lauter vorzügliche und zum Theil auch alte seltene Sachen. Sogleich lief sie nun zum Vater hin, um in leidenschaftlicher Dankbarkeit ihn mit Küssen zu überdecken.

Bei der schon erwähnten Abneigung gegen weibliche Arbeiten, zeigt das Kind ein entschiedenes Talent zur Musik; aber auch eben so beschränkt als groß. Zwar ihr Sinn ist keinesweges beschränkt; sondern sie hat herzliche Freude an allem Schönen auf jedem Gebiet dieser Kunst. Nur selbst ausüben mag sie nicht leicht etwas, als was im großen Kirchenstil gesetzt ist. Man darf es schon selten für ein Zeichen einer rein fröhlichen Stimmung halten, wenn sie halb laut ein leichtes lustiges Liedchen trillert. Geht sie aber ans Instrument, und setzt ihre Stimme, die sich zeitig zur Tiefe neigt, ordentlich in Bewegung: so hat sie es immer nur mit jener großen Gattung zu thun. Hier weiß sie jedem Tone sein Recht zu geben, jeder tritt mit kaum von dem Andern sich losreißender Liebe heraus, steht aber dann doch selbstständig da in gemeßner Kraft, bis auch er wieder, wie mit einem frommen Kusse, dem nächsten seine Stelle einräumt. Auch wenn sie allein zur Uebung singt, bezeugt ihr Gesang so viel Achtung fur die anderen Stimmen, als ob diese ebenfalls wirklich gehört würden: und wie sehr sie auch oft ergriffen ist, niemals doch stört eine Art von Uebermaaß den Wohllaut des Ganzen. Man kann es kaum anders nennen, auch ganz abgesehen von den Gegenständen, als daß sie mit Andacht singt, und jeden Ton mit demüthiger Liebe wartet und

pflegt. Wie nun Weihnachten recht eigentlich das Kinderfest ist, und so ganz besonders darin lebt: so konnte ihr kein liebe-res Geschenk erscheinen, als eben dieses.

Sie saß eine Weile in das Anschaun der Tonzeichen vertieft, griff die Akkorde auf dem Buch, und sang in sich hinein ohne Laut, aber mit sichtlicher Bewegung der Muskeln und mit lebhaften Geberden. Dann sprang sie plötzlich hinaus, kehrte aber bald zurück und sagte: nun laßt aber alles Besehen und Besprechen, und kommt bei mir zu Gaste drüben. Ich habe schon alles angezündet; der Thee ist auch bald bereitet, und also ist jetzt die bequemste Zeit. Ich durfte Euch nichts schenken, wie Ihr wißt und gesehen habt; aber auf ein Schauspiel Euch einzuladen ist mir nicht verboten. Man hatte ihr nämlich die Bedingung gemacht, sie sollte mit unter die Zahl der Schenkenden aufgenommen werden, sobald sie eine fehlerfreie zierliche Arbeit als erste Gabe darbringen könnte. Dies hatte sie noch nicht vermocht, aber sie wollte sich doch auf irgend eine Weise schadlos halten. Nun besitzt sie eines von jenen kleinen künstlichen Spielwerken, auf denen der ursprünglichen Absicht nach die Geschichte des Tages durch kleine bewegliche geschnitzte Figuren unter angemessenen Umgebungen soll dargestellt seyn, gewöhnlich aber wird diese so gut als ganz verdrängt durch eine Menge von ungehörigen, ja zum Theil abgeschmackten und burlesken Zuthaten, welche man anbringt, um dem einfältigen Mechanismus möglichst viel buntscheckige Verrichtungen zu geben; dies hatte sie gereinigt, aufs neue in Stand gesetzt, hie und da Verbesserungen angebracht, und es war nun in ihrer Kammer recht vortheilhaft aufgestellt und erleuchtet. Auf einer ziemlich großen Tafel sah man mit leidlichem Geschick in freier Verwirrung und von wenigen Episoden unterbrochen viel wichtige Momente aus der äußeren Geschichte des Christenthums dargestellt. Durch einander sah man da die

Taufe Christi, Golgatha und den Berg der Himmelfahrt, die Ausgießung des Geistes, die Zerstörung des Tempels, und Christen die sich mit den Sarazenen um das heilige Grab schlagen, den Pabst auf einem feierlichen Zuge nach der Peterskirche, den Scheiterhaufen des Huß, und die Verbrennung der päbstlichen Bulle durch Luther, die Taufe der Sachsen, die Missionarien in Grönland und unter den Negern, den Herrnhutischen Gottesacker und das Hallische Waisenhaus, welches letztere der Verfertiger, wie es schien, als das jüngste große Werk einer religiösen Begeisterung eigens hervorheben wollte. Mit besonderem Fleiß hatte die Kleine überall Feuer und Wasser behandelt, und die streitenden Elemente recht geltend gemacht. Die Ströme flossen wirklich und das Feuer brannte, und sie wußte mit großer Vorsicht die leichte Flamme zu unterhalten und zu hüten. Unter allen diesen stark hervortretenden Gegenständen suchte man eine Zeitlang die Geburt selbst vergeblich; denn den Stern hatte sie weislich zu verstecken gewußt. Man muß den Engeln und den Hirten nachgehn, die auch um ein Feuer versammelt waren, man öffnet eine Thüre in der Wand des Bildwerkes, das Haus war nur als Dekoration aufgetragen, und man erblickt in einem Gemach, das also eigentlich außerhalb liegt, die heilige Familie. Alles ist dunkel in der ärmlichen Hütte, nur ein verborgenes starkes Licht bestrahlt das Haupt des Kindes, und bildet einen Widerschein auf dem vorgebeugten Angesicht der Mutter. Gegen die wilden Flammen draußen verhielt sich dieser milde Glanz wirklich wie himmlisches Feuer gegen das irdische. Auch pries Sofie dies selbst mit sichtlicher Zufriedenheit als ihr höchstes Kunststück; sie dünkte sich dabei ein zweiter Coreggio, und machte ein großes Geheimniß aus der Veranstaltung. Nur, sagte sie, habe sie bis jetzt noch vergeblich darauf gesonnen, auch einen Regenbogenschein hineinzubringen, weil doch, sprach sie, der Christ der rechte Bürge

ist, daß Leben und Lust nie mehr untergehen werden in der Welt. Sie kniete einige Augenblicke, das Köpfchen reichte nur eben auf den Tisch, vor ihrem Werk, unverwandt in das kleine Gemach hineinschauend. Plötzlich ward sie gewahr, daß die Mutter grade hinter ihr stehe: sie wendete sich zu ihr ohne ihre Stellung zu ändern, und sagte innig bewegt: O Mutter, Du könntest eben so gut die glückliche Mutter des göttlichen Kindleins seyn! und thut es Dir denn nicht weh, daß Du es nicht bist? Und ist es nicht deshalb, daß die Mütter die Knaben lieber haben? Aber denke nur an die heiligen Frauen, welche Jesum begleiteten, und an Alles, was du mir von ihnen erzählt. Gewiß, ich will auch eine solche werden, wie du eine bist. Die gerührte Mutter hob sie auf und küßte sie. Die Andern betrachteten indeß einzeln dies und jenes. Besonders ernsthaft stand Anton davor. Er hatte seinen jüngeren Bruder neben sich, und zeigte diesem erklärend mit der weitschweifigen pathetischen Eitelkeit eines Cicerone, alles was er wußte. Der Kleine schien sehr aufzumerken, verstand aber gar nichts, und wollte immer zwischen durch in das Gewässer greifen und nach den Flammen, um sich zu überzeugen, ob sie auch wahrhaft wären und keine Täuschung. Während die Meisten noch hier beschäftigt waren, ließ Sofie nicht ab mit leisen Bitten beim Vater; er mußte sich mit Friederike und Karoline in das andere Zimmer ziehen lassen, letztere setzte sich ans Klavier, und sie sangen zusammen das Chor: „Lasset uns ihn lieben," und den Choral: „Willkommen in dem Jammerthal," auch noch einiges andere aus Reichardts trefflicher Weihnachts-Cantilene, in welcher die Freude und das Gefühl der Errettung und die demüthige Anbetung so schön ausgedrückt ist. Bald hatten sie die ganze Gesellschaft zu andächtigen Zuhörern, und als sie geendet hatten, geschah es, wie immer, daß religiöse Musik zuerst eine stille Befriedigung und Zurückgezogenheit des Gemüthes bewirkt. Es

gab einige stumme Augenblicke, in denen aber Alle wußten, daß eines jeden Gemüth liebend auf die Uebrigen und auf etwas noch Höheres gerichtet war. Der Ruf zum Thee versammelte bald wieder die Uebrigen im Saale; nur Sofie blieb noch lange in emsiger Uebung am Klavier, und kam nur schnell und ohne große Theilnahme ab und zu, ihren Durst zu löschen.

Man ging auf und nieder, und beschäftigte sich noch einmal mit den Geschenken. Sie schienen nun erst, nachdem etwas anderes vorgegangen war, recht in den Besitz ihrer neuen Eigenthümer übergegangen zu seyn, und konnten deshalb auch schon von den Gebern selbst als etwas Fremdes betrachtet und unbefangen gerühmt werden. Manches war vorher von Vielen übersehen worden, an manchem wurden nun erst noch besondere Vorzüge entdeckt. Wir haben auch diesmal, sagte Ernst, ein besonders günstiges Jahr um uns an unsern Gaben zu erfreuen. Manche bedeutende Veränderung steht bevor. Das niedliche Kinderzeug, womit Agnes so reichlich beschenkt ist, die schönen kleinen Kostbarkeiten für unsere künftige Einrichtung, meine gute Friederike, das Reisegeräth für Leonhardt, selbst die Schulbücher für deinen Anton, liebe Agnes, alles zeigt auf Fortschritte und schöne Ereignisse, und macht uns die Freuden der Zukunft auf eine belebende Art gegenwärtig. Ist doch das Fest selbst die Verkündigung eines neuen Lebens für die Welt, und so wird es uns natürlich am eindrücklichsten und erfreulichsten, wenn auch in unserm Leben sich etwas neues bedeutend regt. Ich schließe dich aufs neue wie ein Geschenk des heutigen Tages in meine Arme, du Geliebte! Als wärst du mir mit dem Erlöser zugleich jetzt eben gegeben, so ergreift mich ein wunderbares festliches Gefühl in hoher Freude. Ja es kann mich schmerzen, daß nicht Alle hier, so wie wir, vor einer neuen Stufe des Lebens andächtig knien, daß Euch, geliebten Freunde, nichts Großes nahe liegt, was sich dem größten Gegenstand

unmittelbar anheftet; und ich fürchte, wie unsre Gaben nur bedeutungslos erscheinen können gegen die Eurigen an uns, so sey auch Euer Gemüthszustand zwar heiter und glücklich, aber doch minder bewegt und erhöht, ja ich möchte fast sagen gleichgültig im Vergleich mit dem unsrigen. — Gewiß du bist sehr gut, lieber Freund, erwiderte Eduard, aus deiner Begeisterung so theilnehmend auf uns herüberzusehn. Aber doch rückt eben die Begeisterung uns dir zu sehr in die Ferne. Bedenke nur, daß unser ruhiges Glück eben dasselbe ist, dem du entgegengehst, und daß jede ächte Begeisterung, zumal die der Liebe, etwas nie Veraltendes und immer Erregbares bleibt. Oder kannst du dir Ernestinens Gefühl bei dem Ausdruck kindlicher Andacht und tiefer Innigkeit in unserer Sofie als etwas Gleichgültiges, kannst du es ohne die lebendigste Thätigkeit der Phantasie denken, in welcher Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft sich umschlingen? Sieh nur, wie sie im Innern bewegt ist, wie sie in einem Meere der reinsten Glückseligkeit badet. — Ja, ich gestehe es gern, sagte Ernestine, ordentlich entzückt hat sie mich vorher mit ihren wenigen Worten. Aber ich thue ihr unrecht, die Worte allein könnten eher einem, der sie nicht kennt, als Affektation vorgekommen seyn; es war ungetheilt die ganze Anschauung des Kindes. Das engelreine Gemüth that sich so herrlich auf, und wenn Ihr versteht, was ich meine, aber ich weiß es nicht anders auszudrücken, in der größten Unbefangenheit und Unbewußtheit lag ein so tiefer gründlicher Verstand des Gefühls, daß ich überschüttet wurde von der Fülle des Schönen und Liebenswürdigen, das nothwendig aus diesem Grunde emporwachsen muß. Wahrlich ich fühle es, daß sie in Einer Hinsicht nicht zu viel gesagt hat, als sie sagte, ich könnte wohl auch die Mutter des angebeteten Kindes seyn, weil ich in der Tochter, wie Maria in dem Sohne, die reine Offenbarung des

Göttlichen recht demüthig verehren kann, ohne daß das richtige Verhältniß der Mutter zum Kinde dadurch im mindesten gestört würde. — Darüber sind wir wohl Alle einverstanden, sagte Agnes, daß das sogenannte Verzärteln und Verziehen, das nicht den Kindern nur sich selbst zu Liebe geschieht um sich etwas Unangenehmes zu ersparen, nichts zu schaffen haben kann mit dem was du meinst. — Wir Frauen verstehen das wohl, erwiderte Ernestine; aber ob man es nicht den Männern doch bisweilen ausdrücklich vorhalten muß? Wenn deren eigentliche Sorge angeht, zumal für die Knaben, dann gilt es Tapferkeit und Tüchtigkeit, das Fortschreiten ist dann immer verbunden mit Anstrengung und Versagung, ja oft mag es auch Noth thun, das vergrößernde Selbstgefühl niederzuhalten; und dies könnte den Vätern leicht eine unrichtige Ansicht geben, wenn sie sich nicht an unserm mütterlichen Thun und Sinn fleißig orientirten. — Ja wir erkennen es, sprach Eduard, wie Ihr bestimmt seyd und gemacht, die ersten reinen Keime zu pflegen und zu entwickeln, ehe noch etwas Verderbliches heraustritt oder sich ansetzt. Den Frauen, die sich dem heiligen Dienst widmen, ziemt es überall im Innern des Tempels zu wohnen als Vestalinnen, die des heiligen Feuers wachen. Wir dagegen ziehn außen herum in strenger Gestalt, üben Zucht und predigen Buße, oder heften den Pilgern das Kreuz an, und umgürten sie mit dem Schwert um ein verlornes Heiligthum zu suchen und wieder zu gewinnen. — Du bringst mich, unterbrach ihn Leonhardt, wieder auf meinen Gedanken zurück, den ich im Fluß Eures Gespräches schon fast verloren hatte. Er betrifft Eure Sofie, und schwebt mir seit einiger Zeit schon öfters auf der Zunge, jetzt aber besonders lebhaft. Ihre kindliche Frömmigkeit rührt mich gewiß ebenfalls; aber mir schaudert auch nicht selten davor. Wie ihr Gefühl herausbricht, erscheint sie mir bisweilen schon im Geist wie eine Knospe, die durch zu starken Trieb in

sich selbst vergeht, ehe sie sich aufschließt. Bei allem Heiligen, lieben Freunde, gebt diesem Gefühl nicht zu viel Nahrung! Oder könnt Ihr sie nicht so lebhaft wie ich sehen mit früh verblühten Farben, vielleicht gar im Schleier mit unfruchtbarem Rosenkranzdienst vor einem Heiligenbilde knien, oder wenn das nicht, eingehüllt in das zurückstoßende Häubchen und in die anmuthslose Tracht vom freien und frohen Lebensgenuß ausgeschlossen in einem herrnhutischen Schwesternhause dumpf und unthätig hinbrüten? Es ist eine gefährliche Zeit, viel schöne weibliche Gemüther begeben sich in eine von diesen schnöden Verirrungen, die Familienbande zerreißen; und so wird auf jeden Fall die schönste Gestalt und das reichste Glück der weiblichen Bestimmung verfehlt, der inneren Verschrobenheit, ohne die so etwas gar nicht entstehen kann, nicht zu gedenken. Und das Kind, fürchte ich, hängt sehr nach dieser Seite. Ja es wäre ein unersetzlicher Verlust, wenn dies Gemüth und dieser Geist von dem Verderben einer Zeit ergriffen würden, in welcher, man möchte fast sagen, wenig Frauen ihre Ehre ganz unbefleckt behalten, wenn das wahr ist was Göthe sagt, daß immer ein Makel auf einer Person haftet, die wenn auch nur in irgend einem Sinn ihre Ehe aufgelöst oder ihre Religion geändert hat. Gesprochen soll werden über eine solche Besorgniß, wenn sie ein Freund hegt; aber nur einmal, und so mag es nicht unrecht seyn, daß ich immer, ich weiß nicht wie, bis heute bin gehindert worden. — Ich gebe dir das Zeugniß, sagte Ernestine, daß du bist gehindert worden. Denn angemerkt habe ich dir dein besorgliches Gefühl schon mehr als ein Mal; und bei dieser Bestimmtheit wollte es auch gewiß schon längst gern in Worte übergehen. Aber ich forderte es dir nicht ab, weil ich hoffte, es sollte dir selbst verdächtig werden, wenn du das Kind mehr sähest und sein Inneres sich dir deutlicher entwickelte. Sieh, Lieber! ich berufe mich auf dich selbst. Gewiß ganz richtig

setztest du voraus, es liege allemal eine innere Verschrobenheit zum Grunde, wo ein solcher Lebensweg eingeschlagen wird, wie du besorgst. Und wo ist diese leichter zu erkennen, als bei einem Kinde, bei dem man so wenig zweifelhaft seyn kann, ob irgend etwas wirklich aus dem Innern hervorgegangen ist oder sich nur von außen angesetzt hat? Kannst du aber wohl irgend etwas Verschrobenes in ihr aufzeigen, irgend etwas über die wahre Kindlichkeit Hinausgehendes? Oder irgend ein Mißverhältniß, wodurch ihre frommen Regungen sonst etwas unterdrücken, was ihr geziemt? Ich weiß nicht anders, als daß sie dies völlig eben so behandelt, wie jedes Andere was ihr lieb und werth ist. — Denke ich dies in Harmnnie mit ihrer übrigen Bildung so fortgehend: so sehe ich nicht ab, wie das römische Wesen oder auch das herrnhutische jemals für sie könnte anlockend werden. Sie müßte in der That erst mit ihrem eigenthümlichen Geschmack, der gar nicht diesen Charakter hat, auch ihr fast dreistes und schroffes Unterscheiden der Hauptsache in allen Dingen vom Schein und von der Umgebung gänzlich ablegen. — Zudem hält man bei den Herrnhutern nichts auf Bildwerke, dort wird es ihr also zu unkünstlerisch seyn. Und was das Katholische betrifft, so sagt ihr ja immer, die Besten, die von uns zu jener Kirche überträten, thäten es deshalb, weil sie dort einen festen Verein der Religion mit den Künsten anträfen, der bei uns fehle. Hat sich nun Sofie diesen Verein schon gemacht auf ihre eigne Weise, so wird sie kein Bedürfniß fühlen, sich an jenen anzuschließen, indem die Kunst oft so wunderlich und geschmacklos auftritt. — Ei, sagte Leonhardt scheinbar heftig, wenn sogar die Mädchen mich verwirrt machen wollen, so muß ich es ja wohl werden über und über. Und meinetwegen mag sie lieber katholisch werden mit ihrer Anwendung der Künste auf die Religion, denn ich mag das gar nicht. Ich bin als Christ sehr unkünstlerisch, und als

Künstler sehr unchristlich. Ich mag die steife Kirche nicht, die uns Schlegel in seinen auch etwas steifen Stanzen geschildert hat, noch auch die armen bettelnden erfrornen Künste, welche froh sind ein Unterkommen zu finden. Wenn diese nicht ewig jung, reich und unabhängig für sich leben, sich ihre eigne Welt bildend, wie sie sich die alte Mythologie unstreitig gebildet haben, so verlange ich keinen Theil an ihnen. Eben so die Religion, wie wir es nehmen, kommt mir schwach vor und verdächtig, wenn sie sich erst auf die Künste stützen will. — Sieh dich vor, Leonhardt, sagte Ernst, daß sie dich nicht zur Unzeit an deine eignen Worte erinnern. Hast du uns nicht neulich noch auseinander gesetzt, daß Leben und Kunst eben so wenig ein Gegensatz wären, wie Leben und Wissenschaft, daß ein gebildetes Leben recht eigentlich ein Kunstwerk wäre, eine schöne Darstellung, die unmittelbarste Vereinigung des Plastischen und Musikalischen? Nun werden sie sagen, du wollest also auch nicht, daß das Leben bei der Religion unterkommen solle, oder sich von ihr begeistern lassen, und sie sollte also nirgends seyn als in Worten, wo ihr sie bisweilen braucht aus allerlei Ursachen. — Das wollen wir nicht sagen, entgegnete Ernestine. Es ist ohnehin des müßigen Streites längst genug, der uns Andere langeweilt, weil wir das reine Vergnügen am Streiten nicht mit euch theilen können. —

Und wir sind ja offenbar einig, fügte Eduard hinzu, wenigstens in dem wohlthuenden Gefühl, welches sich in unserm heutigen Leben so besonders ausdrückt. Denn was ist die schöne Sitte der Wechselgeschenke wohl anders, als reine Darstellung der religiösen Freude, die sich, wie Freude immer thut, in ungesuchtem Wohlmeinen, Geben und Dienen äußert, und hier noch besonders das große Geschenk, dessen wir uns Alle gleichmäßig erfreuen, durch kleine Gaben abbildet. Je reiner diese Gesinnung im Ganzen hervortritt, um desto mehr

ist unser Sinn getroffen. Und um deswillen, liebe Ernestine, waren wir so ergötzt von deiner Anordnung dieses Abends, weil du unsern Weihnachtssinn so recht ausgedrückt; das Verjüngtseyn, das Zurückgehn in das Gefühl der Kindheit, die heitere Freude an der neuen Welt, die wir dem gefeierten Kinde verdanken, das Alles lag in dem dämmernden Schein, in der grünen blumigen Umgebung, in dem aufgehaltenen Verlangen. — Ja gewiß, sagte Karoline, ist was wir in diesen Tagen fühlen so rein die fromme Freude an der Sache selbst, daß mir ordentlich leid that, was Ernst vorhin äußerte, sie könnte durch irgend frohe Begebenheiten oder Erwartungen des äußeren Lebens erhöht werden. Aber es war ihm wohl auch nicht recht ernst damit; und was die Bedeutsamkeit unserer kleinen Gaben anlangt, so haben sie ihren Werth in sofern gar nicht durch das, worauf sie sich beziehen, sondern nur überhaupt dadurch, daß sie sich auf etwas beziehn, daß die Absicht zu erfreuen darin liegt, und der Beweis, wie bestimmt uns das Bild jedes lieben Freundes dabei vorgeschwebt. Mein Gefühl wenigstens unterscheidet jene höhere allgemeinere Freude sehr bestimmt von der lebhaftesten Theilnahme an dem, was Euch Allen, ihr lieben Freunde begegnet oder bevorsteht; und ich möchte eher sagen, diese wird durch jene erhöht. Wenn das Schöne und Erfreuliche zu einer Zeit vor uns steht, wo wir uns des Größten und Schönsten auf's innigste bewußt sind; so theilt sich dieses jenem mit, und in Beziehung auf das große Heil der Welt bekommt alles Liebe und Gute eine größere Bedeutung. Ja ich fühle es noch klar, wie ich es schon einmal erlebt habe, daß auch neben dem tiefsten Schmerz jene Freude ungehindert in uns aufblüht, und daß sie ihn reiniget und besänftiget, ohne von ihm gestört zu werden, so ursprünglich ist sie, und unmittelbar in einem Unvergänglichen gegründet. — Auch ich, sagte Eduard, der ich nach Ernsts voriger Schätzung leicht der

heute am wenigsten Beglückte seyn würde unter uns, fühle ein frohes Uebermaß von reiner Heiterkeit in mir, die mir gewiß auch alles übertragen würde, was begegnen möchte. Es ist eine Stimmung, in der ich das Schicksal herausfordern könnte, oder wenn das frevelhaft klingt, mich ihm wenigstens muthig stellen möchte auf jede Forderung; und eine solche Fassung ist doch einem Jeden zu wünschen. Ich glaube aber das volle Bewußtseyn und den rechten Genuß derselben verdanke ich auch zum Theil unserer Kleinen, die uns vorhin zur Musik führte. Denn jedes schöne Gefühl tritt nur dann recht vollständig hervor, wenn wir den Ton dafür gefunden haben; nicht das Wort, dies kann immer nur ein mittelbarer Ausdruck seyn, nur ein plastisches Element, wenn ich so sagen darf, sondern dem Ton im eigentlichen Sinne. Und gerade dem religiösen Gefühl ist die Musik am nächsten verwandt. Man redet so viel darüber hin und her, wie man dem gemeinsamen Ausdruck desselben wieder aufhelfen könnte; aber fast Niemand denkt daran, daß leicht das Beste dadurch geschehen möchte, wenn man den Gesang wieder in ein richtiges Verhältniß setzte gegen das Wort. Was das Wort klar gemacht hat, muß der Ton lebendig machen, unmittelbar in das ganze innere Wesen als Harmonie übertragen und festhalten. — Das wird wohl auch Niemand läugnen, fügte Ernst hinzu, daß nur auf dem religiösen Gebiet die Musik ihre Vollendung erlangt. Die komische Gattung, die allein als reiner Gegensatz existirt, bestätigt dies eher als sie es widerlegt; eine ernste Oper aber kann man doch kaum machen, ohne eine religiöse Basis, und dasselbe möchte von jedem höheren Kunstwerk von Tönen gelten; denn in den untergeordneten Künsteleien wird Niemand den Geist der Kunst suchen. — Diese nähere Verwandtschaft, sagte Eduard, liegt wohl mit darin, daß nur in der unmittelbaren Beziehung auf das Höchste, auf die Religion und eine bestimmte Gestalt des-

selben, die Musik ohne an ein einzelnes Faktum geknüpft zu werden, doch Gegebenes genug hat, um verständlich zu seyn. Das Christenthum ist ein einziges Thema in unendlichen Variationen dargestellt, die aber auch durch ein inneres Gesetz verbunden sind, und unter bestimmte allgemeine Charaktere fallen. Es ist auch gewiß wahr, was Jemand gesagt hat, daß die Kirchenmusik nicht des Gesanges, wohl aber der bestimmten Worte entbehren könnte. Ein Miserere, ein Gloria, ein Requiem, wozu sollen ihm die einzelnen Worte? es ist verständlich genug durch seinen Charakter, und erleidet keine wesentliche Veränderung, wenn diese Worte mit andern ähnlichen Inhalts, so sie nur eben so sangbar sind und der Musik gemäß gegliedert, in derselben oder einer andern Sprache vertauscht werden; ja Niemand wird sagen, es sey ihm etwas Großes entgangen, wenn er die untergelegten Worte auch gar nicht vernommen hat. Darum müssen beide fest an einander halten, Christenthum und Musik, weil beide einander verklären und erheben. Wie Jesus vom Chor der Engel empfangen ward, so begleiten wir ihn mit Tönen und Gesang bis zum großen Hallelujah der Himmelfahrt; und eine Musik wie Händels Messias ist mir gleichsam eine kompendiöse Verkündigung des gesammten Christenthums. — Ja überhaupt, fügte Friederike hinzu, der frömmste Ton ist es, der am sichersten ins Herz dringt. — Und die singende Frömmigkeit, stimmte Karoline bei, ist es, die am herrlichsten und geradesten zum Himmel aufsteigt. Nichts Zufälliges, nichts Einzelnes hält beide auf. Ich erinnere mich bei dem, was Eduard sagt, an etwas ohnlängst Gelesenes: ihr werdet gleich rathen, wem es angehört. Nie über einzelne Begebenheiten, so lauten etwa die Worte, weint oder lacht die Musik, sondern immer nur über das Leben selbst. — Wir wollen in Jean Pauls Namen hinzusetzen, sagte Eduard, die einzelnen Ereignisse seyen für sie nur durchgehende Noten,

ihr wahrer Inhalt aber die großen Akkorde des Gemüths, die wunderbar und in den verschiedensten Melodien wechselnd sich immer doch in dieselbe Harmonie auflösen, in der nur Dur und Moll zu unterscheiden ist, Männliches und Weibliches.

Seht, fiel Agnes ein, hier kommen wir wieder auf meine vorige Rede. Das Einzelne, das Persönliche, es sey nun Zukunft oder Gegenwart, Freude oder Leid, kann einem Gemüthe, das sich in frommen Stimmungen bewegt, so wenig geben oder nehmen, als durchgehende Noten, die nur leichte Spuren zurücklassen, den Gang der Harmonie afficiren. — Höre Eduard, fiel Leonhardt hastig ein, es wird mir zu arg mit Eurer Ruhe, welche die Wirklichkeit des Lebens ganz verläugnet, und dich muß ich darüber anklagen. Leidest du wohl, fuhr er halb leise fort, daß Agnes so sprechen kann, sie die in der schönsten und seligsten Hoffnung lebt? Warum nicht? antwortete sie selbst. Ist nicht eben auch hierbei das Persönliche zugleich auch das Vergängliche? ist nicht ein Neugebornes den meisten Gefahren ausgesetzt? wie leicht wird die noch unstete Flamme auch von dem leisesten Winde ausgeweht! Aber die Mutterliebe ist das Ewige in uns, der Grundakkord unseres Wesens. — Und so ist es dir gleichgültig, fragte Leonhardt, ob du dein Kind bilden kannst zu dem, was dir vorschwebt, oder ob es dir in der ersten dürftigen Periode des Lebens wieder entrissen wird? — Gleichgültig? entgegnete sie, wer sagt das? aber das innere Leben, die Haltung des Gemüthes wird nicht dadurch verlieren. Und glaubst du denn, die Liebe geht auf das, wozu wir die Kinder bilden können? Was können wir bilden? Nein, sie geht auf das Schöne und Göttliche, was wir in ihnen schon glauben, was jede Mutter aufsucht in jeder Bewegung, sobald sich nur die Seele des Kindes äußert. — Seht! Ihr Lieben, sagte Ernestine, mit diesem Sinn ist wieder jede Mutter eine Maria.

Jede hat ein ewiges göttliches Kind, und sucht andächtig darin die Bewegungen des höheren Geistes. Und in solche Liebe bringt kein Schicksal eine schmerzliche Zerstörung, noch auch keimt darin das verderbliche Unkraut der mütterlichen Eitelkeit. Mag der Alte weissagen, daß ein Schwerdt durch ihre Seele gehen wird; Maria bewegt die Worte nur in ihrem Herzen. Mögen die Engel sich freuen und die Weisen kommen und anbeten; sie überhebt sich nicht, sondern bleibt immer in der gleich andächtigen und demüthigen Liebe. — Wüßtet Ihr nur nicht Alles so lieblich auszudrücken, daß man es nicht kann verletzen wollen! sprach Leonhardt, es wäre wohl viel dagegen zu sagen. Sonst wenn das Alles so recht vorhielte, wahrlich Ihr wäret die Heldinnen dieser Zeit, ihr lieben idealistischen Schwärmerinnen mit Eurer Verachtung des Einzelnen und Wirklichen, und man sollte bedauern, daß Eure Gemeine nicht stärker ist, und daß Ihr nicht lauter tüchtige, schon waffenfähige, wehrhafte Söhne habt. Ihr müßtet die rechten christlichen Spartanerinnen seyn. Darum sehet ja zu euern Worten, und haltet was ihr versprecht; es können Euch harte Prüfungen bereitet seyn, daß Ihr sie gut bestehet. Die Anstalten sind schon gemacht. Ein großes Schicksal geht unschlüssig auf und ab in unserer Nähe mit Schritten, unter denen die Erde bebt, und wir wissen nicht wie es uns mit ergreifen kann. Daß sich dann nur nicht das Wirkliche mit stolzer Uebermacht für Eure demüthige Verachtung räche! — Lieber Freund, antwortete Ernst, die Frauen werden hierin wohl schwerlich hinter uns zurückstehen. Und die ganze Probe ist, wie mich dünkt, für sie nicht viel. Was uns aus der Ferne als ein großes Bild häuslichen Elends erscheint, zerfällt in der Nähe in viele Kleinlichkeiten, erleichtert überdies durch die Aehnlichkeit mit dem was allen rund umher begegnet. Was uns Männer bewegen muß in diesen Angelegenheiten, ist nicht das, was von Nähe und Ferne abhängt, aber gerade das, was

nicht in das unmittelbare Gebiet der Frauen fällt, und sie nur aufregen kann durch uns und um unsertwillen.

Sofie war unterdeß größtentheils am Instrument gewesen, um sich mit ihren neuerworbenen Schätzen zu befreunden, von denen sie einen Theil noch nicht kannte, und auch von dem Bekannten Manches gern gleich als Eigenthum begrüßen wollte. Itzt eben hörte man sie besonders laut aus einer Cantate einen Choral singen: „Der uns den Sohn geschenkt zum ewgen Leben, wie sollt uns der mit ihm nicht alles geben," an welchen sich eine prächtige Fuge anschloß, „Wenn ich nur dich habe, frage ich nichts nach Himmel und Erden". Als sie dies geendet, verschloß sie das Instrument und kam in den Saal zurück. Sieh da! sagte Leonhardt, der sie kommen sah, unsere kleine Prophetin! ich will doch gleich hören, in wie fern sie schon zu Euch gehört. Sage mir Kleine, redete er sie an, indem er ihr die Hand hinüberreichte, du bist doch gewiß lieber lustig als traurig? — Ich bin itzt wohl eben keines von beiden, antwortete sie. — Doch nicht lustig nach so viel schönen Geschenken? Das macht gewiß die ernsthafte Musik! Aber du hast nicht recht verstanden, was ich meinte; ich fragte, zum Ueberfluß freilich, welches von beiden du überhaupt lieber wärest, lustig oder traurig? — Ja, das ist schwer zu sagen, erwiederte sie, ich bin beides nicht außerordentlich gern; aber am liebsten immer das, was ich jedesmal bin. — Das verstehe ich nun wieder nicht, kleine Sphinx, wie meinst du das? — Nun, sagte sie, ich weiß weiter nicht, als daß Lustigkeit und Traurigkeit bisweilen gar wunderlich durch einander gehen und sich streiten, und das macht mich ängstlich, weil ich wohl merke, wie mir Mutter auch gesagt hat, daß dabei allemal etwas Verkehrtes oder Falsches im Spiel ist, und darum mag ich es nicht. — Also, fragte er weiter, wenn du nur Eins von beiden ganz bist, so ist es dir einerlei, ob fröhlich oder

traurig? — Je bewahre, dann bin ich ja eben gern, was ich bin, und was ich gern bin, ist mir ja nicht gleichgültig. Ach Mutter, fuhr sie fort zu Ernestinen gewendet, hilf mir doch! er fragt mich da so wunderlich aus, und ich kann mich gar nicht hinein verstehen, was er eigentlich will. Laß ihn lieber die Großen fragen, die werden ihm ja besser Rede stehn. — In der That, sagte Ernestine, ich glaube nicht Leonhardt, daß du viel weiter mit ihr kommen wirst; sie ist eben noch gar nicht in dem Geschick des Vergleichens mit ihrem Leben. — Laß dich diesen Versuch nicht abschrecken, tröstete ihn Ernst lächelnd, es bleibt immer eine schöne Kunst, das Katechisiren, und die man vor Gericht so gut braucht als irgendwo. Auch lernt gewiß immer Einer etwas dabei, wenn es nicht ganz verkehrt angefangen wird. — Sollte sie aber kein Gefühl darüber haben, sagte, Leonhard, den spöttischen Ernst vermeidend zu Ernestinen gewendet, ob ihr wohler ist im lustigen Zustande oder im traurigen? — Wer weiß; entgegnete jene, was meinst du, Sofie? — Ich weiß es ja wahrlich nicht, Mutter; mir kann in beiden sehr wohl seyn, und eben jetzt war mir, auch ohne daß ich eins von beiden bin, außerordentlich wohl. Nur mit seinen Fragen macht er mir Angst, weil ich es nicht anzustellen weiß, Alles was vorbei ist so zusammen zu suchen. Und damit küßte sie der Mutter die Hand und begab sich an das entgegengesetzte Ende des Saales in's Dunkel, wo nur noch einige von den Lampen schimmerten, zu ihren Weihnachtsgeschenken. — Das hat sie uns doch deutlich gezeigt, sagte Karoline, halb leise, welches der Kindersinn ist, ohne den man nicht ins Reich Gottes kommen kann; eben dies, jede Stimmung und jedes Gefühl für sich hinnehmen und nur rein und ganz haben wollen. — Wohl, sprach Eduard, nur daß sie kein bloßes Kind ist, und dies also auch nicht der ganze Kindersinn, sondern sie ist ein Mädchen. — Nun ja, fuhr Karoline fort, es sollte auch nur für uns gelten, und

ich wollte nur sagen, die Klagen die man so häufig hört von jüngeren und älteren, zumal auch an diesen Tagen der Kinderfreunde, daß sie sich nun nicht mehr so freuen könnten wie in ihren Kinderjahren, rühren gewiß nicht von denen her, die eine solche Kindheit gehabt. Nur gestern noch mußte ich mich wundern über die Verwunderung von einigen, denen ich behauptete, ich wäre jetzt noch eben so lebhafter Freude fähig, nur mehrerer. — Ja und die Arme, scherzte Leonhard, wird manchmal eben von jener Art für eitel gehalten, wenn sie nichts thut, als sich recht kindlich über etwas Mädchenhaftes erfreuen. Aber laß es gut seyn, schönes Kind, diese Widersacher sind dafür diejenigen, denen die Natur eine zweite Kindheit ans Ende des Lebens gesetzt hat, damit ihnen doch, wenn sie dies Ziel erreichen, noch ein letzter Labetrunk aus dem Becher der Freude zu Theil werde, zum Schluß der langen, kläglichen, freudenleeren Zeit. — Dies ist wohl ernsthafter und tragischer als scherzhaft, sagte Ernst. Ich wenigstens weiß kaum etwas Schauderhafteres, als wie der große Haufen der Menschen, da sie die ersten Gegenstände der kindlichen Freude nothwendig verlieren müssen, hernach aus Unfähigkeit höhere zu gewinnen, der schönen Entwikkelung des Lebens gedankenlos und von Langweil gequält — ich weiß nicht soll man sagen zuschauen oder beiwohnen, denn auch das ist noch zu viel für ihre reine Unthätigkeit — bis endlich aus dem Nichts wieder eine zweite Kindheit entsteht, die sich aber zu der ersten verhält wie ein widriger Zwerg zu einem schönen lieblichen Kinde, oder wie das unstäte Flackern einer verlöschenden Flamme zu dem um sich greifenden vielfach sich verwandelnden Schein einer eben entzündeten. — Nur gegen eines, sprach Agnes, möchte ich wieder eine Einwendung niederlegen. Müssen denn die ersten kindlichen Gegenstände der Freude in der That verloren gehen, damit man die höheren gewinne? Sollte es nicht eine Art geben, diese zu gewinnen,

ohne jene fahren zu lassen? Fängt denn das Leben mit einer reinen Täuschung an, in der gar keine Wahrheit ist, nichts Bleibendes? Wie soll ich das eigentlich verstehen? Beruhen die Freuden des Menschen der zur Besinnung über sich und die Welt gekommen ist, der Gott gefunden hat, wenn es doch dabei ohne Streit und Krieg nicht abgeht, auf der Vertilgung nicht etwa des Bösen, sondern des Schuldlosen? Denn so bezeichnen wir doch immer das Kindliche oder auch das Kindische, wenn ihr lieber wollt. Oder muß die Zeit mit ich weiß nicht welchem Gift die ersten ursprünglichen Freuden des Lebens schon vorher getödtet haben? Und der Uebergang aus dem einen Zustande in den andern ginge doch auf jeden Fall durch ein Nichts? — Ein Nichts kann man es wohl nicht nennen, fiel Ernestine ein, aber es scheint doch, und sie gestehen es auch selbst ein, daß die Männer, man möchte wohl sagen die besten am meisten, zwischen der Kindheit und ihrem bessern Daseyn ein wunderliches wüstes Leben führen, leidenschaftlich und verworren. Es sieht auf der einen Seite aus wie eine Fortsetzung ihrer Kindheit, deren Freuden auch eine heftige und zerstörende Natur zeigen, auf der andern aber gestaltet es sich auch zu einem unstäten Treiben, einem unschlüssigen immer wechselnden Fahrenlassen und Ergreifenwollen, wovon wir nichts verstehen. Bei unserm Geschlecht vereinigt sich beides unmerklicher mit einander. In dem was uns in den Spielen der Kindheit anzieht, liegt schon unser ganzes Leben, nur daß sich wie wir erwachsen allmählig die höhere Bedeutung von dem und jenem offenbart; und auch wenn wir Gott und die Welt nach unserer Weise verstehen, drücken wir unsere höchsten und süßesten Gefühle immer zugleich auch in jenen lieblichen Kleinigkeiten aus, in jenem milden Scheine, der uns in den Tagen der Kindheit mit der Welt befreundete. — So hätten, sagte Eduard, Männer und Frauen auch in der Entwickelung des Geistigen, ohnerachtet es

doch in beiden dasselbe seyn muß, ihre abgesonderte Weise, um sich durch gegenseitiges Erkennen auch hierin zu vereinigen. Ja es mag wohl seyn, und es spricht mich recht klar an, daß der Gegensatz des Unbewußten und des Besonnenen in uns Männern stärker hervortritt, und sich während des Ueberganges in jenem unruhigen Streben, jenem leidenschaftlichen Kampf mit der Welt und sich selbst offenbart. Dagegen in Eurem ruhigen und anmuthigen Wesen die Stätigkeit beider und ihre innere Einheit ans Licht tritt, und heiliger Ernst und liebliches Spiel überall Eins sind. — Allein, entgegnete Leonhard scherzhaft lächelnd, so wären, wunderbar genug, wir Männer christlicher als die Frauen. Denn das Christenthum redet ja überall von einem Umkehren, einer Veränderung des Sinnes, einem Neuen wodurch das Alte soll ausgetrieben werden. Welches alles, wenn die vorige Rede wahr ist, Ihr Frauen, wenige Magdalenen abgerechnet, gar nicht nöthig hättet. — Aber Christus selbst, erwiderte Karoline, hat sich doch nicht bekehrt. Eben deshalb ist er auch immer der Schutzherr der Frauen gewesen, und während Ihr Euch nur über ihn gestritten habt, haben wir ihn geliebt und verehrt. Oder was könntest du dagegen einwenden, wenn wir nun erst den rechten Sinn hineinlegten in das abgebrauchte Sprichwort, daß wir immer Kinder bleiben; dagegen ihr erst umkehren müßt, um es wieder zu werden? — Und was uns so nahe liegt, fügte Ernst hinzu, was ist die Feier der Kindheit Jesu anders als die deutliche Anerkennung der unmittelbaren Vereinigung des Göttlichen mit dem Kindlichen, bei welcher es also keines Umkehrens weiter bedarf. Auch hat schon Agnes dies vorher geäußert, als die allgemeine Ansicht aller Frauen, daß sie in ihren Kindern, wie die Kirche es in Christo thut, schon von der Geburt an das Göttliche voraussetzen und es aufsuchen. — Ja eben dieses Fest, sagte Friederike, ist der nächste und beste Beweis, daß es sich mit uns wirk-

lich so verhält, wie Ernestine vorher beschrieben hat. — Wie so? fragte Leonhardt. — Weil man hier, antwortete sie, in kleinen aber doch weder unkenntlichen noch vergessenen Abschnitten, der Natur unserer Freude nachgehn kann, um zu sehen ob sie mehrere plötzliche Verwandlungen erfahren hat. Man bedürfte kaum uns auf das Gewissen zu fragen; denn die Sache spricht selbst für sich. Es ist offenbar genug, daß überall Frauen und Mädchen die Seele dieser kleinen Feste sind, am meisten geschäftig dabei, aber auch am reinsten empfänglich und am höchsten erfreut. Wenn sie nur Euch überlassen wären, würden sie bald untergehn: durch uns allein werden sie zu einer ewigen Tradition. Könnten wir aber nicht die religiöse Freude auch für sich allein haben? Und würde dem nicht auch so seyn, wenn wir sie erst späterhin als etwas Neues gefunden hätten? Aber bei uns hängt jetzt noch alles so zusammen wie in den früheren Jahren. Schon in der Kindheit legten wir diesen Geschenken eine besondere Bedeutung bei; sie waren uns mehr als das Nämliche zu einer andern Zeit gegeben. Nur daß es damals eine dunkle geheimnißvolle Ahndung war, was seitdem allmählig klarer hervorgetreten ist, was uns aber immer noch am liebsten unter derselben Gestalt vor Augen tritt, und das gewohnte Symbol nicht will fahren lassen. Ja bei der Genauigkeit, mit welcher uns die kleinen schönen Momente des Lebens in der Erinnerung bleiben, könnte man stufenweise dies Hervortreten des Höheren nachweisen. — Wahrlich, sagte Leonhardt, lebhaft und gut ausgeführt, wie Ihr es könntet, müßte das eine schöne Reihe kleiner Gemälde geben, wenn Ihr uns Eure Weihnachtsfreuden mit ihren Merkwürdigkeiten beschreiben wolltet, und auch wer in den unmittelbaren Zweck nicht mit besonderer Theilnahme einginge, würde sich daran erfreuen. — Wie artig er zu verstehen geben will, daß es ihn langweilen würde, rief Karoline aus! — Freilich, sagte Ernestine, so wäre es zu kleinlich, auch für den der

sich noch frauendienerischer anstellen wollte, wie für den, der wirklich noch mehr Sinn für die Sache hätte. Aber wer einzeln etwas Merkwürdiges dieser Art zu erzählen weiß, in Bezug auf unsere Unterredung, der thue es und schließe sich einem solchen Zuge aus meiner frühen Kindheit an, den ich Euch erzählen will, wenn auch vielleicht Einige schon darum wissen sollten. Friederike stand auf und sagte, Ihr wißt, ich pflege nicht so zu erzählen; ich will aber etwas anderes thun, was Euch Vergnügen macht, ich werde mich an das Instrument setzen und Eure Erzählungen phantasiren. So höret Ihr ja auch etwas von mir und mit Eurem feineren und höheren Ohre.

Ernestine begann. Zu Hause waren dem fröhlichen Feste allerlei trübselige Umstände vorhergegangen, die sich nur kurz zuvor ziemlich glücklich aufgelöst hatten. Es war daher weniger und bei weitem nicht mit so viel Liebe und Fleiß als gewöhnlich für die Freude der Kinder gesorgt worden. Dies war eine günstige Veranlassung um einen Wunsch zu befriedigen, den ich schon ein Jahr früher aber vergeblich geäußert hatte. Damals nämlich wurden nach in den späten Abendstunden die sogenannten Christmetten gehalten und bis gegen Mitternacht unter abwechselnden Gesängen und Reden vor einer unstäten und nicht eben andächtigen Versammlung fortgesetzt. Nach einigen Bedenklichkeiten durfte ich wohlbegleitet von dem Kammermädchen der Mutter zur Kirche fahren. Ich weiß mich nicht leicht einer so gelinden Witterung um Weihnachten zu erinnern als damals. Der Himmel war klar und doch der Abend fast lau. In der Gegend des fast schon verlöschenden Christmarktes trieben sich große Schaaren von Knaben umher mit den letzten Pfeifen, Pipvögeln und Schnurren, die um einen wohlfeilen Preis losgeschlagen wurden, und liefen lärmend auf den Wegen zu den verschiedenen Kirchen hin und her. Erst ganz in der Nähe

vernahm man die Orgel und wenige unordentlich begleitende Stimmen von Kindern und Alten. Ohnerachtet eines ziemlichen Aufwandes von Lampen und Kerzen wollten doch die dunklen altersgrauen Pfeiler und Wände nicht hell werden, und ich konnte nur mit Mühe einzelne Gestalten herausfinden, die jedoch nichts Erfreuliches darboten. Noch weniger konnte mir der Geistliche mit seiner quäkenden Stimme einige Theilnahme einflößen; ich wollte schon ganz unbefriedigt meine Begleiterin bitten zurückzukehren, und sah mich nur noch einmal überall um. Da erblickte ich in einem offnen Stuhl, unter einem schönen alten Monument, eine Frau mit einem kleinen Kinde auf ihrem Schooß. Sie schien des Predigers, des Gesanges und alles um sie her wenig zu achten, sondern nur in ihren eigenen Gedanken tief versenkt zu seyn, und ihre Augen waren unverwandt auf das Kind gerichtet. Es zog mich unwiderstehlich zu ihr, und meine Begleiterin mußte mich hinführen. Hier hatte ich nun auf einmal das Heiligthum gefunden, das ich so lange vergeblich gesucht. Ich stand vor der edelsten Bildung, die ich je gesehn. Einfach gekleidet war die Frau, ihr vornehmer großer Anstand machte den offnen Stuhl zu einer verschlossenen Kapelle; Niemand hielt sich in der Nähe und dennoch schien sie auch mich nicht zu bemerken, da ich dicht vor ihr stand. Ihre Miene schien mir bald lächelnd bald schwermüthig, ihr Athem bald freudig zitternd bald frohe Seufzer schwer unterdrückend, aber das Bleibende von dem Allen war freundliche Ruhe, liebende Andacht, und herrlich strahlte diese aus dem großen schwarzen niedergesenkten Auge, das mir die Wimpern ganz verdeckt hätten, wenn ich etwas größer gewesen wäre. So schien mir auch das Kind ungemein lieblich, es regte sich lebendig aber still, und schien mir in einem halb unbewußten Gespräch von Liebe und Sehnsucht mit der Mutter begriffen. Nun hatte ich lebendige Gestalten zu den schönen Bildern von Maria und dem

Kinde; und ich vertiefte mich so in diese Phantasie, daß ich halb unwillkürlich das Gewand der Frau an mich zog, und sie mit bewegter sehr bittender Stimme fragte, darf ich wohl dem lieblichen Kinde etwas schenken? und so leerte ich auch schon einige Händchen voll Näschereien, die ich zum Trost in aller etwanigen Noth mitgenommen, auf seine Bedeckung aus. Die Frau sah mich einen Augenblick starr an, zog mich dann freundlich zu sich, küßte meine Stirn und sprach: O ja, liebe Kleine, heute giebt ja Jedermann, und alles um eines Kindes willen. Ich küßte ihre um meinen Hals gelegte Hand und ein ausgestrecktes Händchen des Kleinen, und wollte schnell gehn; da sagte sie: Warte, ich will dir auch etwas schenken; vielleicht, daß ich dich einmal daran wieder erkenne. Sie suchte umher, und zog aus ihren Haaren eine goldne Nadel mit einem grünen Stein, die sie an meinem Mantel befestigte. Ich küßte noch einmal ihr Gewand, und verließ schnell die Kirche mit einem vollen über Alles seligen Gefühl. Es war Eduards älteste Schwester, jene herrliche tragische Gestalt, die mehr als irgend Jemand auf mein Leben und mein inneres Seyn gewirkt hat. Sie wurde bald die Freundin und Führerin meiner Jugend, und wiewohl ich nichts als Schmerzen mit ihr zu theilen gehabt, zähle ich doch meine Verbindung mit ihr zu den schönsten und wichtigsten Momenten meines Lebens. Auch Eduard stand damals als ein herangewachsener Knabe hinter ihr; aber ohne auch nur von mir bemerkt zu werden. — Friederike schien den Inhalt gekannt zu haben, so genau begleitete ihr Spiel die anmuthige Erzählung, und brachte jedes Einzelne gleich in Uebereinstimmung mit dem Totaleindruck des Ganzen. Als Ernestine geendet, bog jene nach einigen phantastischen Gängen in eine schöne Kirchenmelodie ein. Sofie, die sie errieth, lief hin um ihre Stimme hinzuzufügen, und sie sangen zusammen die schönen Verse von Novalis:

Ich sehe dich in tausend Bildern,
Maria, lieblich ausgedrückt;
Doch keins von Allen kann dich schildern
Wie meine Seele dich erblickt.
Ich weiß nur, daß der Welt Getümmel
Seitdem mir wie ein Traum verweht,
Und ein unnennbar süßer Himmel
Mir ewig im Gemüthe steht.

Mutter, sagte Sofie als sie zurückkam, jetzt schwebt mir alles recht lebendig vor, was du mir je von Tante Kornelie erzählt hast, und von dem schönen Jüngling, den ich noch gesehen habe, und der so heldenmüthig und so vergeblich für die Freiheit gestorben ist. Doch laß mich die Bilder herholen; wir kennen sie wohl alle, aber ich meine wir müssen sie gerade jetzt betrachten. — Die Mutter winkte zu, und das Kind holte zwei noch nicht gefaßte Gemälde von Ernestinens Pinsel. Beide stellten ihre Freundin vor und den Schmerzenssohn. Das eine, wie er zu ihr zurückkehrt aus der Schlacht, verwundet aber mit Ruhm bedeckt; das andere wie er Abschied von ihr nimmt, um als eins der letzten Opfer der blutdürstigsten Zeit zu fallen.

Leonhardt unterbrach die schmerzlichen Erinnerungen, die sich nur in einzelnen wehmüthigen Worten Luft machten, indem er zu Agnes sagte: erzähle uns etwas anderes, Kind, und mache mich dadurch von beidem los, von dem stechenden Schmerz sowohl, der gar nicht in unsere Freude gehört, als von dem Mariendienst, in den uns die Mädchen dort eingesungen haben.

Nun wohl, antwortete Agnes: so will ich etwas weniger Bedeutendes, vielleicht aber dafür recht Fröhliches erzählen. Ihr wißt, vor dem Jahr waren wir an diesem Fest Alle zerstreut, und ich schon seit mehreren Wochen bei meinem Bruder, um Luisens erster Niederkunft hülfreich beizustehen. Der heilige Abend wurde auch dort nach unserer Sitte von versammelten

Freunden und Freundinnen begangen; Luise war zwar vollkommen hergestellt, ich hatte mir aber doch nicht nehmen lassen alles zu ordnen, und zu meiner Freude herrschte auch unter Allen ganz die reine Heiterkeit und die frisch aufgeregte Liebe, die sich an diesem allgemeinen Freudentage unter guten Menschen überall einstellen; und wie sie sich unter Geschenken und Freudensbezeugungen in das muntere Gewand des Scherzes und der freien spielenden Kindlichkeit kleidet, so war sie auch unter uns. Plötzlich erschien im Saal die Wärterin mit ihrem Kleinen, ging beschauend um die Tische herum, und rief mehre Male hintereinander halb scherzhaft, halb weinerlich: hat denn Niemand dem Kinde etwas geschenkt? Haben sie denn das Kind ganz vergessen? Wir versammelten uns bald um das kleine niedliche Geschöpf, und im Scherz und Ernst entspannen sich allerlei Reden darüber, wie man ihm bei aller Liebe noch keine Freude machen könne, und wie recht es wäre, daß wir Alles, was ihm eigentlich gehörte, der Mutter zugewendet hätten. Der Wärterin wurde nun Alles gezeigt und auch dem Kleinen vorgehalten, Mützchen, Strümpfchen, Kleider, Löffelchen, Näpfchen; aber weder Glanz und Klang des edlen Metalls, noch die blendende und durchsichtige Weiße der Zeuge schien seine Sinne zu rühren. Ja so ist es, Kinder! sagte ich zu den Andern, er ist noch ganz an seine Mutter gewiesen, und auch diese kann ihm heute noch nichts anderes als das gleiche tägliche Gefühl der Befriedigung erregen. Sein Bewußtseyn ist noch mit dem ihrigen vereinigt, in ihr wohnt es und nur in ihr können wir es pflegen und erfreuen. — Aber wir sind doch Alle recht beschränkt gewesen, fing ein liebenswürdiges Mädchen an, daß wir nur so auf den gegenwärtigen Augenblick gedacht haben. Steht denn nicht das ganze Leben des Kindes vor der Mutter? Mit diesen Worten forderte sie mir meine Schlüssel ab, mehrere andere zerstreuten sich gleichfalls mit der Versicherung, bald wieder da zu

seyn, und Ferdinand redete ihnen zu, zu eilen; denn er habe auch noch etwas vor für den Kleinen. Ihr errathet wohl nicht was? sagte er zu uns Zurückbleibenden. Ich will ihn gleich taufen, ich wüßte keinen schöneren Augenblick dazu als diesen; besorget das Nöthige, ich will auch wieder da seyn, wenn unsere Freunde zurückkehren. So schnell als möglich kleideten wir das Kind in das niedlichste was unter den Geschenken vorhanden war, und wir hatten kaum geendet, als die Weggegangenen sich mit allerlei Gaben wieder einstellten. Scherz und Ernst war darin wunderlich gemischt, wie es bei jeder Vergegenwärtigung der Zukunft nicht anders seyn kann. Zeuge zu Kleidungsstücken für seine Knabenjahre nicht nur, sondern gar für seinen Hochzeitstag; ein Zahnstocher und ein Uhrband mit dem Wunsch, daß man von ihm sagen möge, in besserem Sinne, was von Churchill: Wenn er am Uhrband spielt, wenn er in Zähnen stochert, kommt ein Gedicht heraus; zierliches Papier, worauf er den ersten Brief an ein geliebtes Mädchen schreiben sollte; Lehrbücher für die Anfangsgründe in allerlei Sprachen und Wissenschaften, auch eine Bibel, welche ihm eingehändigt werden sollte, wenn ihm der erste Unterricht im Christenthum würde ertheilt werden; ja sein Oheim der gern Karikaturen macht, brachte sogar als das erste Erforderniß eines künftigen Zierboldes, wie er sich auf Campisch ausdrückte, eine Brille, und ruhte nicht, sie mußte den großen hellen blauen Aeuglein vorgehalten werden. Viel wurde gelacht und gescherzt, aber Luise behauptete ganz ernsthaft, die Brille ausgenommen — denn er mußte ja wohl ihre und Ferdinands tüchtige Augen haben — sehe sie ihn doch nun ganz lebendig und mit bestimmter Gestalt und Zügen gewiß ächt prophetisch in allen den Zeiten und Verhältnissen vor sich, auf welche die Geschenke hindeuteten. Vergeblich neckte man sie damit, wie altfränkisch er sich wahrscheinlich ausnehmen würde, wenn er wirklich jedes Geschenk durch Gebrauch

ehren wollte, und wie man besonders das Papier vor dem Gelbwerden hüten müsse. Endlich kamen wir überein, vor allem den Geber der Bibel zu loben, die er doch am sichersten würde gebrauchen können. Ich machte sie auf den Schmuck des Kleinen aufmerksam; aber Niemand suchte etwas besonderes darin, sondern nur dieses, daß er ihre Gaben auf recht würdige Weise in Empfang nehmen sollte. Alle waren daher nicht wenig verwundert, als Ferdinand in voller Amtskleidung hereintrat, und zugleich der Tisch mit dem Wasser gebracht wurde. Wundert Euch nicht zu sehr, lieben Freunde, sagte er. Bei Agnesens Bemerkung vorher, fiel mir sehr natürlich der Gedanke ein, den Knaben noch heute zu taufen. Ihr sollt sämmtlich Zeugen dabei seyn, und auch dadurch Euch aufs Neue als theilnehmende Freunde seines Lebens unterzeichnen. Ihr habt ihm Gaben dargebracht, fuhr er fort, nachdem er das Einzelne unter mancherlei fröhlichen Bemerkungen betrachtet hatte, die auf ein Leben hindeuten, wovon er noch nichts weiß, wie auch Christo Gaben dargebracht wurden, die auf eine Herrlichkeit hindeuteten, wovon das Kind noch nichts wußte. Laßt uns ihm nun auch das Schönste, Christum selbst, zueignen, wiewohl es ihm itzt noch keinen Genuß noch Freude gewähren kann. Nicht in der Mutter allein oder in mir wohnt jetzt noch für ihn die Kraft des höhern Lebens, das in ihm selbst noch nicht seyn kann, sondern in uns Allen, und aus uns Allen muß es ihm dereinst zuströmen und er es in sich aufnehmen. So versammelte er uns um sich und fast unmittelbar aus dem Gespräch ging er zu der heiligen Handlung über. Mit einer leisen Anspielung auf die Worte, wer mag wehren, daß diese getauft werden, sprach er sich darüber aus, wie eben dieß, daß ein christliches Kind von Liebe und Freude empfangen werde und immer umgeben bleibe, die Bürgschaft leiste, daß der Geist Gottes in ihm wohnen werde; wie das Geburtsfest der neuen Welt ein Tag der Liebe

und Freude seyn müsse, und wie beides vereinigt recht dazu auserlesen sey, ein Kind der Liebe auch zur höheren Geburt des göttlichen Lebens einzuweihen. Als wir nun Alle dem Kinde die Hände auflegten, nach der dortigen guten alten Sitte, so war es, als ob die Strahlen der himmlischen Liebe und Freude sich auf dem Haupt und Herzen des Kindes als einen neuen Brennpunkt vereinigten, und es war gewiß das gemeinschaftliche Gefühl, daß sie dort ein neues Leben entzünden, und so wiederum nach allen Seiten ausstrahlen würden. — Also wieder das Vorige, unterbrach Leonhardt, nur gleichsam ein umgekehrtes negatives Christkindlein, in welches der Heiligenschein einströmt, nicht aus. — Ganz herrlich hast du das getroffen, lieber Leonhardt, antwortete Agnes, ich konnte es so schön nicht sagen. Nur die Mutter, deren Liebe den ganzen Menschen im Kinde sieht, und diese Liebe ist es eben, ie ihr den englischen Gruß zuruft, sieht auch den himmlischen Glanz schon ausströmen aus ihm, und nur auf ihrem prophetischen Angesicht bildet sich jener schöne Widerschein, den in unbewußtem kindlichem Sinn Sofie dargestellt hat. Und weshalb ich Euch grade diesen Abend wiedergegeben, das wirst du nun auch besser und schöner sagen als ich es kann, wenn du es auch überhaupt nur sagst. Denn ich weiß mit Worten nicht zu beschreiben, wie tief und innig ich damals fühlte, daß jede heitere Freude Religion ist, daß Liebe, Lust und Andacht Töne aus Einer vollkommnen Harmonie sind, die auf jede Weise einander folgen und zusammenschlagen können. Und wenn du es recht schön machen willst, so nimm dir nur vor zu spötteln; dann kommt dir das Wahre gewiß wider deinen Willen, wie vorher. — Warum sollte ich? antwortete Leonhardt. Du hast ja selbst angegeben, wie du es ausgedrückt haben willst, nämlich nicht mit Worten, sondern in Musik. Aber Friederike hat nur selbst gehört, wie es scheint, und uns gar nichts zu hören gegeben, nicht einmal dein Symbol, wovon

du jetzt so entzückt bist, den einfachen Hauptakkord; wie mag das zugehn? — Ja! sagte Friederike, es ist leichter eine Geschichte wie die vorige unmittelbar zu begleiten, zumal wenn man etwas davon weiß, fügte sie lächelnd hinzu. Aber ich glaube überdies, meine Kunst geht weniger verloren an Euch, wenn ich der Geschichte erst folge; und wenn du willst, soll sie dir jetzt gleich gespielt werden. Sie phantasirte mit eingewebter Melodie einiger heitern klaren Kirchenmelodien, die aber wenig mehr gehört werden, und sang dann, um wieder mit ihrem Lieblingsdichter zu enden, nach einer derselben zerstreute Strophen des Liedes: „Wo bleibst du Trost der ganzen Welt", diejenigen natürlich, die dem weiblichen Sinn die verständlichsten seyn mußten. Und wo eine Lücke blieb, wußte sie diese mit Harmonien auszufüllen, welche die innige Ruhe, die tiefe Lust ausdrückten, von der sie mit ergriffen war und die sie darstellen wollte.

Nun aber, sagte Karoline, wirst du dir auch einen Uebergang bahnen müssen zu den Tönen der Wehmuth, wenn Ihr anders nicht mit der reinen Freude endigen, sondern auch von mir eine Zeichnung haben wollt in den Rahmen um dieses schöne Fest. Denn es ist mir so zu Muthe Euch zu erzählen, wie ich das Fest im vorigen Jahre beging bei meiner theuern Charlotte. Freilich ist eigentlich nichts zu erzählen dabei, es ist nur ein Beitrag zu der Art wie Ihr Charlotten kennt aus andern Erzählungen und aus ihren Briefen, und Ihr müßt Euch an Alles erinnern, was Ihr schon von ihr wißt. Dort ist unter den Erwachsenen die witzige Gewohnheit sich unerkannt zu beschenken. Durch die größten Umwege und auf die sonderbarste Art läßt Jeder dem Andern seine Gabe zukommen, wo möglich sie selbst noch unter etwas minder Bedeutendes verhüllend, so daß der Empfänger sich bisweilen schon gefreut oder gewundert und doch das rechte noch nicht gefunden hat. Vielerlei muß also

hier ersonnen werden, und das glücklich Ausgedachte ist oft nicht ohne vielfältige und lange Vorbereitungen ins Werk zu richten. Charlotte aber hatte schon seit mehren Wochen das Leiden einer unerklärlichen und nur um desto ängstlicheren Krankheit ihres Lieblings, ihres jüngsten Kindes zu tragen. Der Arzt konnte lange Zeit so wenig Hoffnung geben als nehmen; aber Schmerz und Unruhe raubten je länger je mehr dem kleinen Engel die Kräfte, und so war nichts anders als seine Auflösung zu erwarten. Unter Freunden und Freundinnen wurden alle Zurüstungen, die Mutter durch sinnreiche Einfälle oder muthwilligen Scherz zu überraschen, mit innigem Bedauern unterbrochen; ja Niemand wollte es wagen auch nur durch eine einfache Gabe ihre Aufmerksamkeit von dem Gegenstande ihrer Liebe und ihres Schmerzens ablenken zu wollen; man verschob alles auf eine günstigere Zeit. Fast unaufhörlich trug sie das Kind auf ihren Armen umher; keine Nacht legte sie sich ordentlich nieder, nur am Tage zu Zeiten, wenn das Kind ruhiger schien, und wenn sie es mir oder einer andern zuverlässigen Freundin übergeben konnte, vergönnte sie sich eine sparsame Ruhe. Indeß versäumte sie nicht die Angelegenheiten des Festes, so sehr wir sie oft baten, sich nicht durch den Kontrast ihrer Sorgen noch mehr zu erschöpfen. Selbst etwas zu arbeiten war ihr freilich unmöglich, aber sie sann und ordnete an; und oft überraschte mich aus ihrem tiefsten Schmerz heraus bald eine Frage, ob dies oder jenes besorgt sey, bald ein neuer Gedanke zu einer kleinen Freude. Lustigkeit oder Muthwillen war freilich eigentlich in keinem, allein das ist auch überhaupt nicht ihre Art. Nirgends aber wurde das Sinnige und Bedeutsame vermißt, die ruhige Anmuth die alle ihre Handlungen bezeichnet. Ich weiß noch, als ich ihr einmal fast mißbilligend meine Bewunderung äußerte, daß sie mir sagte: Gutes Kind, es giebt keinen schöneren und auch keinen schicklicheren Rahmen um einen großen

Schmerz, als eine Kette von kleinen Freuden, die man Andern bereitet. So ist dann Alles in der Fassung, in der es zeitlebens bleiben kann, und warum sollte man nicht gleich in dieser seyn wollen? In Allem, was die Zeit verwischt, und das thut sie doch allem Heftigen und Einseitigen, ist auch etwas Unreines. Wenige Tage vor Weihnachten konnte man ihr einen innern Kampf anmerken. Sie fast allein hatte sich immer noch nicht von dem hoffnungslosen Zustande des Kindes überzeugt. Jetzt hatte sein Aussehen und seine Schwäche sie besonders ergriffen. Das Bild des Todes stand auf einmal ganz bestimmt vor ihr. Tief in sich gekehrt ging sie wohl eine Stunde mit allen Zeichen der innersten Bewegung, das Kind in dem Arme, auf und nieder. Dann sah sie es eine Weile mit einem wehmüthig erheiterten Gesicht wie zum letztenmal an, beugte sich zu einem langen Kuß auf seine Stirne nieder, reichte mir dann gestärkt und muthig die Hand, und sagte: Nun habe ich es überstanden, liebe Freundin! Ich habe den kleinen Engel dem Himmel wiedergegeben, von dem er gekommen ist; ich sehe nun ruhig seiner Auflösung entgegen, ruhig und gewiß; ja ich kann wünschen, ihn bald verscheiden zu sehen, damit die Zeichen des Schmerzens und der Zerstörung mir das Engelsbild nicht trüben, das sich tief und für immer meinem Gemüth eingeprägt hat. Am Morgen des Festabends versammelte sie die Kinder um sich und fragte sie, ob sie heute ihr Fest feiern wollten, es wäre alles bereitet und hinge ganz von ihnen ab; oder ob sie warten wollten, bis Eduard begraben und die erste Stille und der erste Schmerz vorüber wäre. Sie äußerten einmüthig, daß sie sich doch an nichts freuen könnten; aber der kleine Bruder lebe ja noch, und könne auch wohl nicht sterben. Nachmittag übergab mir Charlotte das Kind und legte sich zur Ruhe, und indem sie einen langen erquickenden Schlaf schlief, aus dem ich mir vorgenommen hatte sie nicht zu wecken, was auch ge-

schehen möchte, entstand in dem fast schon sterbenden Körper unter heftigen Krämpfen, die ich für die letzten hielt, eine Krisis, die dem herbeigeholten Arzte zugleich das Uebel und die Heilung verrieth. Nach einer Stunde befand sich das Kind auffallend besser, und man sah deutlich, daß es auf dem Wege der Genesung sey. Eilig schmückten die Kinder das Zimmer und das Lager des Kleinen festlich aus. Die Mutter trat herein, und glaubte wir wollten ihr nur den Anblick der Leiche verschönern. Das erste Lächeln des Kindes schimmerte ihr entgegen, als sie auf sein Lager blickte; wie eine schon halb erstorbene Knospe, die sich nach einem wohlthätigen Regen wieder hebt, so schien es ihr unter den Blumen hervor. Wenn es keine trügerische Hoffnung ist, sagte sie, uns Alle umarmend, nachdem sie den Hergang vernommen hatte, so ist es eine andere Wiedergeburt, als die ich erwartet hatte. Ich hatte gehofft und gebetet, fuhr sie fort, daß das Kind sich in diesen festlichen Tagen aus dem irdischen Leben erheben möchte. Es rührte mich wehmüthig und versüßend, einen Engel zum Himmel zu senden, zu der Zeit, wo wir die Sendung des größten auf die Erde feiern. Nun kommen mir beide zugleich von Gott geschenkt. Am Feste der Wiedergeburt der Welt wird mir der Liebling meines Herzens zu einem neuen Leben geboren. Ja er lebt, es ist kein Zweifel daran, sagte sie, indem sie sich zu ihm überbog und doch kaum wagte ihn zu berühren, und seiner Hand ihre Lippe aufzudrücken. Bleibe er auch so ein Engel, sagte sie nach einer Weile, geläutert durch die Schmerzen, wie durch den Tod hindurchgedrungen und zu einem höheren Leben geheiligt. Er ist mir ein vorzügliches Gnadengeschenk, ein himmlisches Kind, weil ich ihn schon dem Himmel geweiht hatte. — Karoline mußte noch manches genauer erzählen, von dieser Geschichte sowohl, als von der herrlichen seltenen Frau, der sie mit einer besonders frommen Verehrung zugethan ist. Leon=

hardt hörte mit einem ganz eigenen Interesse zu, und wurde fast verdrießlich, als Ernst ihn fragte: aber findest du nicht auch hier wieder das Vorige? gleichsam eine umgekehrte Maria, die mit dem tiefsten Mutterleiden, mit dem Stabatmater anfängt, und mit der Freude an dem göttlichen Kinde endigt? — Oder auch nicht umgekehrt, sagte Ernestine. Denn Mariens Schmerz mußte doch verschwinden in dem Gefühl der göttlichen Größe und Herrlichkeit ihres Sohnes; so wie ihr auf der andern Seite von Anbeginn an bei ihrem Glauben und ihren Hoffnungen alles, was ihm äußerlich begegnete, nur als Leiden, als Entäußerung erscheinen konnte.

Hier wurde das weitere Gespräch unterbrochen durch eine lustige Streifparthie von einigen Bekannten, die theils selbst keinem bestimmten Kreise angehörten, theils in unstetem Sinne ihre eigne Freude schneller erschöpft hatten, und nun umherzogen um hie und da zu schauen, wie man sich erfreut und beschenkt habe. Um willkommnere Zuschauer zu seyn, und auch überall einen freundlichen Cicerone zu finden, kündigten sie sich als Weihnachtsknechte an, und theilten die auserlesensten Kleinigkeiten für den Gaumen unter Kinder und Mädchen aus. Sofie wurde schon mit dem gewöhnlichen Ceremoniel, erst nach der Artigkeit der Kinder zu fragen, verschont, und gab sich dafür den Ankömmlingen sehr flink und gefällig her. Sie erneuerte schnell die Erleuchtung, und war eine eben so beredte Kastellanin als neugierige Fragerin nach allem, was Jene schon anderwärts gesehen hätten. Indeß wurde eine flüchtige Mahlzeit herumgereicht, die Hinzugekommenen eilten weiter, und wollten sich durch einige von der Gesellschaft verstärken. Dies aber ließ Eduard nicht zu; sie müßten, sagte er, noch lange beieinander bleiben, und überdies werde Joseph noch ganz sicher erwartet, der auch das Versprechen erhalten hatte, er solle sie noch Alle finden.

Als nun jene sich wieder entfernt hatten, sagte Ernst: Gut, wenn es denn beschlossen ist, daß wir noch die Nacht hier erwarten wollen im Gespräch und bei den Gläsern: so meine ich, wir sind den Frauen eine Erwiederung schuldig, damit sie auch um so williger bei uns bleiben. Zwar das Erzählen ist nicht die Gabe der Männer, und ich wüßte am wenigsten wie ich mir selbst so etwas anmuthen sollte. Aber was meint Ihr, Freunde, wenn wir nach englischer Weise, um nicht zu sagen nach griechischer und die uns doch auch nicht ganz fremd ist, einen Gegenstand wählten, über welchen Jedem obläge etwas zu sagen. Und zwar einen solchen und so, daß wir dabei die Gegenwart der Frauen in keinem Sinne vergessen, sondern es für das Schönste achten, von ihnen verstanden und gelobt zu werden. Dem stimmten Alle bei, und die Frauen freuten sich, weil sie dergleichen lange nicht gehört hatten. — Wohl, sprach Leonhardt, wenn Ihr mit solcher Theilnahme in den Vorschlag eingehet, so solltet Ihr auch aufgeben, worüber wir zu reden haben, damit nicht unsere Ungeschicktheit etwas allzu Fernes oder Gleichgültiges ergreife. Wenn die Andern derselben Meinung sind, sagte Friederike, so wünsche ich nur es dir nicht allzu sehr zum Verdruß zu thun, wenn ich das Fest selbst in Vorschlag bringe, welches uns hier versammelt hält. Hat es doch so viele Seiten, daß Jeder es verherrlichen kann, wie er am liebsten will. — Niemand setzte sich dagegen, und Ernestine bemerkte, jedes Andere würde doch fremd seyn und gleichsam den Abend zerstören. — Wohlan denn, sagte Leonhardt, nach unserer Gewohnheit werde ich, als der Jüngste, mich nicht weigern dürfen, auch der Erste zu seyn. Und ich bin es um so lieber, theils weil die unvollkommene Rede so am leichtesten von einer bessern verweht wird; theils weil ich so am sichersten die Freude genieße, einem Andern den ersten Gedanken vorwegzunehmen. Zumal, setzte er lächelnd hinzu, Eure An-

ordnung die Anzahl der Mitredenden auf eine unsichtbare Weise verdoppelt. Denn Ihr werdet morgen die Kirchen schwerlich versäumen, und es würde doch mehr uns zum Verdruß gereichen, als jenen Männern zur Freude, Euch aber vielleicht am meisten zur Langeweile, wenn Ihr dort wieder das nämliche zu hören hättet. Darum will ich mich auch von dieser Bahn so weit als möglich entfernen, und meine Rede so anheben:

Verherrlichen und preisen kann man jedes auf eine zwiefache Weise; einmal, indem man es lobt, ich meine seine Art und innere Natur als gut anerkennt und darstellt, dann aber wiederum, indem man es rühmt, das heißt seine Trefflichkeit und Vollkommenheit in seiner Art heraushebt. Das erste nun möge dahin gestellt oder Andern überlassen bleiben, das Fest als solches überhaupt zu loben, in wiefern es gut sey, daß durch gewisse zu bestimmten Zeiten wiederkehrende Handlungen und Gebräuche das Andenken großer Begebenheiten gesichert und erhalten werde. Sollen aber Feste seyn, und ist der erste Ursprung des Christenthums für etwas Großes und Wichtiges zu achten: so kann Niemand läugnen, daß dieses Fest der Weihnacht ein bewundernswürdiges Fest ist; so vollkommen erreicht es seinen Zweck, und unter so schwierigen Bedingungen. Denn wenn man sagen wollte, das Andenken an die Geburt des Erlösers werde weit mehr durch die Schrift erhalten und durch den Unterricht im Christenthum überhaupt als durch das Fest; so möchte ich dieses läugnen. Nämlich wir Gebildetern zwar, so meine ich, hätten vielleicht an jenem genug, keineswegs aber der große Haufen des ungebildeten Volkes. Vielmehr nicht zu gedenken der römischen Kirche, wo ihnen die Schrift wenig oder gar nicht in die Hand gegeben wird, sondern nur auf die Unsrigen Rücksicht genommen, so ist ja offenbar, wie wenig auch diese geneigt sind, die Bibel zu lesen, oder auch fähig, sie im Zusammenhang zu verstehen. Und was da-

von ihrem Gedächtniß eingeprägt wird beim Unterricht, das sind weit mehr die Beweise einzelner Sätze, als die Geschichte; so wie wiederum aus der Geschichte auf diesem Wege weit mehr der Tod des Erlösers würde ins Andenken gebracht werden, und aus seinem Leben das was im einzelnen nachahmungsfähig und lehrhaft ist, als sein erster Eintritt in die Welt. Ja auch in Beziehung auf das Leben des Erlösers möchte ich behaupten, daß die Leichtigkeit, mit welcher wir an die von ihm verrichteten Wunder glauben, ihren Grund ganz vorzüglich hat in unserm Feste und den Eindrücken, die es hervorbringt. Denn daß der Glaube an das Wunderbare vielmehr auf solche Weise entsteht, als durch Zeugniß oder Lehre, ist offenbar. Oder woher kommt es, daß der gemeine katholische Christ so viel an das Abgeschmackte grenzendes Wunderbare glaubt von seinen Heiligen, aber sich doch nicht entschließen würde Aehnliches zu glauben, wie ähnlich man es ihm auch darstellen möchte, von Personen aus einem fremden religiösen oder geschichtlichen Kreise, zumal doch auch die Wunder jener Heiligen mit den Wahrheiten und Anweisungen des christlichen Glaubens gar nicht zusammenhängen? Er glaubt das alles eben den Festen, die den Heiligen zu Ehren begangen werden; denn indem durch diese was in der bloßen Erzählung gar keine überredende Kraft ausüben würde, in Verbindung tritt mit einer sinnlich kräftigen Gegenwart, bekommt es eine Haltung und befestigt sich immer wieder aufs neue im Gemüth. Wie denn auch im Alterthum gar vielerlei Wunderbares aus grauer Vorzeit sich vorzüglich auf diese Weise erhalten hat und geglaubt worden ist durch Feste, auch solches, wovon Geschichtschreiber und Dichter wenig oder nichts sagen. Ja so viel kräftiger ist die Handlung zu diesem Zweck als das Wort, daß nicht selten um festlicher Handlungen und Gebräuche willen, wenn ihre wahre Bedeutung verloren gegangen war, falsche Geschichten sind nicht nur

erdichtet, sondern auch geglaubt worden. Eben so auch umgekehrt, wie wir ja solche Beispiele in der christlichen Kirche selbst haben, wenn man Fabeln ersonnen hat, um das Wunderbare noch mehr zu häufen: so sind diese erst recht geglaubt worden, wenn man ihnen Feste, wie Mariä Himmelfahrt ein solches ist, geweihet hat. Wenn sich also das Volk so viel mehr an Handlungen und Gebräuche hält, als an Erzählung und Lehre: so haben wir alle Ursache zu glauben, daß zumal unter uns — denn in der katholischen Kirche kommt dem noch alles, was sich auf die Maria bezieht, weil sie ja immer Jungfrau begrüßt wird, zu Hülfe — der Glaube an das Wunderbare bei der Erscheinung des Erlösers ganz vorzüglich an unserm Feste und seinen lieblichen Gebräuchen haftet. Dieses also und alles was daran hängt, ist das Verdienst, um deswillen ich zuerst unser Fest rühme und preise. Was ich aber ferner gesagt, diese Erinnerung sey besonders schwierig zu erhalten gewesen, und deshalb das Verdienst noch um so größer, das meine ich so. Je mehr man überhaupt von einem Gegenstande weiß, um desto bestimmter und bedeutsamer läßt er sich auch darstellen, und je nothwendiger er mit dem Gegenwärtigen zusammenhängt, um desto leichter wird jede Veranstaltung, welche an ihn erinnern soll. Dieses aber fehlt wie mir scheint gar sehr bei allem was zur ersten Erscheinung Christi gehört. Denn das Christenthum will ich allerdings als eine starke und kräftige Gegenwart gelten lassen: aber die irdische persönliche Thätigkeit Christi scheint mir weit weniger damit zusammenzuhängen, als von den Meisten mehr angenommen als geglaubt wird. Was nämlich die auf ihm beruhende Versöhnung unsers Geschlechtes betrifft, diese knüpfen wir ja Alle erst an seinen Tod; und wenn es gleich hiebei, wie ich denke, mehr auf einen ewigen Rathschluß Gottes ankommt, als auf eine bestimmte einzelne Thatsache, und wir deshalb diese Ideen lieber nicht an einen bestimmten Moment

knüpfen, sondern sie über die zeitliche Geschichte des Erlösers hinausheben und symbolisch halten sollten: so ist doch natürlich, daß diese Idee das Andenken sowohl des Todes Christi, welcher das Zeichen der vollbrachten Versöhnung war, als auch seiner Auferstehung als Bewährung desselben auf ewig unter den Gläubigen befestigen mußte. Die letztere war auch deshalb der Hauptgegenstand der ersten Verkündigung, und der Grund auf den die Kirche gebaut wurde, so daß es vielleicht nicht nöthig gewesen wäre ihr Andenken auch durch die sonntägliche Feier beständig zu wiederholen. Betrachten wir aber, abgesehen von der Idee der Versöhnung, die menschliche Thätigkeit Christi, deren Gehalt doch nur zu suchen ist in der Verkündigung seiner Lehre und in der Stiftung der christlichen Gemeinschaft: so ist es wunderbar wie klein der Antheil ist, den man ihm mit Recht zuschreiben kann an der gegenwärtigen Gestalt des Christenthums. Bedenket nur wie wenig von der Lehre sowohl als den Einrichtungen man auf ihn selbst zurückführen kann, sondern bei weitem das Meiste ist anderen und späteren Ursprungs! So sehr, daß wenn man sich als Glieder einer Reihe denkt Johannes den Vorläufer, Christus, die Apostel mit Einschluß des Spätlings, dann die ersten Väter, man gestehen muß, das zweite stehe nicht in der Mitte zwischen dem ersten und dritten, sondern Christus jenem Johannes weit näher als dem Paulus. Ja es bleibt zweideutig, ob überall nach Christi Willen eine so in sich abgeschlossene und zusammenhaltende Kirche sich bilden sollte, ohne welche unser jetziges Christenthum, und mithin auch unser Fest, der Gegenstand meiner Rede, sich gar nicht denken läßt. Darum nun wurde auch das Leben Christi sehr zurückgestellt in der Verkündigung, und wie ja die Meisten jetzt glauben nur theilweise von untergeordneten Personen. Ja wenn man das eifrige Bestreben jener Erzählungen bemerkt, Christum an das alte Königshaus des jüdischen Volkes anzuknüpfen, was

doch, ob es sich so verhält oder nicht, ganz unbedeutend ist für den Stifter einer Weltreligion: so muß man gestehen, es wurde auch nur auf untergeordnete Weise erzählt. Christi übernatürliche Geburt aber scheint noch weniger durch Erzählungen allgemein verbreitet worden zu seyn, sonst könnte es nicht zeitig so viele Christen gegeben haben, die ihn für einen natürlich erzeugten Menschen hielten, so daß die Wahrheit nur scheint durch unser Fest aus dem Schutt hervorgegangen und wieder herrschend geworden zu seyn. Denn die Erzählung für sich würde im Streit der verschiedenen Meinungen nicht ausgereicht haben, indem die Erzähler, wenn sie auf diese Verschiedenheit keine Rücksicht nahmen auch nichts ausrichten konnten, wenn aber, dann gewissermaßen selbst wieder aus Zeugen und Berichterstattern in Parteien verwandelt wurden. Denn diese Verschiedenheit ist so groß, daß wie man es nennen will jede Nachricht oder jede Behauptung die andere aufhebt. Oder kann jemand die Auferstehung behaupten, ohne daß er jedem freistellen muß, den Tod für ungeschehen zu erklären? welches ja nichts anders heißen kann, als daß die spätere Thatsache die Meinung für falsch erklärt, welche man von der frühern gefaßt hatte. Eben so macht wiederum die Himmelfahrt Christi gewissermaßen die Wahrheit seines Lebens verdächtig. Denn das Leben gehört dem Planeten an, und was sich von demselben trennen läßt, kann gar nicht in einem lebendigen Zusammenhang mit ihm gestanden haben. Eben so wenig bleibt übrig, wenn man die Meinung derer, die Christo einen wahren Leib, oder derer die ihm eine wahre menschliche Seele absprechen, mit der Meinung derjenigen zusammenstellt, welche ihm gegentheils die wahre Gottheit oder überhaupt das Uebermenschliche nicht beilegen wollen. Ja wenn man bedenkt, daß darüber gestritten wird, ob er noch jetzt nur auf eine geistige und göttliche, oder außerdem auch auf eine leibliche und sinnliche Weise gegenwär-

tig sey auf Erden: so kann man leicht beide Parteien darauf führen, ihr gemeinschaftlicher verborgener Sinn sey der, daß Christus ehedem nicht auf eine andere und eigentlichere Art zugegen gewesen sey und gelebt habe auf Erden und unter den Seinigen, als auch jetzt noch. Kurz das Erfahrungsmäßige und Geschichtliche von dem persönlichen Daseyn Christi ist durch die Verschiedenheit der Meinungen und Lehren so schwankend geworden, daß wenn unser Fest vorzüglich als der Grund des gleichmäßig erhaltenen Glaubens anzusehen ist, es dadurch um so mehr verherrlicht wird, und eine Kraft beweiset, die nahe an das oben Erwähnte gränzt, daß nämlich durch solche Gebräuche bisweilen die Geschichte selbst erst gemacht worden. Was aber dabei am meisten zu bewundern ist, und uns zum Vorbilde zugleich und zur Beschämung für vieles Andere dienen kann, ist dieses, daß offenbar das Fest selbst seine Geltung größtentheils dem Umstande verdankt, daß es in die Häuser eingeführt worden und unter die Kinder. Dort nämlich sollten wir Mehreres befestigen, was uns werth und heilig ist, und als Vorwurf und übles Zeichen ansehn, daß wir es nicht thun. Dieses also wenigstens wollen wir festhalten, wie es uns überliefert worden ist; und je weniger wir wissen, worin die wunderbare Kraft liegt, um desto weniger auch nur das Mindeste daran ändern. Mir wenigstens ist auch das Kleinste davon bedeutungsvoll. Denn wie ein Kind der Hauptgegenstand desselben ist, so sind es auch hier die Kinder vornehmlich, welche das Fest, und durch das Fest wiederum das Christenthum selbst heben und tragen. Und wie die Nacht die historische Wiege des Christenthums ist, so wird auch das Geburtsfest desselben in der Nacht begangen; und die Kerzen, mit denen es prangt, sind gleichsam der Stern über der Herberge und der Heiligenschein, ohne welchen man das Kind nicht finden würde in der Dunkelheit des Stalls, und in der sonst unbestirnten Nacht der Ge-

schichte. Und wie es dunkel ist und zweifelhaft, was wir bekommen haben an Christi Person und von wem: so ist auch jene Sitte, die ich aus der letztern Erzählung kennen lernte, die schönste und am meisten symbolische Art der Weihnachtsgeschenke. Dies ist meine ehrliche Meinung, auf welche ich Euch jetzt auffordere die Gläser ertönen zu lassen und sie auf ein ewiges Fortbestehen unseres Festes zu leeren; wofür ich Eures Beifalls so gewiß bin, daß ich hoffe, dadurch alles gut zu machen und abzuwaschen, was Euch etwa frevelhaft erschienen ist in meiner Rede.

Nun begreife ich, sagte Friederike, warum er sich so wenig zur Wehre gesetzt hat gegen unsere Aufgabe, der ungläubige Schalk, da er im Sinne hatte so ganz gegen ihren eigentlichen Sinn zu reden. Ich möchte darauf dringen, daß er in namhafte Strafe genommen würde; zumal gerade ich die Aufgabe ausgesprochen habe, und man wohl sagen kann, er habe mich lächerlich gemacht durch seine Art der Ausführung. — Du hast wohl Recht, sagte Eduard, aber es möchte schwer seyn, ihm beizukommen: denn er hat sich recht sachwalterisch vorgesehen durch seine Erklärung, und durch die Art, wie er das Herabsetzende zusammengeflochten mit der Absicht des Erhebens, die er doch an die Spitze stellen mußte. Sich sachwalterisch vorsehn, sagte Leonhardt, ist wohl nichts Uebles, und warum sollte ich nicht jede Gelegenheit wahrnehmen, mich in den erlaubten und anständigen Theilen meiner Kunst zu üben. Ueberdies durfte ich doch den Frauen nicht widersprechen, und sie konnten sich nichts besseres oder anderes versehen zu der Denkungsart, die ich offen genug bekenne. Allein sachwalterisch verfahren habe ich übrigens gar nicht, da ich ja nicht einmal die kleinste Gunstbewerbung an die Richterinnen angebracht in der Rede. — Auch das Zeugniß muß man dir geben, sagte Ernst, daß du uns Vieles erlassen, was noch wäre anzuführen gewesen, es

sey nun, daß es dir nicht bei der Hand gewesen, oder daß du es unterlassen, um die Zeit zu schonen und um nicht zu gelehrt und unverständlich vor den Frauen zu reden. — Ich meines Theils, sagte Ernestine, wollte ihn auch schon loben, wie redlich er darin Wort gehalten, was er versprach, sich möglichst von dem entfernt zu halten, was wir vielleicht morgen an den öffentlichen Andachtsorten hören könnten. — Wohlan denn, sagte Karoline, wenn es nicht möglich ist, ihn geradezu vor Gericht zu ziehn, so wird es darauf ankommen ihn gut widerlegen. Und wo ich nicht irre, steht es an dir, Ernst, zu reden, und die Ehre unserer Aufgabe zu retten. — Ich gedenke, sagte Ernst, das letzte zu thun, ohne das erste; und vermöchte auch meines Theils nicht beides mit einander zu verbinden. Sondern die Widerlegung würde mich abziehen zu anderen Gegenständen, und ich könnte dann selbst straffällig werden. Auch ist dem an freies zusammenhängendes Reden Ungewöhnten nichts schwerer, als dabei der Gedankenreihe eines Andern zu folgen.

Was ich sagen will, hub er nun seine Rede an, davon wußte ich nicht zu unterscheiden ehe du sprachst, Leonhardt, ob es ein Loben sey, oder ein Rühmen. Jetzt aber weiß ich, daß es nach deiner Weise ein Rühmen ist. Denn auch ich will das Fest preisen als ein vortreffliches in seiner Art. Das Loben aber, daß die Art und der Begriff selbst auch etwas Gutes sey, will ich nicht, wie du es thatest, dahingestellt seyn lassen, sondern vielmehr es voraussetzen. Nur daß deine Erklärung eines Festes mir nicht genügt, wie sie denn überhaupt nur für dein Bedürfniß eingerichtet einseitig war; meines aber ist ein anderes, und ich bedarf der anderen Seite. Du nämlich sahest nur darauf, daß jedes Fest ein Gedächtniß ist von irgend etwas; mir aber liegt daran, von was? Demnach sage ich, daß nur zu dessen Gedächtniß ein Fest gestiftet wird, durch dessen Vorstellung eine gewisse Gemüthsstimmung und Gesinnung

in den Menschen kann aufgeregt werden; und daß dieses in dem ganzen Gebiet einer solchen Anordnung und in einem lebhaften Grade erfolge, darin besteht eines jeden Festes Vortrefflichkeit. Die Stimmung aber, welche unser Fest hervorbringen soll, ist die Freude; und daß es diese weit verbreitet und lebhaft erregt, liegt so klar vor Augen, daß nichts darüber zu sagen wäre, als was Jeder selbst sieht. Nur dies eine ist die Schwierigkeit, welche ich zu beseitigen habe, daß man sagen könnte, es sey keineswegs das Eigentliche und Wesentliche des Festes, was diese Wirkung thut, sondern nur das Zufällige, nämlich die Geschenke, welche gegeben und genommen werden. Wie unrichtig nun dieses ist, muß hier doch gezeigt werden. Denn gebet den Kindern dasselbige zu einer andern Zeit: so werdet Ihr nicht den Schatten einer Weihnachtsfreude damit hervorlocken, bis Ihr etwa auf den entgegengesetzten Punkt kommt, nämlich den, wo ihr besonderes persönliches Fest gefeiert wird. Mit Recht glaube ich, nenne ich dies einen entgegengesetzten Punkt, und gewiß wird Niemand läugnen, daß die Geburtstagsfreude einen ganz andern Charakter hat, als die Weihnachtsfreude, jene ganz die Innigkeit, die das Beschlossenseyn in einem bestimmten Verhältniß erzeugt, diese ganz das Feuer und die rasche Beweglichkeit eines weit verbreiteten allgemeinen Gefühls. Hieraus geht nun hervor, daß keineswegs die Geschenke an sich selbst das Erfreuende sind, sondern nur weil schon ein Grund da ist sich zu freuen wird auch geschenkt, und so verbreitet sich das Eigenthümliche der Weihnachtsfreude, welches eben in dieser großen Allgemeinheit besteht, freilich auch auf die Geschenke, so daß in einem großen Theil der Christenheit, so weit die schöne alte Sitte noch reicht, Jeder mit dem Zubereiten eines Geschenkes beschäftigt ist; und in diesem Bewußtseyn liegt ein großer Theil des Zaubers, welcher sich aller bemächtigt. Denkt euch, daß eine einzelne Familie diesen Gebrauch fest hielt, wäh-

rend alle Andern an demselben Orte ihn schon hätten fahren lassen; so würde der Eindruck bei weitem nicht mehr derselbe seyn. Aber das gemeinsame Bereden Vieler, das Arbeiten in die Wette auf die bestimmte festliche Stunde, und draußen der Allen offene und für eine große Menge berechnete Christmarkt, der sich in jedem Geschenk abspiegelt mit seiner Erleuchtung, die wie schimmernde Sternchen auf der Erde umher glänzt in der Winternacht, daß der Himmel davon widerscheint, das giebt den Gaben ihren eigenthümlichen Werth. Und was so allgemein ist, kann schon um deswillen nicht willkührlich seyn, sondern es muß einen gemeinschaftlichen inneren Grund haben, sonst könnte es weder so gleichmäßige Wirkung thun, noch auch überhaupt fortbestehen, wie wir ja an vielen neueren Versuchen zur Genüge gesehn haben. Dieser innere Grund aber kann kein anderer seyn, als die Erscheinung des Erlösers, die Quelle aller andern Freude in der christlichen Welt ist, weshalb nichts anderes verdienen kann eben so gefeiert zu werden. Denn Einige freilich, an welche ich nicht erinnern kann ohne sie zugleich deshalb anzuklagen, haben die allgemeine Freude von diesem Fest wegverlegt auf Neujahr, auf den Tag an welchem vorzugsweise der Wechsel und Gegensatz in der Zeit vorgestellt wird. Denn wenn auch Viele hierin nur unverständigerweise gefolgt sind, und es ungerecht wäre zu behaupten, daß überall wo man sich zu Neujahr beschenkt statt Weihnachten, wenig Antheil genommen werde an dem eigentlich Christlichen in unserem Leben: so hängt doch diese abweichende Sitte offenbar genug mit einer solchen Zurücksetzung zusammen, und es geziemt vorzüglich denen, welche der innern Haltung ermangelnd nur in diesem Wechsel leben, sich auch den Tag zum besondern Freudentage zu machen, welcher der Erneuerung des Vergänglichen geweihet ist. Für uns Andere aber, die wir dem Wechsel der Zeit zwar auch unterworfen sind, aber nicht in

dem Vergänglichen zu leben begehren, bleibt die Geburt des Erlösers das einzige allgemeine Freudenfest, weil es nämlich für uns kein anderes Princip der Freude giebt, als die Erlösung, in der Entwicklung von dieser wiederum die Geburt des göttlichen Kindes der erste helle Punkt ist, nach welchem wir keines anderen warten und unsere Freude noch länger verschieben können. Daher hat auch kein besonderes Fest mit diesem allgemeinen eine solche Aehnlichkeit, als das der Kindertaufe, durch welche den Kleinen das Princip der Freude in dem göttlichen Kinde angeeignet wird. Und daher der besondere Reiz jener anmuthigen Erzählung, in welcher uns beides vereinigt erschien. Ja, Leonhardt, wir mögen uns anstellen wie wir immer wollen, hier ist kein Entrinnen. Das Leben und die Freude der ursprünglichen Natur, wo jene Gegensätze gar nicht vorkommen zwischen der Erscheinung und dem Wesen, der Zeit und der Ewigkeit ist nicht der unsrige. Und dachten wir uns dieses in Einem, so dachten wir uns eben diesen als Erlöser und er mußte uns anfangen als ein göttliches Kind. Wir selbst hingegen beginnen mit dem Zwiespalt, und gelangen erst zur Uebereinstimmung durch die Erlösung, die eben nichts anderes ist, als die Aufhebung jener Grundsätze, und eben deshalb nur von dem ausgehen kann, für den sie nicht erst durften aufgehoben werden. Gewiß, es wird Niemand läugnen, dies ist die eigentliche Natur dieses Festes, daß wir uns des innersten Grundes und der unerschöpflichen Kraft eines neuen ungetrübten Lebens bewußt werden, daß wir in dem ersten Keime desselben zugleich seine schönste Blüthe, ja seine höchste Vollendung anschauen. Wie unbewußt es auch in Vielen sey, in nichts anderes läßt sich das wunderbare Gefühl auflösen, als in diese zusammengedrängte Anschauung einer neuen Welt. Diese ergreift einen Jeden, und der Urheber derselben wird in tausend Bildern auf die verschiedenste Weise dargestellt, als die auf=

gehende wiederkehrende Sonne, als der Frühling des Geistes, als der König eines besseren Reiches, als der treueste Götterbote, als der lieblichste Friedensfürst. Und so komme ich doch dazu, Leonhardt, dich zu widerlegen eben indem ich dir beistimme, und die verschiedenen Ansichten, von welchen wir ausgegangen sind, vergleichend zusammenstelle. Mögen die historischen Spuren seines Lebens, wenn man die Sache in einem niedrigeren Sinne kritisch betrachtet, noch so unzureichend seyn; das Fest hängt nicht daran, sondern wie an der Nothwendigkeit eines Erlösers, so an der Erfahrung eines gesteigerten Daseyns, welches auf keinen andern Anfang als diesen zurückzuführen ist. Noch weniger Spuren findest du oft von dem Faden, an welchen man oft eine Krystallisation hat anschießen lassen, aber auch die kleinste reicht hin um Dir zu beweisen, daß er da war. So ist es auch wirklich Christus gewesen, dessen Anziehungskräften diese neue Welt ihre Gestaltung verdankt, und wer, wie du doch auch geneigt bist, das Christenthum für eine kräftige Gegenwart anerkennt, für die große Form des neuen Lebens, der heiliget dieses Fest, nicht wie man das Unverstandene nicht zu verletzen wagt, sondern indem er es vollkommen versteht, auch alles Einzelne darin, die Geschenke und die Kinder, die Nacht und das Licht. Und mit dieser kleinen Verbesserung, von der ich wünsche, daß sie auch dir gefallen möge, wiederhole ich deine Aufforderung, und wünsche oder vielmehr weissage dem schönen Feste auf ewig die frohe Kindlichkeit, mit der es uns jedesmal wiederkehrt, und allen, die es feiern die rechte Freude an dem wiedergefundenen höheren Leben, aus welcher allein alle seine Lieblichkeiten aufblühen.

Ich muß dir abbitten Ernst, sagte Agnes. Ich hatte nämlich gefürchtet, ich würde dich gar nicht verstehen; dem ist aber nicht so gewesen, und du hast es recht schön bestätiget, daß wirklich das Religiöse das Wesen des Festes ist. Nur scheint es

freilich nach dem, was vorhin ausgemacht wurde, als ob uns Frauen weniger Freude müsse zu Theil werden, weil jenes Unwesen sich weniger in uns offenbart. Allein auch das kann ich mir wohl zurecht legen. — Recht leicht, sagte Leonhardt. Man könnte eben nur kurz weg sagen, und es ist so anschaulich als möglich, daß die Frauen für sich alles leicht ertragen, und nach wenigem Genuß streben, daß aber wie ihr innerstes Leiden Mitleiden ist, so auch ihre Freude Mitfreude ist. Nur mögt Ihr sehen, wie Ihr mit der heiligen Autorität zurechtkommt, die Ihr niemals verlassen wollt, und die so offenbar die Frauen als die ersten Urheber alles Zwiespaltes und aller Erlösungsbedürftigkeit angiebt. Aber wenn ich Friederike wäre, ich wollte Ernsten doch den Krieg machen, daß er der Taufe so leichtsinnig ohne Erwägung seiner eignen Umstände den Vorrang eingeräumt vor der Trauung, die doch auch ein schönes und freudiges Sakrament seyn soll, hoffe ich. — Antworte ihm nicht, Ernst, sagte Friederike, er hat sich schon selbst geantwortet. — Wie das? fragte Leonhardt. — Nun offenbar, entgegnete Ernestine, indem du von den eignen Umständen sprachst. Aber deinesgleichen merkt es immer nicht, wenn Ihr das liebe Ich einmischt. Ernst unterschied das aber wohl und wird dir gewiß sagen, daß jenes sich mehr der Geburtstagsfreude nähert, als der Weihnachtsfreude. — Oder, fügte Ernst hinzu, wenn du etwas Christliches dazu haben willst, daß es mehr Charfreitag und Ostern ist als Weihnachten. Nun aber laßt uns das Vorige bei Seite stellen, und hören, was uns Eduard sagen wird. — Dieser fing darauf so an zu reden.

Es ist schon von einem Besseren, als ich bin, bei einer ähnlichen Gelegenheit angemerkt worden, daß die Letzten am übelsten daran sind, wo über einen Gegenstand, welcher es auch sey, auf diese Weise geredet wird. Und nicht etwa nur, als ob ihnen die Früheren wegnähmen, was zu sagen war — wie-

wohl Ihr beiden auch in dieser Hinsicht Euch wenig um mich bekümmert habt, daß Ihr etwa Einzelnes herausgenommen hättet, um mir anderes Einzelne übrig zu lassen — sondern vornehmlich, weil den Hörenden von jeder Rede wieder eigne Nachklänge zurückbleiben, die also einen immer zunehmenden Widerstand bilden, den der letzte am schwersten zu überwinden hat. Daher muß ich mich nach einer Hülfe umsehen, und was ich sagen will, an etwas Bekanntes und Liebes anlehnen, damit es leichteren Eingang finde. Wie nun Leonhardt gar oft die mehr äußerlichen Lebensbeschreiber Christi im Sinne gehabt hat um bei ihnen das Geschichtliche aufzusuchen: so will ich mich an den mystischen unter den Vieren halten, bei dem gar wenig von einzelnen Begebenheiten vorkommt, ja auch kein Weihnachten äußerlich, in dessen Gemüth aber eine ewige kindliche Weihnachtsfreude herrscht. Dieser giebt uns die geistige und höhere Ansicht unseres Festes. Er hebt aber so an, wie Ihr wißt: Im Anfange war das Wort, und das Wort war bei Gott und Gott war das Wort. In ihm war das Leben, und das Leben war das Licht der Menschen. Und das Wort ward Fleisch und wohnete unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit als des eingebornen Sohnes vom Vater. So sehe ich am liebsten den Gegenstand dieses Festes, nicht ein Kind so und so gestaltet und aussehend, von dieser oder jener geboren, da oder dort; sondern das Fleisch gewordene Wort, das Gott war und bei Gott. Das Fleisch aber ist, wie wir wissen, nichts anderes, als die endliche beschränkte sinnliche Natur; das Wort dagegen ist der Gedanke, das Erkennen, und das Fleischwerden desselben ist also das Hervortreten dieses Ursprünglichen und Göttlichen in jener Gestalt. Was wir sonach feiern, ist nichts anders als wir selbst, wie wir insgesammt sind, das heißt die menschliche Natur, oder wie ihr es sonst nennen wollt, angesehen und erkannt aus dem göttlichen Princip. Warum wir aber Einen aufstellen

müssen, in welchem sich die menschliche Natur allein so darstellen läßt, und warum grade diesen Einen, und auch bei ihm schon in die Geburt diese Einerleiheit des Göttlichen und Irdischen setzen, nicht als eine spätere Frucht des Lebens, das wird hieraus erhellen. Was ist der Mensch an sich anders, als der Erdgeist selbst, das Erkennen der Erde in seinem ewigen Seyn und in seinem immer wechselnden Werden. So ist auch kein Verderben in ihm und kein Abfall, und kein Bedürfniß einer Erlösung. Der Einzelne aber, wie er sich anschließt an die andern Bildungen der Erde, und sein Erkennen allein in ihnen sucht, da doch ihr Erkennen allein in ihm wohnt, dieser ist das Werden allein, und ist im Abfall und Verderben, welches ist die Zwietracht und die Verwirrung, und er findet seine Erlösung nur in dem Menschen an sich. Darin nämlich, daß eben jene Einerleiheit ewigen Seyns und Werdens des Geistes, wie er sich auf diesem Weltkörper offenbaren kann, in Jedem selbst aufgeht, so daß jeder alles Werden und auch sich selbst nur in dem ewigen Seyn betrachtet und liebt, und insofern er als ein Gedanke des ewigen Seyns, noch in einem andern ewigen Seyn will gegründet seyn, als in dem, welches einerlei ist mit dem immer wechselnden und wiederkehrenden Werden. Darum findet sich zwar in der Menschheit jene Einerleiheit des Seyns und Werdens ewig, weil sie ewig als der Mensch an sich ist und wird; im Einzelnen aber muß sie, wie sie in ihm ist, auch werden als sein Gedanke, und als der Gedanke eines gemeinschaftlichen Thuns und Lebens, in welchem eben jenes unserm Weltkörper eignende Erkennen ist nicht nur, sondern auch wird. Nur wenn der Einzelne die Menschheit als eine lebendige Gemeinschaft der Einzelnen anschaut und erbaut, ihren Geist und Bewußtseyn in sich trägt, und in ihr das abgesonderte Daseyn verliert und wiederfindet, nur dann hat er das höhere Leben und den Frieden Gottes in sich. Diese Gemeinschaft aber, durch welche so der

Mensch an sich dargestellt wird oder wiederhergestellt, ist die Kirche. Sie verhält sich also zu allem Uebrigen, was Menschliches um sie her und außer ihr wird, wie das Selbstbewußtseyn der Menschheit in den Einzelnen zur Bewußtlosigkeit. Jeder also, in dem dieses Selbstbewußtseyn aufgeht, kommt zur Kirche. Darum kann Niemand wahrhaft und lebendig die Wissenschaft in sich haben, der nicht selbst in der Kirche wäre, sondern ein solcher kann die Kirche nur äußerlich verläugnen, nicht innerlich. Wohl aber können in der Kirche seyn, die nicht die Wissenschaft in sich haben; denn sie können jenes höhere Selbstbewußtseyn in der Empfindung besitzen, wenn auch nicht in der Anschauung. Welches eben der Fall bei den Frauen ist, und zugleich der Grund, warum sie sich um so inniger und ausschließender der Kirche anhängen. Diese Gemeinschaft nun ist als ein Werdendes auch ein Gewordenes, und als eine Gemeinschaft der Einzelnen ein durch Mittheilung derselben Gewordenes, und wir suchen also auch Einen Punkt, von dem diese Mittheilung ausgegangen, wiewohl wir wissen, daß sie von einem Jeden wieder selbstthätig ausgehn muß, auf daß der Mensch an sich auch in jedem Einzelnen sich gebäre und gestalte. Jener aber, der als der Anfangspunkt der Kirche angesehn wird, als ihre Empfängniß so wie man die erste am Pfingsttage frei und selbstthätig ausbrechende Gemeinschaft der Empfindung gleichsam die Geburt der Kirche nennen könnte, jener muß als der Mensch an sich, als der Gottmensch schon geboren seyn, er muß das Selbsterkennen in sich tragen, und das Licht der Menschen seyn von Anfang an. Denn wir zwar werden wiedergeboren durch den Geist der Kirche. Der Geist selbst aber geht nur aus vom Sohn, und dieser bedarf keiner Wiedergeburt, sondern ist ursprünglich aus Gott geboren. Das ist der Menschensohn schlechthin. Auf ihn war alles Frühere Vorbedeutung, war auf ihn bezogen, und nur durch diese Beziehung gut und göttlich; ja in

ihm feiern wir nicht nur uns, sondern Alle, die da kommen werden, so wie Alle, die gewesen sind, denn sie waren nur etwas, so fern er in ihnen war und sie in ihm. In Christo sehen wir also den Geist nach Art und Weise unserer Erde zum Selbstbewußtseyn in dem Einzelnen sich ursprünglich gestalten. Der Vater und die Brüder wohnen gleichmäßig in ihm, und sind Eins in ihm, Andacht und Liebe sind sein Wesen. Darum sieht jede Mutter, die es fühlt, daß sie einen Menschen geboren hat, und die es weiß durch eine himmlische Botschaft, daß der Geist der Kirche, der heilige Geist in ihr wohnt, und die deshalb gleich ihr Kind mit ganzem Herzen der Kirche darbringt, und dies zu dürfen als ihr Recht fordert, eine solche sieht auch Christum in ihrem Kinde, und eben dies ist jenes unaussprechliche alles lohnende Muttergefühl. Eben so aber auch jeder von uns schaut in der Geburt Christi seine eigene höhere Geburt an, durch die nun auch nichts anders in ihm lebt, als Andacht und Liebe, und auch in ihm der ewige Sohn Gottes erscheint. Darum bricht das Fest hervor, wie ein himmlisches Licht aus der Nacht. Darum ist es ein allgemeines Pulsiren der Freude in der ganzen wiedergebornen Welt, das nur die für eine Zeitlang kranken oder gelähmten Glieder nicht fühlen. Und eben dies ist die Herrlichkeit des Festes, die Ihr auch von mir wolltet preisen hören; aber wie ich sehe, sollte ich nicht der Letzte seyn. Denn der langerwartete Freund ist ja nun auch da.

Joseph nämlich war während dieser Rede gekommen, und so leise er auch hereintrat und sich niedersetzte, doch von Eduard bemerkt worden. Keinesweges, sagte er, als ihn Eduard so aufrief: sondern du sollst gewiß der Letzte gewesen seyn. Ich bin nicht gekommen Reden zu halten, sondern mich zu freuen mit Euch; und Ihr kommt mir, daß ich es ehrlich sage, wunderlich und fast thöricht vor, daß Ihr dergleichen treibt, wie schön es auch mag gewesen seyn. Aber ich merke es schon, Euer

schlechtes Princip ist wieder unter Euch, dieser Leonhardt, der denkende, reflektirende, dialektische, überverständige Mensch, in den Ihr wahrscheinlich hineingeredet habt, denn für Euch hättet Ihr es gewiß nicht gebraucht, und wäret nicht darauf verfallen; ihm aber hilft es doch nicht. Und die armen Frauen haben sich das so müssen gefallen lassen! Bedenkt nur, welche schöne Töne sie Euch würden gesungen haben, in denen alle Frömmigkeit Eurer Reden weit inniger gewohnt hätte, oder wie anmuthig aus dem Herzen voll Liebe und Freude sie mit Euch hätten plaudern können; was Euch anders und besser würde behagt und erquickt haben, als sie durch diese feierlichen Reden sind angeregt worden. Ich meinestheils kann heute damit gar nicht dienen. Alle Formen sind mir zu steif, und alles Reden zu langweilig und kalt. Der sprachlose Gegenstand verlangt oder erzeugt auch mir eine sprachlose Freude; die meinige kann wie ein Kind nur lächeln und jauchzen. Alle Menschen sind mir heute Kinder, und sind mir eben deshalb nur um so lieber. Die ernsthaften Falten sind einmal ausgeglättet, die Zahlen und die Sorgen stehen ihnen einmal nicht an der Stirn geschrieben, das Auge glänzt und lebt einmal, und es ist eine Ahndung eines schönen und anmuthigen Daseyns in ihnen. Auch ich selbst bin ganz ein Kind geworden zu meinem Glück. Wie ein Kind den kindischen Schmerz erstickt, und die Seufzer zurückdrängt und die Thränen einsaugt, wenn ihm eine kindische Freude gemacht wird; so ist mir heute der lange tiefe unvergängliche Schmerz besänftiget wie noch nie. Ich fühle mich einheimisch und wie neugeboren in der besseren Welt, in welcher Schmerz und Klage keinen Sinn mehr haben und keinen Raum. Mit frohem Auge schaue ich auf Alles, auch auf das tiefverwundende. Wie Christus keine Braut hatte als die Kirche, keine Kinder als seine Freunde, kein Haus als den Tempel und die Welt, und doch das Herz voll himmlischer Liebe und Freude: so scheine auch ich

mir geboren eben darnach zu trachten. So bin ich umhergegangen den ganzen Abend, überall mit der herzlichsten Theilnahme an allen Kleinigkeiten und Spielen, und habe Alles geliebt und angelacht. Es war Ein langer liebkosender Kuß, den ich der Welt gab, und jetzt meine Freude mit Euch sollte der letzte Druck der Lippe seyn. Ihr wißt, wie Ihr mir die Liebsten seyd von Allen. Kommt denn, und das Kind vor allen Dingen mit, wenn es noch nicht schläft, und laßt mich Eure Herrlichkeiten sehen, und laßt uns heiter seyn und etwas Frommes und Fröhliches singen.

Charaden.

1.

Aus zarten Blumen wird das Erste zubereitet,
Von fernen Sternen her das Zweit' uns zugeleitet;
Das Ganze seht Ihr oft in schön geschmückten Zimmern
Hoch über Blumenpracht, hoch über Sternen schimmern.

2.

Durch's Erste glaubte man die Zukunft sonst zu deuten,
Durch's Zweite wähnen wir die Zukunft zu bereiten,
Doch ist das Ganze nur der Gegenwart geweiht,
Und selten, daß es sich der Zukunft noch erfreut.

3.

Die beiden Ersten helfen fliegen
Und schäumend taucht die Dritt' in Meereswogen ein,
Auch durch das Ganz' ist schon so Mancher hoch gestiegen,
Doch Mancher plumpt' auch tief in Schmutz und Schlamm
hinein.

4.

Das Erste kennst Du als der Charitinnen Spiel,
Das Zweite läuft in Wäldern wild umher;
Das Ganze quält sich ab in Straßen kreuz und quer
Als wilder Knaben Lust und ihres Muthwills Ziel.

5.

Mein Erstes ist ja nicht die Sonne,
Mein Zweites ist die Wahrheit nicht;
D'rum geb' ich oft nur trügerische Wonne,
Und stets ein ungewisses Licht.

6.

Für mich allein bin ich ein gar vieldeutig Wesen,
Setz' Geld mir vor: gleich wird, wozu ich da bin, klar.
Doch ist am wohlsten mir in meiner Haut gewesen,
Wenn — oftmals ohne Geld — ich hinter'm Winde war.

7.

Im Ersten ruht das Herz, im Zweiten suchst Du Seele.
Das Ganze klagt nicht drob, daß Leib und Fuß ihm fehle.

8.

Das Erste glüht' die Sonne, so ward es mild und zart;
Das Zweite glüht' im Feuer, und wurde spröd' und hart.
Das Ganze faßt, was neue Gluth
Ergießt sich in Euer Blut.

9.

Blumen geraubt ist die Erst', oft stützt auch Blumen die Zweite;
Sieh', wie am Weihnachtsbaum still sich das Ganze verzehrt.

10.

Nicht mehr straft man wie sonst die ersten Zwei; denn die Schönen,
Glaubt man, treiben allein jetzt die gefährliche Kunst.
Vielen bleibt immer die Dritte geehrt, wofern sie ein Meister
Vortrug, reichend darin milde Belehrung und Rath.
Doch gelüstete Wen noch jetzt nach des Ganzen Geheimniß,
Welchen ein feiges Gemüth treibt von der männlichen Bahn,
Wohl! der suche sich alternde Fetteln und schlechtes Gesindel,
Aber die Müh' ist umsonst; denn sie betrügen ihn doch.

11.

An Frau v. H. ins Stammbuch.

Die Erste treibt die schwanken Aeste viel
Und drinnen giebt's ein fröhliches Gewühl
Von bunten Vögeln und Insekten,
Die auch Dich bald erfreuten, bald Dich neckten.
Doch stände noch ein Baum dahinter:
So wär' es gleich wie öder Winter,
Und in den Aesten alles still.
Nur Zahlen hingen d'ran und Namen
Von sel'gen Herr'n und alten Damen —
Wer sich damit befassen will.

Die Zweite hat nicht Ast noch Zweig;
Doch ist sie gern an Blättern reich,
Und wißbegier'ge Augen wandern
Von einem eifrig zu dem andern.
Steht aber noch ein Haus davor: —
O so verschone ja mein Ohr!
Denn alle Weisheit ist sogleich verschwunden,
Nur Kräut und Rüben werden d'rin gefunden.

Das Ganze füllt sich auch mit Namen und mit Zahlen,
Doch ist's auch reich an Blüth' und Früchten mancher Art,
Es tönt Gesang darin und Sprüche streng und zart;
Da ist manch edler Kern, doch sind das Meiste Schalen.
Es wird nur allzu bald ein bunter Tummelplatz,
Der Freund begrüßt den Freund, das Liebchen seinen Schatz.
Hier steht ein Herz in vollen Flammen,
Dort stellt unruhig Volk bedenklich sich zusammen,

Doch, was ein Jeder bringen muß,
Ist doch für Dich ein Freundesgruß:
Und Jeder will in Sprüchen und in Bildern
Die Schmerzen Dir des Abschieds mildern.

12.

An eine Schülerin Zelter's.

Setz' zu dem Ersten le, dann stell's in Deine Küche;
Doch zu dem Zweiten ne, so ist's ein selt'nes Glück.
Das Ganze spendet Dir die stärkendsten Gerüche,
Giebt, was es grün empfing, als flüssig Gold zurück.
Willst Du zum Ueberfluß noch auf das Ganze reimen,
So magst Du Dir behend ein selt'nes Rößlein zäumen;
Denn es muß sein schneeweiß,
Wie Dein geliebter Greis.

13.

Meine letzten Zwei, ihr Herr'n,
Möchten auch die Erste werden:
D'rum begleiten sie sie gern
Mit gar zierlichen Geberden.
Sind sie so das Ganze worden: —
Schlimm sieht's um die Erste aus!
Denn aus jener beiden Orden
Treibt man scherzend sie heraus.

Doch wenn gleich bewegt von manchem Leide,
Ahndet ihr doch höh'res Glück und Freude.

14.

Wie Freundschaft gern die Erste reicht beim Scheiden,
Ein Frauenknecht entzückt aus Deiner Zweiten trinket:
So wirft empörter Zorn dem Feind das Ganze hin.
Doch mir, o Freundin, hegst Du milden Sinn,
Und wirst des Ganzen willig Dich entkleiden,
Daß froh mein Mund auf Deine erste sinket.

15.

Die Erste müßt Ihr Euch bequemen
Für diesmal nur verkehrt zu nehmen.
So seht Ihr sie wohl oft auf Eseln reiten,
Und grober Kerle breiten Rücken
Mit ihrer Last gewaltig drücken;
Auch pflegte sie in guten alten Zeiten
Bußfert'ge Sünder hin zur Kirche zu begleiten.

Nun fügt noch zwei hinzu! die machen mich verlegen,
Nicht ihres Sinnes, nein, des schlechten Klanges wegen,
Denn sie bedeuten nichts; laßt sie accentlos fallen.
Ja, wären sie betont, sie würden Euch gefallen!
Ihr milder Glanz erfreut das Auge wunderbar;
Wie mögen sie so gern um Euren Hals sich schmiegen,

Ihr Schönen! wie so stolz auf Eurer Brust sich wiegen,
Wie sehnen sie sich erst in Euer dunkles Haar,
Wenn Ihr den Wunsch gewährt, und wollt sie also hegen
In Eurer nächsten Näh' — ich habe nichts dagegen.

Doch dürft Ihr das dem Ganzen nicht erlauben,
Wenn Ihr's bisweilen auch bewundert und belacht.
Es bleibt ein grobes Ding, das könnt Ihr sicher glauben.
Gebt keine Blößen, nehmt Euch wohl in Acht!
In kauderwelscher Sprache straft es gern;
Und ist es stumm, so borgt es sie von seinem Herrn.

16.

An junge Damen.

Oeffentlich macht Ihr das Eine,
Oeffentlich tragt Ihr das Zweite,
Doch das Ganze giebt uns Keine —
Oeffentlich — als nur die Bräute.

17.

Heulend kommt die Erste nur heran,
Lächelnd weinen steht der Zweiten an;
Doch das Ganze will uns mehr bedeuten,
Als Geheul und Weinen ohne Lachen;
Darum rath' ich Euch, bei Zeiten
Eh' es nahet, Euch davon zu machen.

18.

Nimmst Du die Erst' als Hund, die andern Zwei als
Jungen:
Das Ganze nimmst Du doch auch nicht zum Hundejungen.

19.

Die Erste wird gepreßt, die Zweite wird gerollt.
Macht Wer das Ganze ledig, und nicht die Flaschen voll,
So weiß ich, was ich denken soll,
Mit lustigen Gesellen hat er zu viel getollt.

20.

Was in dem ersten Paar Du hattest, erhascht sich das
Ganze;
Merkst Du es zeitig, Du wirst „haltet die letzte mir"
schrei'n.

21.

Wer wie die Erste steht, ist zu beneiden,
Der Zweiten Ruhm begehren wohl fast Alle;
Hat Wer das Ganze, hofft man, daß er falle,
Und bis dahin sucht Jeder ihn zu meiden.

22.

Ueber das Ganze wird oft von Knaben noch kämpfend gestritten,
Wenn auch der Feind schon längst gänzlich das Innre zerstört;
Doch hat das Erste der Feind: so sind oft herrliche Städte
Mehr als das Zweite nicht werth, wenn Du als taub es verwirfst.

23.

Gutes Gehör braucht selt'ner als Andre das Erste zu fragen,
Gutes Gesicht kann weiter umher das Zweite erspähen;
Guter Geschmack wird gewiß den Ganzen liebend verehren,
Doch kaum alles genießen, was allzu reichlich er darbot.

24.

Wohl dem Jüngling, dessen Erste so sein Zweites ist,
Daß er auch des reichsten Ganzen gern dabei vergißt.
Doch die Jungfrau, kommt als Erste sie zu ihrem Zweiten,
Lasse doch vom Ganzen zierlich sich dorthin begleiten.

25.

Zum Ersten fügt „Schau wem!" ein altes Sprüchwort zu;
In vielen Städten steht die Zweite Jedem offen;
Vom Ganzen ruf' ich auch „Schau, wem Du's giebst!" Dir zu,
Willst Du nach meinem Wunsch ein frohes Leben hoffen.

26.

Durch dunkle Nacht drängt sich das erste Sylbenpaar;
Auf zartem Weiß stellt' sich das Zweit' am schönsten dar.
Mög' oft das Ganze Dein erwachend Aug' erfreuen,
Und ungetrübt die Lust des Lebens Dir erneuen.

27.

Aus eines Gottes Mißgeschick
Und eines Mädchens liebescheuer Bitte
Entsprangen einst die ersten Zwei; die Dritte
Gewinnt sich und verliert der Liebe erstes Glück.
Das Ganze wird durch Liebe nicht erworben,
Am schönsten durch die Macht der Kunst,
Am häufigsten doch durch des Glückes Gunst,
Und dann — ach! — hat es oft der Liebe Glück verdorben.

25.

Im Sinn-Dichtern sagt: „Schau wem?“ ein altes Sprichwort zu;
Bewährten Gründen folgt die Zweite Person offen;
Vom Ganzen muss ich auch „Schau, wem Du's glaubst“ Dir rufen,
Weil Du nach meinem Wunsch ein freies Leben hoffen.

26.

Durch dunkle Nacht drängt sich das erste Sylbenpaar:
Auf grünem Weiß stellt sich das Zweite' am schönsten dar,
Mag' oft das Ganze Dein ergötzend Aug' erfreuen,
Und ungetrübt die Lust des Lebens Dir erneuen.

27.

Aus eines Gottes Machtgebot
Und eines Mädchens liebeglüh'nder Bitte
Entsprangen einst die ersten Zwei; die Dritte
Gewinnt sich und verliert der Liebe erstes Glück.
Das Ganze wird durch Liebe nicht erworben,
Am schönsten durch die Macht der Kunst,
Am häufigsten doch durch des Glückes Gunst,
Und dann — ach! — hat es oft der Liebe Glück verdorben.

Anhang.

Wolfgang Menzel.

Wolfgang Menzel.

Biographische Skizze.

Wolfgang Menzel

wurde zu Waldenburg in Schlesien am 21. Juni 1798 geboren. Nach dem frühzeitigen Tode des Vaters, der praktischer Arzt war, zog sich seine Mutter auf ein Landgut zurück, wo das Bibliothekzimmer dem regen Knaben der liebste Aufenthalt war. Von seinen Studien, die er 1814 auf dem Elisabethanum zu Breslau begonnen, zog ihn der Ruf des Vaterlandes ab: er trat als Freiwilliger in die Armee und wohnte dem Feldzuge gegen Frankreich (1815) bei. Nach Beendigung desselben folgte er als enthusiastischer Turner Jahn nach Berlin. Im Jahr 1817 begab er sich nach Jena, um Philosophie und Geschichte zu studiren, und von da, als nach Kotzebue's Ermordung allen Preußen der Aufenthalt auf ausländischen Universitäten untersagt wurde, nach Bonn. Eine Lehrerstelle an der Stadtschule zu Aarau, die er nach Vollendung der akademischen Studien erhalten, gab er nach 2 Jahren wieder auf und lebte als Privatgelehrter zuerst in Aarau, dann in Heidelberg, bis er in Stuttgart, wo er mit dem Buchhändler Cotta in Verbindung trat, seinen bleibenden Wohnsitz nahm. Seit 1830 wiederholt in die würtembergische Ständeversammlung gewählt, stand er mit Uhland, Schott und Pfizer auf Seite der Opposition, trat aber

mit eben den Männern, als sie alle ihre Bemühungen vereitelt sahen, aus der Ständeversammlung aus und wandte nun seine ganze Thätigkeit der Literatur zu. Schon früher waren seine „Streckverse" (1823) erschienen, eine Schrift, die sich durch Poesie und Witz, sowie durch Originalität der Gedanken rühmlichst auszeichnet. In den „Europäischen Blättern" (1824 bis 1825), die er mit Troxler, List, Follen und Mönnich herausgab, kämpfte er gegen hohle Formen der Poesie, erlaubte sich aber dabei die heftigsten Angriffe gegen Goethe und dessen Verehrer. Für das größere Publikum schrieb er seine „Geschichte der Deutschen". Eigenthümliche Ansichten stellte er in seiner „Deutschen Literatur" (1828) auf, zog sich jedoch durch den polemischen Theil derselben viele Angriffe zu. Seine Jugenderinnerungen und mehr noch der Ausbruch der Julirevolution machten ihn zum entschiedenen Gegner der Franzosen und der sich zu ihnen hinneigenden deutschen Schriftsteller, namentlich Börne's. Letzterer rächte sich durch seine beißend-witzige Schrift: „Menzel, der Franzosenfresser". — Von Menzels übrigen Schriften sind noch zu nennen: „Rübezahl" (1829) und „Narcissus" (1830), zwei Dichtungen, die an Form und Inhalt vortrefflich sind; seine „Reise nach Oesterreich" (1831) und „nach Italien" (1835); „Taschenbuch der neuesten Geschichte" (1829—37); „Geist der Geschichte" (1831); „Europa im Jahr 1840"; „Mythologische Forschungen und Sammlungen" (1842) ꝛc.

Menzel ist von einer gewissen Einseitigkeit und von einem oft übertriebenen Eifer gegen Alles, was ihm gegen seine engherzigen Begriffe von Zucht und Ordnung zu verstoßen scheint, nicht freizusprechen; doch gehört er trotz dieser Mängel unbedingt zu den bedeutendsten Schriftstellern der Gegenwart.

Ausgewählte Gedichte.

St. Justina.

Weil sich Justina schon in jungen Jahren
Dem ew'gen Heile kindlich zugewendet,
Ward hoher Liebreiz ihr vom Herrn gespendet.

Da sah sie Cyprianus, tief erfahren
In Zauberkünsten, glühend von Verlangen,
Sie mit den sünd'gen Armen zu umfangen.

Die Hölle soll ihr alle Wonnen schenken,
Die Christen nur vom Himmelreich erwarten,
Er zaubert ihr den Paradiesesgarten.

Doch ihre Augen fromm und scheu sich senken
In's eigne Herz nur, dahin, wo auf Erden
Das Paradies noch kann gefunden werden.

Im Ringe der geheimnißvollen Zeichen
Beschwor er alle unterird'schen Kräfte,
Bereitete die stärksten Zaubersäfte.

Wohl ließ sie sich den Liebesbecher reichen,
Doch ist er gleich in ihrer Hand zersprungen;
Durch Unschuld wird der Hölle Trug bezwungen.

Der Zauberer zur Stunde Gott bekannte,
Verbrannte seine falschen Bücher alle,
Trieb die Dämonen fort aus seiner Halle.

Der Heidenkaiser aber zornig sandte
Rings Henker aus, die Christen zu verderben,
Die Jungfrau soll den Tod des Feuers sterben.

Da sah man Cyprian, das heil'ge Zeichen
Des Kreuzes in den Händen, zu ihr eilen:
Laßt mich den Scheiterhaufen mit ihr theilen.

Sie aber durfte da die Hand ihm reichen:
Nicht leben konntet ihr, ihr starbt zusammen,
Und über euch vereinten sich die Flammen.

Ziska.

In einer wilden Schlacht,
Wo Herr'n und Knechte stritten,
Erlag der Fürsten Macht
Dem Schrecken der Hussiten.

Der Ziska, alt und blind,
Am Lindenbaume richtet;
Der Fürsten Kronen sind
Zu Füßen ihm geschichtet.

Zur Recht' und Linken weh'n
Die Fahnen von der Linde.
Zwar kann er sie nicht seh'n,
Doch rauschen sie im Winde.

Die Bauern steh'n im Kreis,
Gelehnt auf Eisenkeulen:
Er wird des Siegers Preis
Dem Tapfersten ertheilen.

Sein Antlitz ist verklärt,
Ob ihn auch Nacht umhülle,
Da er aufhebt das Schwert
Und spricht bei tiefer Stille:

„Knie't alle vor mich hin,
Ihr von unedlem Blute,
Doch von sehr edlem Sinn
Und von des Löwen Muthe.

„Der Adel liegt im Feld,
Gedroschen alle Garben;
Doch hier steht manch ein Held,
Mehr werth, als die verdarben.

„Die solchen Muth ihr trugt
Den Erdkreis machtet zittern,
Die ihr die Ritter schlugt,
Euch schlag' ich nun zu Rittern."

Der Landgraf von Thüringen.

Der edle Landgraf Friederich
Mit der gebiss'nen Wange
Auf seiner Wartburg ritterlich
Sich wehrt und schirmet lange.

In seinen Adern heiß ihm rollt
Das Blut der Hohenstaufen.
Darum ihm Papst und Habsburg grollt
Die ihm das Land verkaufen.

Der Kaiser Albrecht, Rudolphs Sohn,
Zertritt die deutschen Lande,
Fügt zu dem Unrecht kalten Hohn
Und zu dem Elend Schande.

Die Wartburg auf dem Fels erhöht,
Die kann er nicht gewinnen,
Der edlen Freiheit Wiege steht
In ihren stolzen Zinnen.

Doch droht des Hungers Uebermacht
Die Burg zu übermannen.
D'rum führt der Landgraf still bei Nacht
Die Seinigen von dannen.

Sie reiten über Stock und Stein,
Zu flieh'n des Kaisers Ketten.
Der Landgraf denket nur allein
Sein liebes Kind zu retten.

Er trägt ihn selbst auf seinem Arm,
Den Knaben neugeboren.
Vom starken Ritt wird ihm so warm,
Schon bluten ihm die Sporen.

Fort, fort! dort weht das Reichspanier,
Schon blinken tausend Speere.
Der Kaiser ist's voll blut'ger Gier
Mit seinem ganzen Heere.

Und wären's mehr als Sand am Meer,
Der Landgraf wird's nicht achten.
Sein kleines Kind, es weint so sehr,
Und will vor Durst verschmachten.

Vor einem schlechten Bauernhaus
Ruft er: um Gottes willen,
Du junge Mutter, komm heraus,
Den Knaben mir zu stillen.

Derweil umwendet er sein Pferd
Mit grimmen Zornesflammen;
Und wo er hinschlägt mit dem Schwert,
Stürzt Mann und Roß zusammen.

Die Seinen schaaren voller Muth
Sich um den edlen Helden,
Daß von dem hier vergoss'nen Blut
Noch späte Sagen melden.

Denn mehr als tausend Feinde sind
Hier in den Tod gesunken,
Bis sich des Landgrafs junges Kind
Hat ruhig satt getrunken.

Glaukopis.

Arglos blickst Du mich an, doch Dein Aug' ist voller Gedanken,
Die Du selber noch nicht, liebliches Mädchen, verstehst.

Dein stets ruhiger Blick macht stürmen die Herzen der Männer,
Wie in's wogende Meer milde nur lächelt der Mond.

Dicht mit Veilchen besäet ist Deine Gegend; wohin Du
Nur geblickt, sogleich sproß auch ein Veilchen hervor.

Nicht in der Farbe nur gleicht Deinem Auge das Veilchen,
Auch die Bescheidenheit ahmet es reizend ihm nach.

Mächtiger noch als die Macht in Deinen herrlichen Augen
Ist die Unschuld, die selbst ihre Macht noch nicht kennt.

Reizenden Nonnen gleich wird unter dem Schleier der dunkeln
Wimpern, liebliches Kind, frommer und schöner Dein Blick.

Allzu fromm ist Dein Aug', und wenn Du länger mich anschaust,
Schöne Beterin, bald halt' ich mich selbst für den Gott.

Wenn Dein Auge sich senkt, so wallt Dein eigener Busen,
Wenn es auf mich nun fällt, kann ich wohl ruhiger seyn?

Eh' Du es selber gewußt, unschuldig lächelndes Mädchen,
Sagte Dein Auge schon zärtliche Liebe mir zu.

Wie aus der Ferne nur, der blauen, grüßt mich Dein Auge,
Doch mit dem zärtlichen Wunsch, immerdar bei mir zu seyn.

Warum errötheteſt Du, da mein Blick den Deinen getroffen,
Stände nicht deutlich darin, Liebliche, daß Du mich liebst?

Dieses Auge, so rein und so sanft, vermag es zu zürnen?
Nein, wenn er klar und blau, zürnte der Himmel noch nie.

Stößt die Hand mich auch weg, und sagen die Lippen: geh weg doch!
Ruft doch Dein Auge mir wiederum zärtlich: komm her!

Zwar Du bildest Dir ein, Du sähst mich mit Augen voll Zorn an,
Aber am Ende wird doch nur ein Lächeln daraus.

Wenn Du lächelst, weißt Du es nicht, wie zärtlich Du lächelst;
Weißt Du es, zärtlicher noch lächelst Du, als Du es weißt.

Zwar versuchst Du den Blick in allen Ecken zu bergen,
Aber aus jeder lauscht schelmisch ein Amor hervor.

Emsig sucht mich Dein Blick und hat er mich endlich gefunden,
Wendet er scheinbar kalt plötzlich sich von mir hinweg.

Klug wie die Pallas schau'st umher Du unter den Männern,
Die, anstaunend nur Dich, plötzliche Dummheit ergriff.

Schalkhaft hütetest Du Dein Auge, mich nicht zu verwunden,
Und Dein Mitleid, ich Thor, hielt ich für zärtliche Furcht.

Gütig zeigt mir Dein Blick nur das stumpfe Ende des Pfeiles,
Ach, sey nur grausam, und kehre die Spitze mir zu!

Hin zu dem Ebenbild im Spiegel blickest Du zärtlich,
Aber zärtlicher noch blicket es wieder heraus.

Blauer wurde Dein Aug', da Du zum Himmel es aufschlugst;
Denn zwei Himmel nun trugst Du auf einmal darin.

So wie der Sonne Glanz den blauen Himmel vergoldet,
Strahlt in der Liebe Glanz schöner, o Mädchen, Dein Blick.

Lieblich, wie die Natur, wenn untergegangen die Sonne,
Liegst mit geschlossenem Blick, Mädchen, im Schlummer Du da.

Blauer glänzt der Azur des Himmels nach dem Gewitter,
So durch der Thränen Thau lächelt Dein Auge mich an.

Wie die blauen Flügel Brasiliens Schmetterling aufschlägt,
Schlugst Du die Augen auf, da ich im Walde Dich fand.

Blau nur seh' ich Dein Aug' durch der schwarzen Maske Verhüllung,
Blaue Flämmchen jedoch zeigen den nächtlichen Schatz.

Wie durch zerrißnes Gewölk das ferne Himmelblau lächelt,
Lächelt beim lärmenden Fest heimlich Dein Auge mir zu.

Wie vom blühenden Baum die honigsammelnde Biene,
Kehrt vom Geliebten Dein Bild schwerer und schwerer zurück.

Aus der Quelle, darin sich hundert Vergißmeinnicht spiegeln,
Reichte das jüngste mir zärtlich Dein scheidender Blick.

Zur Rosenzeit.

Die Liebe bleibt, wie Rosen, immer neu,
Ob ihre Blüthe morgen auch vorbei
Und wir von gestern keiner uns erinnern.

Die Lieb' ist voll, wie einer Rose Schooß,
Woraus sich hundert Blätter ringen los
Und hundert andre blühen noch im Innern.

Die Lieb' ist feurig, wie ein Rosenblatt,
Das seine Flammen angezündet hat
Am ersten Morgenstrahl der Himmelsrose.

Die Lieb' ist himmlisch, wie ein Bild genau
Vom Himmelsrund in jedem Tröpfchen Thau
Die Rose trägt in ihrem tiefen Schooße.

Die Lieb' ist süß, wie würz'ger Rosenduft,
Der unsichtbar beseelt die warme Luft
Und trunken macht die honigdurst'gen Bienen.

Die Lieb' ist kurz auch, wie der Rose Tag,
Der schneller endet, als der süße Schlag
Der Nachtigall, die sie beweint im Grünen.

Der Prophet.

Wernihora, der Prophet,
Sprach: ich will euch sterbend künden
Dieses Wort, das nicht vergeht,
Ob die letzten Sterne schwinden.

Denn in tiefster Mitternacht
Läßt auf Horodeczka's Auen
Eine letzte Polenschlacht
Mich der Geist der Väter schauen.

Polen's Arme seh' ich frei
Seine schönen Fahnen schwingen,
Und den Feind gemäht wie Heu
Bei den hellen Sensenklingen.

Tief in Ketten mahn' es euch,
Polen ist noch nicht verloren,
Neu wird unser altes Reich
In dem Sturm der Schlacht geboren.

Dünket euch ein Mährchen dies,
Horodeczka's Rabe zehre
Von dem Feinde so gewiß,
Als von mir der Fisch im Meere.

Wernihora, der Prophet,
Ward bestattet tief im Lande
Und ein einfach Kreuz erhöht
Auf des Grabes leichtem Sande.

Da geschah's, daß wild empört
Sanfte Wiesenbäche schwollen:
Die des Sehers Wort gehört,
Sah man hohe Wellen rollen,

Wellen, die mit Sturmgebraus
Mächtig an die Gräber schlugen,
Und zum fernen Meer hinaus
Des Propheten Leiche trugen.

Schiller.

Schiller's unsterbliches Wirken ging ursprünglich aus demselben Sturm und Drange, aus derselben ersten romantischen Grobheit hervor, die wir als tiefes und wahres Gefühl bei Schubart, und als Affektation einer Modesache in Göthe's Götz erkennen. Ja seine ersten Räuber- und Revolutionsstücke schienen in der Form und Sprache noch der beliebten Manier zu huldigen, bis man merkte, daß hier ein viel größerer Geist sich nur die erste Bahn gebrochen habe. In der That verhält sich Schiller zu dem Pöbel der Ritter-, Räuber- und Gespensterromanfabrikanten wie Karl Moor zu seinen Gesellen, eine Zeitlang ihres Gleichen und doch weit über sie erhaben.

Schiller wurde in diese allerdings gemischte Gesellschaft fortgerissen, da bei ihm die Kraft viel früher da war, als die Grazie, die sie beherrscht, und da er, unter einer kleinlichen, jede Bewegung vorschreibenden militärischen Zucht aufgewachsen, nothwendig am entgegengesetzten Extreme, einer ausgelassenen Wildheit Vergnügen finden mußte. Aber schon bei seinem ersten Auftreten beurkundete er die ihm noch unbewußte höhere Sendung.

Er ahnte zuerst, daß, während die moderne Poesie von den falschen Idealen der Gallomanie zur einfachen Natur allerdings zurückgeführt habe, es dagegen wieder die Aufgabe der romantischen Poesie geworden sey, von der falschen Natur zu den

reinen Idealen zurückzukehren. Die meisten Stürmer und Dränger und nachherigen Romantiker begnügten sich, der Modernität die Bilder anderer Zeiten und Sitten, oft sogar nur andere Kostüme entgegenzuhalten, oder phantastische Traumzustände, in denen jede Liebhaberei und Eitelkeit sich ihre Befriedigung vorgaukelte. Aber Schiller faßte die Sache tiefer auf und wollte nicht, daß man ein Zeitalter dem andern, sondern daß man das ewige Ideal der zeitlichen Gemeinheit entgegen setze, daß man daher auch nicht beim Kostume und bei den äußern Umständen und Zuständen stehen bleibe, sondern den Menschen in großen Charakterbildern darstelle. Ob antik, ob romantisch, ob modern, gleichviel, das Menschliche bleibt sich in allen Zeiten gleich. Es adelt oder entadelt jede Zeit, und die Dichter tragen, je nachdem sie es auffassen, zur Erhebung oder Entwürdigung der Menschen bei. Darum, glaubte Schiller, sey es die höchste Aufgabe des Dichters, das Menschliche in der edelsten Idealität aufzufassen, wie die griechische Kunst einst in ihrer höchsten Blüthe, wenn auch nur in der Darstellung des Körperlichen, dasselbe gethan, d. h. die göttliche Bildung des Menschen dargestellt hatte. In dieser höchsten Aufgabe schien ihm aller Streit der Schule vernichtet und er selbst vermochte niemals, wenn ihn auch Göthe desfalls unablässig verschonte, das Antike, Romantische und Moderne streng zu scheiden und gleich diesem seinem vornehmen Freunde eine Maske nach der andern vorzunehmen. Modern in Kabale und Liebe, romantisch in Wallenstein und der Jungfrau von Orleans, antik in der Braut von Messina ist doch Schiller überall derselbe, und die verschiedene Form verschwindet vor dem gleichen Geiste.

Wie man ihm aber schon während seines Lebens sein Idealisiren zu verleiden, ihn zum Gemeinen und zur Spielerei mit Formen herabzuziehen trachtete, so ist er auch nach seinem Tode aus demselben Grunde oft mißverstanden und angefeindet wor-

den. Bald tadelte man die Philosophie, bald die Moralität, durch die er die Poesie verfälscht habe. Selbst seine im Drama zu lyrisch scheinende Wärme des Gefühls warf man ihn vor, nur um beständig sich selbst und das Publikum über Schillers wahre Größe zu täuschen. Daß diese Größe, als eine sittliche, den frivolen und gemein gesinnten Poeten jederzeit tödtlich verhaßt war, seinen falschen Freunden nicht weniger, wie seinen ausgesprochenen Feinden, ist höchst natürlich. Er stellte edle große Charaktere dar; aber die Philister und Sentimentalen wollten nur das Kleinliche, und die Frivolen nur das Unsittliche, nur die Beschönigung jedes Lasters und jeder unwürdigen Schwäche. Von der letzten Seite her, durch die romantische Lüderlichkeit der Schlegelschen Schule wurde Schiller heftig und mit der Bosheit angegriffen, die der Unreine dem Reinen gegenüber so selten unterdrücken kann. Von den Philistern und Sentimentalen wurde Schiller bewundert, aber ohne daß sie ihn verstanden hätten, ohne daß es ihnen eingefallen wäre, Schiller verlange, indem er edle Menschlichkeit predigte, auch von ihnen, daß sie sich kräftigen und veredeln sollten.

Dennoch wurde Schiller der bei weitem populärste aller unserer Dichter, seine Werke kamen in Jedermanns Hände, sein Name überstrahlte in den Augen des Volks jeden andern, selbst den Göthe's, der nur bei der Aristokratie der Bildung den höhern Rang behauptete. Diesen unendlichen Ruhm hat keine Koterie, keine Kritik, keine Gunst erzeugt, sondern lediglich die einfache Wirkung der Schillerschen Poesie auf die Mehrheit des noch unverbildeten Publikums, der noch unverdorbenen Jugend, oder des eigentlich sich selbst repräsentirenden Volks, das von der Macht der Wahrheit, von der Schönheit eines ächten Seelenadels, von der Begeisterung für alles Heilige und Hohe immer hingerissen wird und durch diese Empfänglichkeit die Höhergebildeten, die dafür schon zu verdorben und abge-

schwächt sind, nicht nur beschämt, sondern auch deren schädlichen Einfluß neutralisirt. Ich liebe Schiller doppelt, weil er nicht nur so edel ist, sondern weil auch sein Volk dieß erkannt hat, und weil sein Name Legionen niedriger Geister, die an der Zerstörung des deutschen Charakters arbeiten, zurückschreckt.

Was Schiller's Werken eine so große Macht über die Geister verliehen, ist zugleich ihre größte Liebenswürdigkeit, nämlich das Jugendliche. Er ist der Dichter der Jugend, und wird es immer bleiben, denn alle seine Gefühle entsprechen dem ersten Aufschwung des noch unverdorbenen jugendlichen Gemüthes, der noch reinen Liebe, dem noch unerschütterten Glauben, der noch warmen Hoffnung, der noch ungeschwächten Kraft junger Seelen. Er ist aber auch der Liebling Aller, die sich ihre Tugend bewahrt haben, deren Sinn für das Wahre und Rechte, Große und Schöne nicht auf dem Markte des gemeinen Lebens erstorben ist.

Schiller trat in einem verdorbenen, altersschwachen Zeitalter mit jugendlicher Kraft auf, mit einem wunderbar starken und zugleich jungfräulich reinen Herzen. Er hat die deutsche Poesie gereinigt und verjüngt. Kraftvoller und siegreicher, als jeder Andere, hat er die unsittliche Richtung des in seiner Zeit herrschenden Geschmacks bekämpft. Ungeblendet von dem glänzenden Witze seiner Zeit, hat er es gewagt, sich wieder an die reinsten und ursprünglichsten Gefühle des Menschen zu wenden, und den Spöttern einen strengen und heiligen Ernst entgegen zu setzen. Ihm gebührt der Ruhm, den Geist der Poesie erfrischt, geläutert und veredelt zu haben. Deutschland erfreut sich bereits der Früchte dieser Umgestaltung; denn seit Schiller's Auftreten hat unsere ganze Poesie einen würdigen Ton angenommen. Und auch unsere Nachbarvölker sind von diesem Geiste ergriffen worden, und Schiller übt auf die große Veränderung, die gegenwärtig in dem Geschmack und in der Poesie

derselben vorgeht, einen mächtigen Einfluß, den sie selbst laut anerkennen.

Wir haben ihm noch mehr zu danken, als die Reinigung des Kunsttempels. Seine Dichtungen haben auch außerhalb des Kunstgebiets unmittelbar auf das Leben gewirkt. Der mächtige Zauber seines Liedes hat nicht bloß die Phantasie der Menschen, er hat auch die Gewissen ergriffen, und der Feuereifer, mit dem er gegen alles Schlechte und Gemeine in den Kampf trat, die heilige Begeisterung, mit der er die anerkannten Rechte und die beleidigte Würde der Menschen so oft und so siegreich vertheidigte, wie keiner vor ihm, machen seinen Namen nicht blos unter den Dichtern, sondern auch unter den edelsten Weisen und Heroen glänzen, die der Menschheit theuer sind.

Es giebt keinen Grundsatz, kein Gefühl der Ehre und des Rechts, die nicht mit einer schönen Stelle, die nicht mit einer bedeutungsvollen Sentenz aus Schiller's Dichtungen bekräftigt werden könnten, und diese Aussprüche leben im Munde des Volkes.

Schiller hat seine ganze poetische Kraft in die Darstellung des Menschen, und zwar des Ideals menschlicher Seelengröße und Seelenschönheit, des höchsten und geheimnißvollsten aller Wunder zusammengedrängt. Die äußere Welt galt ihm überall nur als Folie, als Gegensatz oder Gleichniß für den Menschen. Der blinden Naturgewalt stellt er die sittliche Kraft des Menschen gegenüber, um diese in ihrem höhern Adel oder kämpfend in ihrer siegenden Stärke zu zeigen, so im Taucher, in der Bürgschaft; oder er legt einen menschlichen Sinn in die Natur, und giebt ihren blinden Kräften eine sittliche Bedeutung, so in den Göttern Griechenlands, in der Klage der Ceres, in Hero und Leander, den Kranichen des Ibikus, der Glocke rc. Selbst in seinen historischen Schriften ist es ihm weniger um den epi-

schen, der Naturnothwendigkeit entsprechenden Gang des Ganzen zu thun, als um die hervorstehenden Charaktere, das Element der menschlichen Freiheit im Gegensatz gegen jene Nothwendigkeit.

Die Seele aller Schöpfungen Schillers sind seine idealen Menschen. Er schildert überall nur den Menschen, aber in seiner höchsten sittlichen Schönheit und Erhabenheit. Es fiel ihm sogar beinahe unmöglich, einer Poesie, welche den Menschen nicht idealisirt, diesen Ehrennamen zu geben. Wenn uns Schiller aber auch Ideale der Sittlichkeit schilderte, so würde dies zunächst nur seiner eigenen Sittlichkeit zur Ehre gereichen, jedoch nichts für seinen poetischen Werth entscheiden. Im Gegentheil sind die meisten frühern und spätern Tugenddichter große Sünder gegen die Poesie gewesen, und es ist eben so schwer, eine edle Menschennatur zu schildern als zu besitzen, aber nichts leichter, als die Anmaßung von Beidem. Wenn Ideale der Sittlichkeit in einer Person dargestellt werden sollen, so muß verlangt werden, daß die Natürlichkeit nicht darunter leide. Es ist eben so fehlerhaft, wenn eine unnatürliche und unwahre, daher auch unpoetische Darstellung sich durch die Moralität des Gegenstandes zu rechtfertigen suchen muß, als wenn die Immoralität des Gegenstandes sich hinter der Natürlichkeit und Anmuth der Darstellung versteckt. Die meisten Dichter gleichen indeß wirklich den schlechten Heiligenmalern, die auch dem widerrechtlichsten Zerrbilde noch eine Verehrung verschaffen, wenn es nur einen Heiligen bedeuten soll; nur wenige gleichen einem Raphael, dessen Heilige wirklich Heilige sind, dessen Kunst die Heiligkeit des Gegenstandes erreicht. Unter diesen wenigen aber steht Schiller oben an. Selbst in seinen ersten Jugendprodukten trägt die innere Naturwahrheit schon über die so oft darin getadelte Unnatur den Sieg davon, die eben

deshalb in seinen spätern Dichtungen nicht mehr vorkommt. Wir besitzen große Dichter, die andere Schönheiten, als sittliche dargestellt haben, die im Talent der Darstellung unserm Schiller vielleicht überlegen waren, aber keiner hat das Interesse der Tugend und der Poesie dergestalt zu vereinigen gewußt, wie Schiller. Wir besitzen keine Darstellung der Tugend, die poetischer, keinen Dichter, der tugendhafter wäre.

In Schiller's Idealen tritt uns kein todtes mechanisches Gesetz, keine Theorie, kein trockenes Moralsystem, sondern eine lebendige organische Natur, ein reges Leben handelnder Menschen entgegen. Diese ideale Natur ist die Schöpfung des Genius. Schiller selbst sagt:

> Wiederholen kann der Verstand, was da schon gewesen,
> Du nur, Genius, mehrst in der Natur die Natur.

Der Genius entwickelte aus innerer Tiefe die höhere Menschennatur. In ihr kommt zur vollen glühenden Blüthe, was in andern nur in den Wurzeln unter der irdischen Decke schlummert. Das ist das gewaltig überraschende Wunder in der Geschichte der Menschen, daß unter ihnen immer neue Naturen geboren werden, die Niemand voraus berechnet, auf die kein hergebrachter Maßstab paßt, mit denen uns vielmehr die Welt selbst in einer neuen Anschauung wiedergeboren wird, die uns das alte gewohnte Daseyn in einem neuen Lichte, die alte Natur in einer höhern Entwickelung zeigen, und in uns selbst das verborgene Geheimniß aufschließen, den träumenden Keim zum Lichte wecken, Neigungen, Kenntnisse, Tugenden, Talente in uns entwickeln, uns bereichern, veredeln, erheben, und uns mit einem Worte die ganze innere und äußere Natur im Widerschein der ihrigen auf einer höheren Stufe, in einem neuen Zauberschein enthüllen. Diese neue höhere Dichternatur ist seine poetische Welt, und der Wunder größtes ist, daß diese poetischen Welten so mannigfaltig eigenthümlich sind. Größer

als die Welt selbst sind die Welten, die in ihr wieder geboren werden. Die eine Natur blüht in tausend Naturen aus, die immer reicher, wunderbarer, schöner, zarter sich gestalten. Diese Wiedergeburt ist das Werk des Genius. Jeder große Genius ist eine seltsame Blume, nur in einem Exemplar vorhanden, ganz eigenthümlich an Gestalt, Duft und Farbe. Die innere Trieb- und Lebenskraft einer solchen Geistesblume ist ein Geheimniß, von selbst erzeugt, von niemand zu enträthseln. Wer hat noch den Blumengeist oder den Duft der Blüthen erklärt, der in dieser so, in jener anders ist? Wer hat den Reiz erklärt, der uns in Raphael's Bildern so ganz eigenthümlich anspricht, und wer den geistigen Hauch und Duft, den innern Seelenreiz in Schiller's Charakteren? Hier kann keine Definition des Verstandes etwas ausrichten; nur durch Vergleichung können wir das Gefühl näher bestimmen.

Raphael's Name hat sich mir unwillkürlich aufgedrängt, und es ist unverkennbar, daß über Schiller's Dichtungen der Geist einer sittlichen Schönheit schwebt, wie über den Bildern Raphael's der Geist sinnlicher Schönheit. Das Sittliche tritt im Werden und Leben der Geschichte hervor, und Handlung, Kampf ist seine Bedingung, das Sinnliche ist wie die Natur im Größen, in einem ruhigen Daseyn befangen.

So müssen Schiller's Ideale sich im Kampfe äußern, die von Raphael in sanfter und erhabener Ruhe. Schiller's Genius mußte das Amt des kriegerischen Engels Michael nicht scheuen, Raphael's Genius war nur der sanfte Engel, der seinen Namen trägt. Jener originelle, unerklärbare Reiz aber, der himmlische Zauber, der Abglanz einer höhern Welt, der in den Angesichtern Raphael's liegt, liegt in den Charakteren Schiller's. Kein Maler hat das menschliche Antlitz, kein Dichter die menschliche Seele in dieser Anmuth und Majestät der Schönheit darzustellen gewußt. Und wie Raphael's Genius sich

gleich bleibt, und jener lichte, friedenbringende Engel in vielnamigen Erscheinungen uns immer in derselben Ruhe und Verklärung entgegenblickt, so bleibt auch Schiller's Genius sich gleich, und wir sehen denselben kriegerischen Engel in Karl Moor, Amalien, Ferdinand, Louisen, Marquis Posa, Max Piccolomini, Thekla, Maria Stuart, Mortimer, Johanna von Orleans, Wilhelm Tell. Jener Genius trägt die Palme, dieser das Schwert. Jener ruht im Bewußtseyn eines nie zu störenden Friedens, in seiner eigenen Herrlichkeit versunken; dieser wendet das schöne engelreine Antlitz drohend und wehmüthig gegen die Ungeheuer der Tiefe.

Die Helden Schiller's sind durch einen Adel der Natur ausgezeichnet, der unmittelbar als reine, vollendete Schönheit wirkt, wie jener Adel in den Bildern Raphael's. Es ist etwas Königliches in denselben, welches unmittelbar heilige Ehrfurcht erweckt. Dieser Strahl eines höhern Lichts muß aber, in die dunkeln Schatten irdischer Verderbniß geworfen, nur um so heller leuchten; unter den Larven der Hölle wird der Engel schöner.

Dieser Schönheit erstes Geheimniß ist die engelreine Unschuld, die ewig in den edelsten Naturen wohnt. Dieser Adel der Unschuld kehrt in denselben himmlischen Zügen eines reinen jugendlichen Engels in allen großen Dichtungen Schiller's wieder. In der lichtesten Verklärung, als reine Kindlichkeit, völlig waffenlos und dennoch unantastbar, gleich jenem Königskinde, welches, nach der Sage, unter den wilden Thieren des Waldes unverletzt und lächelnd spielte, erscheint diese Unschuld in dem herrlichen Bilde Fridolins.

Wird sie des eigenen Glückes sich bewußt, so weckt sie den Neid der himmlischen Mächte. In diesem neuen rührenden Reiz erblicken wir sie bei Hero und Leander. Mit dem kriegerischen Helme geschmückt, vom Feuer edler Leidenschaft die blühende

Wange geröthet, tritt die jugendliche Unschuld allen dunkeln Mächten der Hölle gegenüber. So hat Schiller im Taucher und in der Bürgschaft sie geschildert, und in jenen unglücklich Liebenden, Karl Moor und Amalien, Ferdinand und Louisen, vor Allem in Max Piccolomini und Thekla. Ueber diesen rührenden Gestalten schwebt ein Zauber der Poesie, der seines Gleichen nicht hat. Es ist ein Flötenton in wilder, kreischender Musik, ein blauer Himmelsblick im Ungewitter, ein Paradies am Abgrund eines Kraters.

Wenn Shakespeare's Gebilde in noch feinerem Lilienschmelz hingezaubert scheinen, so behaupten doch Schiller's Jungfrauen den Vorzug jener Seele in der Lilie, des kraftvollen, lebendigen Duftes, und hierin stehen sie den Dichtungen des Sophokles näher. Sie sind nicht weich, wie die Heiligen des Carlo Dolce oder Correggio, sie tragen ein heiliges Feuer der Kraft in sich, wie die Madonnen des Raphael. Sie rühren uns nicht allein sie begeistern uns.

Die heilige Unschuld der Jungfrau tritt aber am herrlichsten hervor, wenn sie zur Streiterin Gottes ausersehen wird. Es ist das tiefe Geheimniß des Christenthums und der christlichen Poesie, daß das Heil der Welt von einer reinen Jungfrau ausgeht, die höchste Kraft von der reinsten Unschuld. In diesem Sinne hat Schiller seine Jungfrau von Orleans gedichtet, und sie ist die vollendetste Erscheinung jenes kriegerischen Engels, der den Helm trägt und die Fahne des Himmels.

Wieder in andrer Weise hat Schiller diese Unschuld mit jeder herrlichen Entfaltung ächter Männlichkeit zu paaren gewußt. Hier ragen vor Allen drei heilige Heldengestalten hervor, jener kriegerische Jüngling Max Piccolomini, rein, unverdorben unter allen Lastern des Lagers und des Hauses; Marquis Posa, dessen Geist mit jeder intellektuellen Bildung ausgerüstet, ein reiner Tempel der Unschuld geblieben; endlich je-

ner kräftige, schlichte Sohn der Berge, Wilhelm Tell, in seiner Art das vollendete Seitenstück zur Jungfrau von Orleans.

Wenn hier überall die Unschuld in ihrer reinsten Glorie hervortritt, so kannte Schiller doch auch jenen Kampf einer ursprünglichen Unschuld mit der Befleckung eigner Schuld durch große Leidenschaften, und er hat ihn mit gleicher Liebe und mit derselben vollendeten Kunst uns vor die Seele gezaubert. Wie tief ergreift uns jenes Magdalenenhafte in Maria Stuart! Was kann rührender seyn, als die Selbstüberwindung Karl Moor's! Wie unübertrefflich geistreich, wahr, erschütternd ist der Kampf in Fiesko's und Wallenstein's großen Seelen dargestellt!

Wir wenden uns zu einem zweiten Geheimniß der Schönheit in den idealen Naturen Schiller's. Dies ist das Adelige, die Ehrenhaftigkeit. Seine Helden und Heldinnen verläugnen den Stolz und die Würde niemals, die eine höhere Natur beurkunden, und alle ihre Aeußerungen tragen den Stempel der Großmuth und des angebornen Adels. Ihr reiner Gegensatz ist das Gemeine, und jene Convenienz, welche der gemeinen Natur zum Zaum und Gängelband dient. Kräftig, frei, selbstständig, originell, nur dem Zuge der edlen Natur folgend, zerreißen Schiller's Helden die Gewebe, darin gemeine Menschen ihr alltägliches Daseyn hinschleppen. Es ist höchst bezeichnend für die Poesie Schiller's, daß alle seine Helden jenes Gepräge des Genies, das imponirende Wesen an sich tragen, das auch im wirklichen Leben den höchsten Adel der menschlichen Natur zu begleiten pflegt. Alle seine Helden tragen das Siegel des Zeus auf der Stirne. In seinen ersten Gedichten mochte man diese freie, kühne Geberde wohl etwas ungeschlacht und eckig finden, und der Dichter selbst ließ sich im eleganten Weimar verleiten, seinen Räuber ein wenig zu civilisiren. Wer sollte jedoch nicht durch eine rauhe Hülle in den festen, reinen Demantkern der edlern Natur hindurchschauen? Welche Thorheiten man im Karl

Moor, auch in Kabale und Liebe und im Fiesko finden mag, ich kann sie nicht anders betrachten, als die Thorheiten jenes altdeutschen Parcifal, der als roher Knabe noch im kindischen Kleide zur Beschämung aller Spötter sein adliges Heldenherz erprobte; ja die Gewalt sittlicher Schönheit in einer edeln Natur kann wohl nirgends rührender und ergreifender wirken, als wo sie so unbewußt der einseitigen Verspottung bloßgestellt ist.

Das dritte und höchste Geheimniß der Schönheit in den Naturen Schiller's ist das **Feuer edler Leidenschaften.** Von diesem Feuer ist jedes große Herz ergriffen; es ist das Opferfeuer für die himmlischen Mächte, die vestalische Flamme, von den Geweihten im Tempel Gottes gehütet, der Prometheus-Funke, vom Himmel entwandt, um den Menschen eine göttliche Seele zu geben, das Pfingstfeuer der Begeisterung, in welchem die Seelen getauft werden, das Phönixfeuer, worin unser Geschlecht sich ewig neu verjüngt. Ohne die Gluth edler Leidenschaften kann nichts Großes gedeihen im Leben und im Gedichte. Jeder Genius trägt dieses himmlische Feuer, und alle seine Schöpfungen sind davon durchdrungen. Schiller's Poesie ist ein starker und feuriger Wein; alle seine Worte sind Flammen der edelsten Empfindung. Die Ideale, die er uns geschaffen, sind ächte Kinder seines glühenden Herzens, und getheilte Strahlen seines eigenen Feuers. Vor allen Dichtern behauptet Schiller aber den Vorzug der reinsten und zugleich der stärksten Leidenschaft. Keiner von so reinem Herzen trug dieses Feuer, Keiner von solchem Feuer besaß diese Reinheit. So sehen wir den reinsten unter den irdischen Stoffen, den Diamant, wenn er entzündet wird, auch in einem Glanz und einer innern Gluthkraft brennen, gegen die jedes andere Feuer matt und trüb erscheint.

Fragen wir uns, ob es eine keuschere, heiligere Liebe geben mag, als sie Schiller empfunden, und seinen Liebenden in

die Seele gehaucht? Und wo finden wir sie wieder so feurig und gewaltig, unüberwindlich gegen eine Welt voll Feinde, die höchste Seelenstärke weckend, die ungeheuersten Opfer freudig duldend? Von ihrem sanftesten Reiz, vom ersten Begegnen des Auges, vom ersten leisen Herzschlag bis zum erschütternden Sturm aller Gefühle, bis zur überraschenden Heldenthat des jungfräulichen Muthes, bis zum erhabenen Opfertod der Liebenden entfaltet die Liebe hier den unermeßlichen Reichthum ihrer Schönheit, wie eine heilige Musik, vom weichsten Mollton bis zum vollen Sturm der gewaltigsten Klänge.

Die Gluth des begeisterten Herzens erfaßt bei Schiller jedes Heilige, das der Menschheit gelten soll, und hier waffnet sich sein Genius mit dem Flammenschwert des Himmels; hier wird der Kampf jenes kriegerischen Engels mit den Geistern der Tiefe begonnen.

Schiller's reine Seele konnte kein Unrecht ertragen, und er tritt geharnischt in die Schranken für das ewige Recht. Ein begeisterter Prophet verkündet er die heilige Lehre jenes Segens, der im Rechte wohnt, und jenes Unheils, welches unausbleiblich dem Unrecht folgt. Die Wahrheit jenes durchdringenden Urtheils aber wird durch die Gluth der Empfindung und durch den blendenden Schmuck der Rede nie getrübt, sondern immer nur glänzend und schlagend hervorgehoben.

Die Freiheit, die von Recht unzertrennlich ist, war seinem Herzen das theuerste Kleinod. Doch jene ungezügelte Freiheit, die vom Unrecht ausgeht, und zum Unrecht führt, gehört unter die dämonischen Gewalten, die sein Genius kräftig bekämpft.

Wir besitzen keinen Dichter, der Recht und Freiheit mit so feuriger Begeisterung, mit so schönem Schmuck der Poesie, aber auch keinen, der sie mit so reiner unbestochener Gesinnung, mit

so triumphirender Wahrheit, jedes Extrem vermeidend, dargestellt hat.

Sein Genius gehört der Menschheit an. Die Rechte der Menschheit, vom höchsten Standpunkt aus betrachtet, vertritt sein Marquis Posa. Für die Rechte der Völker tritt die Jungfrau von Orleans in die Schranken; das Recht der Einzelnen behauptet Wilhelm Tell. Aber auch in allen seinen übrigen Helden sehen wir Recht und Freiheit mit Willkür und Gewalt im Kampf und Schiller offenbart hier denselben Reichthum des Genies, wie in der Liebe.

Dieses mag hinreichen, so weit es wenige Grundzüge vermögen, den Geist in Schiller's Poesie uns zu vergegenwärtigen. Mehr als was hier gesagt werden kann, sagt jedem, der Schiller kennt, sein Gefühl.

Und dieses Gefühl wird nimmer verloren gehn, und kommende Geschlechter und ferne Zeiten werden es theilen; und diesen wird es vielleicht vergönnt seyn, die Größe Schiller's noch reiner und würdiger zu erkennen, denn der Zukunft gehört sein Streben, einer freieren und edleren Zukunft, die seine heilige Sehnsucht und sein fester Glaube an die Menschheit vorausgesehen, zu welcher er uns vorangeeilt, aus welcher sein Genius mit glücklicher Verheißung uns winkt. Sind Viele hinabgestiegen in die dunkle Vergangenheit, den Geist der Menschheit in die alten Fesseln zu schlagen: Schiller hat, ein lichter Engel, an die Pforte der Zukunft sich gestellt, ihren Schleier gelüftet, und dem sehnenden Auge eine freie, heitere Aussicht aufgethan.

Streckverse.

Der Genius wirft, wie der Coloß zu Rhodus, seinen Riesenschatten ins ferne Meer hinein, aber die breite Menge unter ihm verliert den ihrigen durch die Flammen, die jener über ihre Häupter emporhält.

Allerheiligen geht vor Allerseelen, die Propheten haben den Himmel immer eher, als das Volk.

Im Alltagsleben wandeln wir auf ebenem Wege und sehen den Weg vor uns immer kürzer werden; im innern Ideenlebe steigen wir Alpenhöhen hinan, und je höher wir steigen, desto höher erscheinen dennoch vor uns die Gipfel.

Der Mensch umschifft sich selbst, wie die Erde, aber an beiden erreicht er niemals die Pole.

Jeden Lebenswanderer führt einmal sein Weg durch's Schattenthal der Liebe.

Der Lebensstrick eines Menschen sey noch so dick gesponnen, die Liebe weiß doch ihn zur Saite zu spannen, und ihr Stückchen darauf zu spielen.

Liebe in hohen Jahren ist Gras, das auf allen Dächern wächst.

Aus verdorbenen Jungen kann noch etwas werden, aus verdorbenen Alten nie; wie zwar die häßliche Raupe sich in einen schönen Schmetterling verwandeln kann, der häßliche Schmetterling sich aber nie verwandelt.

Der Mensch ist ein Lachs; er giebt sich entsetzliche Mühe, den Wasserfall des Lebens hinauf zu springen, und oben fällt er doch nur ins Netz des Todes.

Das Volk und die Kinder nehmen jede Lehre, wie Aepfel, ohne sie zu schälen.

Der Mensch erhebt sich gern vor seinem Untergange noch einmal recht stolz, wie der Mond einen Hof bekommt, ehe ihn die Regenwolken verschlingen.

Die Vernunft liefert uns den Honig ihres Bienenstocks, in ihre geheime Werkstatt läßt sie uns aber niemals blicken.

Wie Kinder immer hinter den Spiegel schauen, und mehr als sich selber dahinter vermuthen: so wir großen Kinder vor dem großen Spiegel der Wahrheit.

Die Menschheit ist der runden Erde selber gleich, die ewig in die eigne Nacht sich rollend, doch eine Seite immer dem Lichte einer höhern Sonne zuwenden muß.

Die Religion des Alterthums war die Krystallmutter vieler glänzender Götter, die christliche die Perlmutter eines einzigen, aber unschätzbaren Gottes.

Die weltalten Feuer in unsern Tempeln sind erloschen, aber in uns brennt noch der Prometheusfunke als ewiges Opferfeuer der Gottheit.

Vom Sinai flammte die Gottheit in ungestümen Blitzen, zürnenden Donnern; von Asgard floß wechselnd wunderbar der

blut'ge Nordlichtschein und des Mondlichts linde Milch; aus fernen Wüsten streckte Muhamed, ein Comet, die glühende Ruthe; aber über Golgatha ist die Sonne in all ihrer Herrlichkeit aufgegangen und hat einen frühen Regenbogen über das Abendland geworfen, das Zeichen des ewigen Bundes der Gottheit mit Europa.

Die Volksbegeisterung in unsern letzten Freiheitskriegen ward wie die Jungfrau von Orleans unter ihrer eigenen Fahne begraben.

Das deutsche Volk ist Münchhausens Bär, der an der mit Honig bestrichenen Deichsel des letzten Triumph- und Friedenswagens sich fortgeleckt, und dann eingepfählt wurde, so daß jetzt jeder Türke über ihn lachen kann.

Die britannische Insel schwimmt als stolzer Buzentauro im Golfo des Meeres.

Die eiserne Lombardenkrone ist die ewige Fessel Italiens aus der Ketten nach dem Norden laufen.

Die Taube Noah's, die uns den Friedenszweig brachte, war nur das kleine weiße Sturmwölkchen am Kap der guten Hoffnung, das am heitern Himmel aufsteigt, neuen Sturm zu verkünden.

Das Nestelknüpfen des deutschen Mundes im Preßzwang kann wenigstens dem Bauchreden nicht wehren.

Der abgehetzte deutsche Hirsch wirft sich verzweifelnd in den Teich des Mysticismus.

Am dürren Baume uns'rer Theologie schießen die mystischen Sekten wie Pilze auf.

Die schroffen Ecken unsers großen Lebens wiederholen sich im einzelnen Menschen, wie unter den riesigen Eiskrystallen der Gletscher kleine wirkliche Krystalle gefunden werden.

Die Kriegsflamme ist die Jehovahflamme, die der Menschheit den Weg durchs rothe Meer ihres eigenen Blutes zum gelobten Lande des ewigen Friedens zeigt.

Die Gewürzinseln unserer Erfahrung sind vulkanischen Ursprungs.

Im Zinnobererz des Schmerzes schwimmt der Quecksilbertropfe einer Erfahrung.

Unstete irre Geister gehen den Stürmen der Zeit voran, wie Wirbelwinde den wirklichen; Gespenster gehn um, wo Schätze zu heben sind.

Die Poesie ist der Schmetterling auf der Blume der Welt.

Der Compilator wühlt und gräbt mühsam nach Scherben von Minervens Bild: dem Dichter springt jeden Augenblick eine lebendige Minerva zur eignen Stirn heraus.

Dem Dichter ist jeder Tag ein Hochzeittag, denn seine Braut ist das Leben.

Die Sonne der Philosophie kann auch versengen, der Mond der Poesie niemals.

Der Dichter ist der neue Adam, dem Gott seine ganze Schöpfung vorüberführt, und der jedem Geschöpfe einen eigenen neuen Namen giebt.

Das ganze Leben des Dichters ist ein Pfingsttag, und die Natur und alle ihre Kreaturen reden ihn ewig mit neuen feurigen Zungen an.

Die Natur ist die redende Argo, auf der alle jungen Helden zum Kolchis der Poesie schiffen.

Die Geister der Natur sind keine bösen, an den Brüsten der Isis trinkt man nur Milch.

Liebe ist der Zweck der Welt, Amor trägt die Weltkugel.

Nur durch die Pforte der Schönheit gehen wir ins Allerheiligste der Religion ein, darum finden echte Dichter, wie echte Weiber, immer den Weg dahin.

Jede Kirchenglocke ist eine Taucherglocke, unter der man die Perle der Religion findet.

Eine Glocke, die zur Kirche ruft, ist die klingende Memnonssäule im Sonnenaufgang.

Die höchsten Ideen bleiben gleich groß, wie die Fixsterne, ob sie das bloße Auge des gemeinen Mannes, oder das Herschel'sche des Genies betrachtet.

Das Schiff des Glaubens ist immer ein Kolumbusschiff.

Der Deutsche hat ein Herz für die Religion und keinen Stein will er dafür, selbst den Stein der Weisen nicht.

Mit tausend grünen Händen greift der Baum unserer Hoffnung nach dem tropfenden Sonnenregen göttlicher Hülfe.

Zwei Schwestern sind aus dem Himmel zu uns niedergestiegen, Liebe und Religion; die eine wendet ihr Antlitz nach unten, die andere nach oben; die eine scheint sich über unsere Wiege zu neigen, die andere mit ausgebreiteten Armen an unserm Sarge zu stehn.

Die Liebe mancher Weiber folgt uns wie eine Eurydice nach; sobald wir uns nach ihr umsehen, verschwindet sie.

Jede Wunde, die Amors Pfeil schlägt, wird zu einem beredten Dichtermunde.

Viele suchen am Zuckerhut des Lebens nur die Theorie des Kegelschnitts.

Wir hängen nicht am Gürtel des Glücks, sondern rollen nur unter seinen Sohlen.

Viele Freuden wollen nur im Vorüberflug genossen seyn, wie nach alter Meinung die Paradiesvögel sich nur fliegend schauen ließen und keine Füße hatten, um darauf zu ruhen.

Wen das Leben zu sehr reibt, den schleift es zu seinem Hohlspiegel.

Liebende kennen keine Zeit, Amor schmiedet den Uhrzeiger zum Pfeile.

Wir sehn das Glück wie den Regenbogen nie über dem eignen Haupte, sondern immer über fremdem.

Der Morgenthau der Jugend trägt in tausend Perlen das Bild der Sonne; nachher steigt diese höher, aber die Perlen verschwinden.

Die Federn, die wir den Paradiesvögeln unsers Jugendlandes abrupfen, schießen uns selber als goldne Schwingen an den innern Genius.

Wenn der Nachtigall nur in der kurzen Zeit der Liebe die des Gesanges kommt, so begleitet die ewige Liebe des Dichters auch eine ewige Singzeit.

Der Unpoetische lebt dürr wie der Käfer im Holze; der Dichter schwimmt ewig in feuriger Wonne, wie der Wurm in der Traube.

Des Dichters Seele greift mit ewig neu anschießenden Blüthenästen durch alle Räume der unendlichen Welt.

Der lebende Dichter ist das blühende Veilchen, und sein Werk der ewig duftende Veilchenstein.

Belisar erblindete, weil er die steinerne Götterwelt Roms auf die Gothen schleuderte; er sollte nichts Schönes mehr schauen.

Das verschlossene Ei der Welt wird gewärmt von einer unbekannten Mutter; es ist nur der Wärme sich bewußt, aber nicht ihrer Ursache.

Wir sehn die Welt in der himmlischen Abendbeleuchtung der Religion, aber die Sonne steht hinter uns.

Die Biene der Philosophie würde im Wasser der Dialektik ertrunken seyn, hätte ihr die Taube der Religion nicht den rettenden Zweig zugeworfen.

Der Skeptismus ist der geschickte Fechter, der sich rühmt, alle Regentropfen der himmlischen Manna mit seinem Stoßdegen zu pariren.

Glaube fällt wie ein Mannaregen auf uns herab, Unglaube wie ein Heuschreckenregen.

Der Skepticismus ist die Schlange am Baum des Lebens, die alle seine Früchte und Blätter abgefressen hat und nun verhungernd um den öden Sturz sich windet.

Dem sterbenden Skeptiker ist der Sphärengesang ein Wintersturm, die Milchstraße fällt in kalten Schneeflocken über ihn.

Jede Hochzeit frommer Menschen ist eine zu Canaan, wo das Wasser in Wein verwandelt wird.

Der Glaube der Jugend sey Ehrfurcht, der der Alten Liebe, wie wir sehn, daß die Blumen des Frühlings ihre Häupter mehr vor der Sonne neigen, die des Herbstes sie freier zu ihr erheben.

Unter der Schneelast unsers Alters grüne das Immergrün eines guten Gewissens, sprosse das Schneeglöckchen, die Botin des ewigen Frühlings.

An den Strohkranz der Hochzeit setzt jeder Tag der Ehe ein Körnchen an, und endlich wird er zum schweren Aehrenkranz.

Freunde sind milder befruchtender Thau, während das Leben uns fast immer nur im Ungewitter den Boden der Seele befruchtet; aber wenn der Thau plötzlich gefriert, ist er verderblicher als ein Wintersturm.

Reue befruchtet das Erdreich unserer Seele zu edlern Gesinnungen: wie nach der Legende auf der heiligen Magdalena Grabe eine Rebstaude sproßte, und ihre süßen Thränen in schweren Trauben der Sonne entgegenglühten.

Unser Herz verhärtet sich gern ein wenig, eh' es schmilzt, gleich dem Schnee.

Ein Kind, das unwissend auf einem See den Himmel unten so tief und weit und voll Sterne sieht, als oben, muß einen seligen Traum haben, Schwingen müssen mächtig an seine Seele wachsen.

Den Regenbogen des ewigen Bundes schauen wir immer nur halb, und er ist der zerbrochene Ring getrennter Geliebten.

Das größte Genie ist zugleich Philosoph und Dichter, und dem Demant gleich, der die durchsichtigste Klarheit und dabei alle Farben des Regenbogens zeigt.

Die Eisspitze harter Menschen schneidet uns: aber wenn wir sie nur fest in der warmen Hand halten, schmilzt sie doch.

Im blauen Spiegel des Todes fällt das Roth der Freude, aber auch das der Wunden weg.

Die größten Charaktere in der Geschichte gleichen den höchsten Bergen, die ein Nabel der Länder, aber keine Vulkane sind.

Die verlornen Schriften der Alten gleichen den ins Meer versunkenen Schätzen; wie diese aus den Gebirgen, so werden jene stets neu ersetzt aus den unerschöpflichen Goldgruben des Menschengeistes.

Das Römerreich war das Gebiß des alten Weltkopfs.

Als Roms Schwert zerbrach, blieb doch das Heft noch als aufgerichtetes Kreuz auf dem alten Kapitol stehn.

Die deutsche Kaiserkrone ist der Nibelungenhort und liegt so tief im Rheine begraben, daß sie zwar kein Fremdling rauben wird, der Deutsche selbst sie aber nicht mehr findet.

Der Diensteifer unsrer Diplomaten ist die Frosthitze von Knaben, die einen Schneemann machen.

Viele unsrer politischen Schriften sind nicht bloß unschuldige Irrlichter, sondern Laternen an den Kähnen raubsüchtiger Strandbewohner, welche verirrte Schiffer in die Klippen locken.

Das politische Raisonniren ist die Zunge an der Staatswage, und wird nur dann nicht gesehen, wenn diese Wage im Gleichgewicht ist.

Wenn in Deutschland einer Kopf hat, so stellt er sich auch gleich darauf.

Wir haben keinen Kopfputz mehr, zu dem der Lorbeerkranz paßte, obwohl Köpfe.

Hätten die Deutschen keine Zöpfe getragen, man hätte sie nicht so leicht beim Kopf kriegen können.

Der Sankt Georg der neuen Zeit kämpft mit einem Papierdrachen.

Der Deutsche ist nirgends flinker, als wenn er im Bett liegt, im Traume.

Deutschland muß noch mit den Gerippen seiner Feinde kämpfen, die es längst erschlagen, wie der Recke Wolfdietrich.

Die Jugendschwingen des deutschen Genius schwanden in die zwei Zohaksschlangen der Kirchentrennung ein.

In den Reformationskriegen biß ein Todtenkopf den andern, wie in Dante's Hölle.

Wenn die nächtlichen Gewitter der Religionskämpfe am Himmel hinabziehen, treten die ewigen Sterne wieder in ihrer alten Ruhe hervor.

Unser Leben ist eine Sieste, aber ein Morgen und ein Abend umkränzen sie, eine Sonnenfinsterniß, aber der flammende Sonnenring der Ewigkeit schließt sie ein.

Wie das Licht des alten Bundes aus Mosis silbernen Greiseslocken strömte, so strömt des neuen Licht aus Christi goldnen Kindeslocken und sie sind das Symbol einer ewigen Jugend seiner Lehre.

Jede Kosmogonie beginnt mit einem göttlichen Geschlecht; die Menschheit in der Wiege trägt den Heiligenschein.

Die ganze Welt ist nur ein einziger Strom, und er strömt noch vorwärts; die Lethe selber fließt in ihn hinein und Charons Kahn segelt mit nach dem Hesperien der Zukunft.

Der Philosoph muß graben nach dem Stein der Weisen, dem Dichter fällt er als Mondstein vom Himmel herab.

Große Denker und Dichter schreiben sich nicht aus, wie die Sonne nichts verliert durch ihr Leuchten, denn Licht ist nur Spannung, nicht Stoff.

Wir können die Berghöhe erhabner Seelen nur mit dem Wärmemesser der Liebe messen.

Ein gebildeter Geist wird schwerer zum Haß bewegt, wie das Wasser in glatten Gefäßen später gefriert als in rauhen.

Wie der Magnet durch immer schwereres Tragen an Kraft wieder gewinnt, wird auch unserm Geiste die Last des Wissens nur leichter, je mehr sie zunimmt.

Wir stehn nur immer unter dem Thore des Himmels, der Milchstraße, ziehen aber nie in den Himmel selber ein.

Dem Gemeinen ist die Zukunft immer eine dunkle Wolke; nur der Genius sieht auf ihr den Regenbogen, denn er trägt eine Sonne.

Eine allzu sentimentale Jugend erzeugt, wie nasse Jahre, keinen Wein im Herbst.

Der Dichter darf nie zu sehr Philosoph werden; wenn er die Blumen ausreißt, um ihre Wurzel zu untersuchen, werden sie bald welken.

In der Poesie des Alterthums war Bild und Gedanke hermaphroditisch eins; jetzt sind die Geschlechter getrennt und suchen sich sehnsüchtig.

Unser Geist erträgt ein ewiges tiefes Denken nicht, wie Kant beweist, der im Alter ein Kind wurde; gleichwie Glas, welches zu lange der Sonne ausgesetzt ist, zuletzt trübe wird.

Der beste Dichter ist auch der beste Aesthetiker, wie Joseph, der selbst am schönsten träumte, auch die Träume am besten auslegen konnte.

Der Dichter kommt nie mit dem spitzen Meßzirkel auf seinen Himmelsglobus, sondern nur mit dem weichen Pinsel.

Der Dichter steckt die Welt nicht ins Netz der Breiten- und Längengrade, sondern bekränzt sie nur mit Guirlanden.

Der Goldmine der Philosophie arbeitet die Demantmine der Poesie entgegen.

Die Sonne ist das dunkle, der Mond das blaue Auge der Himmelskönigin.

Die Zeit ist ein altes Weib, die Ewigkeit eine liebliche Jungfrau.

Jeder Sonnenstrahl ist ein Amorspfeil ins Herz der Erde.

Die Alpen sind die weiße Rinderheerde des Helios, deren Hörner er mit freudigen Blicken vergoldet.

An dem kaltblitzenden Alpenhorn unsers Lebens blühen doch am Morgen und Abend, wenn die Sonne tiefer steht, die Rosenlichter einer freudigen Hoffnung.

Tieck's Geist ist eine Oase in der Sandwüste andrer märkischen Geister.

Die Poesie, die von der Natur abgeht, blüht nur aus Kartoffelaugen im Keller.

Teufel und Engel sind dem Dichter nur die schwarzen und weißen Tasten auf seinem Klavier.

Dichten ist ein magnetischer Schlaf mit Bewußtseyn.

Dem Dichter ist jedes Ding ein Konduktor, der Funken giebt, wenn er die Hand daran hält, für sich aber nicht leuchtet.

Unsere meisten Aesthetiker beschreiben mit verstopften Ohren nur die Klangfigur des Tons in der Luft.

Der erste Lorbeerkranz, der dem Dichter aufgesetzt wird, wird ihm zur Springwurzel, mit der er aus allen Bergen neue Schätze hebt.

Der Wurm im Eichapfel, aus dem man Dinte macht, verwandelt sich dem Dichter in einen Schmetterling der Phantasie.

Für gute Gedanken braucht es wenig Worte, nur die schlechten verstecken sich in einem Schwall von Worten, wie Nachtigalleneier nur in einem kleinen Neste liegen, Spatzeneier aber in einem dicken Wust.

Die deutschen Genien flackern wie Sterne im Sturmwind, aber sie verschwinden nicht.

Die Gottheit wurde bei den Alten zuerst in den großen Naturerscheinungen angebetet, dann im Thierreich, dann im Menschenkörper, dann im Christenthum in der Seele allein, jetzt haben wir sie auch von da weg in's reine Nichts versetzt.

Die Alten trugen ihre Menschennatur auf alles Leblose und Thierische über, wir sind uns selbst nicht mehr menschlich.

Besser in kräftigem Sturze von jäher Höhe in Staubregen zu verfliegen, als im trüben langsamen Strome in der Ebene zu versanden.

In der Ferne des Glücks hoffen wir, und in seiner Nähe sind wir nicht zufrieden, wie die Erde in der Sonnenferne lieblich grünt, in ihrer Nähe aber nur vom kalten Winter überschneit ist.

Kriege der Fürsten sind nur Gewitter im Winter, die den Boden des Volks nicht befruchten.

Napoleon war ein Gemsjäger, der sich zu hoch in den rauhen Norden verstieg, und nur mit Hülfe des eigenen Blutes den gefahrvollen Rückweg fand.

Nachdem der Demant Napoleon die alten deutschen Humpen zerschnitten, baute sich der russische Eispallast als luftleeres Glashaus über ihn, unter dem er verbrannte und als echter Demant keine Kohlen zurückließ.

Deutschland opferte vor den Freiheitskriegen seine Kinder dem Moloch; in ihnen tränkte es sie, ein Pelikan, mit dem eignen Blut.

Frankreich ist das Cyrushaupt im Blutsack der Amazonenkönigin; Deutschland das Johannishaupt auf der Schüssel der Herodias.

Tyrannei, wenn sie nur großartig ist, wie Napoleon's, hat die Zauberkraft der Klapperschlange.

Große Kriegsgeister treten in keine Allianz, wie der Löwe immer allein kämpft.

Der Wind ist ewig jung, die Eichen werden alt, d'rum liegts in seiner Weise, sie zu brechen.

Die alte kimmerische Nacht der deutschen Urzeit sendet uns durch's goldne Thor unsre Sagen, durch's elfenbeinerne unsre Geschichten; aber beide erscheinen uns nur als Träume.

Unser Thor lebt noch und hämmert mit gewaltigen Schlägen die Riesen nieder, wenn sie um Asgard sich empören, oder gar in die heilige Burg selber einbrechen; aber auch nur dieser Kriegsgott haust noch in ihren öden Mauern, und alle andre Götter scheinen von ihr geflohn zu seyn.

Aegypter und Inder bildeten die Sternenwelt in den großen Formen der Gebirge und Flüsse nach; wir auch noch, aber den Stern Mars, der bei uns allein noch regiert, im Bau unserer Festungen.

Europa ist eine Baßgeige, seine Völker die Saiten darauf; das deutsche ist die dicke mit dem tiefen Ton und schweren Schwunge, das italienische die dünne mit dem hohen Ton, die aber oft reißt.

In der Schweiz haben die Winde, die das Leben bewegen, eine beständige Bahn, wie die wirklichen.

Unsere Staaten sind alte Uhren, die bald zu früh, bald zu spät gehen.

Es giebt alte Diplomaten in dieser Zeit, abgetragene Perücken des seligen Königs, ausgelöschte Laternen aus der Illumination am letzten Friedensfeste, Windfahnen, die sich vor Rost nicht mehr bewegen, verbleichte Wegweiser, windschiefe Lärmstangen auf der Warte der Zeit, deren Stroh und Pech schon abgefallen, abgewaschene Meßstangen alter Ueberschwemmungen.

Jedes Autodafe, das den deutschen Genius verbrennen will, schafft ihn als ein Phönixfeuer nur immer schöner.

Deutschland ist ein dürrer Baum, aber voll frischer Pfropfreiser.

Die Schöpfung der Seele hat ihre sieben Welttage, wie die mosaische der Natur.

Wie an den alten Hermen ward an der alten Menschheit zuerst der Kopf gebildet.

Der Tod ist kein unendliches Meer, sondern der Lethestrom, der ein jenseitiges Ufer hat.

Das Mißbehagliche, in dem uns oft das Gute kommt, ist nur das Stachlige an der Kornähre.

Wir genießen die Schönheit des Lebens, nur zur fernen Wandrung gerüstet, wie die Juden das Osterlamm.

Ueber unsre Erde hinaus ist schon eine andre Natur in den andern Planeten; kein Kopf ist dem andern ähnlich, kein Blatt dem andern, wie sollte es mit allen Sonnensystemen nicht eben so seyn?

Die Minuten kommen auf uns zu, wie die Wellen, wenn wir am Ufer stehn, aber keine geht zurück.

Erst wenn uns das Schicksal weit hinauswirft in die Welt, zeigen wir, daß wir tüchtig sind, wie Körner durchs weite Werfen von der Spreu gesondert werden.

Die Jugend muß man, wie die zarten Kaninchen nur bei den Ohren fassen.

Kaum sind wir aus einem Loch in die Welt gefahren, so guckt gegenüber der Tod schon aus einem andern mit dem Fernrohr nach uns.

Wir Erdengeschöpfe stecken alle an einem Spieße, den der Teufel über der Hölle der Sinnlichkeit dreht.

Unsre Hoffnung weiß gewöhnlich nicht, was sie will; ihr Blick sucht sehnsüchtig die Ferne, und mit dem Anker klammert sie sich an's Hier.

Das Grablied des Menschen singen andre; nur sein Wiegenlied singt er selber, wie nur des Morgens der Hahn kräht.

Die Zeit ist ein altes Weib, in Lumpen gehüllt; jedes Jahr bleicht ihr ein Haar mehr, jeder Völkerkrieg zieht ihr eine Furche mehr in's Gesicht, und ihre Krücken, mit denen sie dem aufgescharrten Grabe zuwankt, sind Kirche und Staat.

Warum glauben wir, daß der Teufel kommen werde, wenn wir ihn an die Wand malen, da doch Gott nicht kommt, obgleich wir ihn schlecht genug an alle Wände klecksen?

Das jetzige Judenthum ist die Erde, die an den ausgerissenen Wurzeln des Christenthums hängen geblieben.

Hegel's Philosophie ist eine große Spinne, die in ihren Netzen (γριφοις, Räthseln) die jungen deutschen Fliegen fängt.

Die Alten gaben ihre Philosophie in der Form der Räthsel, wir geben unsre Räthsel in der Form der Philosophie.

Die Alten schrieben mit Keilschrift, aber jedes ihrer Worte, war auch ein gewichtvoller Donnerkeil.

Wir müssen oft die Ideen schon als Raupen einfangen und dann erst ihre Verpuppung abwarten.

Der Dichter soll warten, bis die Federn ihm von selber ausfallen; unsre meisten jungen Dichter aber rupfen sich schon die weichen Stiele aus und es fließt Blut nach.

Dichtende Weiber gleichen den wenigen Pflanzen, die Insekten fangen.

Voltaire's Kopf war ein Basiliskenei im Nest seiner Perücke.

Buffon's Ideen sind Pfauenaugen, Voltaire's Hühneraugen.

Männer sind Lerchen, die im Freien, Weiber Nachtigallen, die nur im Dunkeln singen.

Die Phantasie des Weibes ist eine geschloßne Blume; sie darf nicht aufgebrochen werden, oder sie wird welken.

Uebersetzungen sind nur Blumen in Gläsern.

Ein Weiberherz wird doch endlich durch Leidensthränen hart wie Wachs im Wasser.

Der Dichter kennt nichts Endloses; die Welt ist ihm eine geschlossene, und der Berg, auf dem er steht, richtet, wie der Aetna den Schattengipfel, wenn er über Land und Meer sich gebreitet, am Himmel selber sich wieder auf.

Ein poetischer Genius wird immer nur im Größten und Unbedeutendsten nachgeahmt, nie aber in der einfachen Mitte des Schönen; wie der äffende Nachtgeist der Natur zwar eine Sonne liefert in der Feuerkugel, und Sterne in Sternschnuppen, nie aber einen Mond.

Didaktische Gedichte sind ungenießbar, wie Salat und Gurken, die in Samen schießen.

Schönheiten in lasciven Romanen sind nur Schmetterlinge im Netz der großen Kreuzspinne.

Der Hintergrund der griechischen Kunst war wie der seines Theaters, die Natur selber.

Der Weihrauch des Lobs treibt das Dampfschiff junger Genies.

Wenn der Lumpensammler die Lumpen einsammelt, so pfeift er, und der Autor wieder, wenn er sie den Leuten zurückgiebt.

Sehr dicken Leuten ist der letzte Westenknopf, den sie auf ihrem Bauche sehn, der Thurmknopf ihres Glückstempels.

Amors Bogensehne springt, wenn sie zu stark angespannt wird.

Manchem kehren alle Amorspfeile die stumpfe Seite zu, und der kleine Gott selber flieht erschreckt von ihm hinweg.

In der Wildheit überbietet das Weib noch den Mann, wie die Weibchen der Raubthiere stärker sind als die Männchen.

Wenn wir eben im Guckkasten der Welt das schönste Feenschloß schauen, stürzt es ein, und eine große haarige Hand greift oben herab, das ganze Bild wegzuziehn.

Vertraulichkeit darf nie zu weit gehn, selbst unter den Geliebtesten nicht; wie zwei Früchte zwar schön neben einander an einem Zweige stehn können, aber wenn sie selbst an einander verwachsen sind, eine der andern das frische selbständige Gedeihn verhindern.

Dem Blinden ist der Tod der Morgenstern, wenn er uns Sehenden nur der Abendstern ist.

In einer Regennacht ist man weniger einsam, als in einer leeren weiten, wie bei Thränen weniger, als im fühllosen starren Schmerze.

Die Erde ist der dunkle Stern im blauen Auge des Himmels.

Jean Paul ist ein vollblühendes Treibhaus mit durchsichtigen Wänden, dagegen viele andre deutsche Romanschreiber nur Häusern mit blinden Fenstern gleichen.

Vor einer Sünde gegen die poetische Wahrheit rettet den Dichter die wirkliche nicht.

So gut wie die Kunst die Natur schöner machen will, so gut auch die Philosophie unsere Seele.

Die Griechen hatten einen Dualis der Sprache wie der Seelen; nur sie kannten wahre Freundschaft.

Unsre Seele steigt und fällt nach den Zeiten des Tages, wie die Quelle des alten Dodona.

Die Phantasie legt erst einzeln ihre Eier, dann brütet die Aesthetik über allen.

Unsere Herzen müssen einen kleinen Schnitt bekommen, wie die Kastanien, wenn sie gut werden sollen.

Der Schwan Ossian zog der sinkenden, der Adler Shakespeare der hohen Sonne entgegen.

Als die Deutschen anfingen, gefallen zu wollen, ließen sie sich auch alles gefallen.

Unschuld ist die weiße, Leidenschaft die rothe Nelke; nur jene nimmt von dieser Flecken an, nicht diese von jener, wenn sie neben einander gepflanzt werden.

Ein Spiegel ist besser als eine ganze Reihe Ahnenbilder.

Unsere Lyriker hüpfen wie Grillen durchs kurze Gras der kahlen, von der Cultursense abgemähten deutschen Flur.

Die meisten unsrer Idyllen sind Taubenhäuschen auf dem Mist.

Des Dichters Schmerz ist nur das Schlagen des Glockenklöpfels.

Wenn die Poesie die Naturphilosophie berührt, bewirkt sie, wie ein Fidelbogen an einem Glase mit Sand, nur geometrische Figuren.

Jedes geistige Gift in der Menschheit hat, wie jedes in der Natur, zugleich sein Gegengift.

Wie die Feder soll das, was sie schreibt, erst durchs Feuer gezogen seyn.

Die Feder, die zu tief in Begeisterung getaucht wird, giebt Kleckse.

Unsere Philosophie soll nicht abwelken, damit aus ihrem Staube der Glaube erwachse, sondern dieser ist nur die Blüthenkrone jener herangewachsenen Philosophie.

Heilige Gestalten umgeben uns, heilige Augen sehen aus allen Tiefen und Höhen auf uns, aber wir achten ihrer nicht, wie ein Kind in einer herrlichen Gemäldegallerie in sich gekehrt über seinem Spielzeug alles um sich her nicht achtet.

Wir fühlen, wir sind aus einer andern Heimath; unser Herz zittert, wie gefangene Südervögel in ihrem nordischen Käfig aus ungewohnter Kälte beständig mit den Flügeln beben.

Cosmopolitismus ist die älteste und schönste Idee der Menschheit, aber er ist nur im Glauben zu erreichen.

Die Engel stiegen auf der Traumleiter Jakobs zur Erde nieder, wir steigen auf unserer hinauf, den Himmel zu stürmen.

Die Alten schoben den Himmel immer weiter hinaus, je weiter ihnen die Erde wurde; wir hoben ihn endlich ganz von der kahlen Erde weg und nur die Hölle behielten wir in ihrem Schooße.

Unter der eisernen Rüstung der Alten schlug ein warmes Herz, wir sind nun breiweich nach außen, aber unser Inneres ist Stein geworden.

Eine poetische und fromme Seele ist in unsern Alltagsgesellschaften ein verirrter Kanarienvogel im Schneegestöber, eine Citrone in Schweden, ein in die eisigen Gletscher verflogner Schmetterling.

Wenn sich in unsern gemeinen Gesellschaften ein poetisches Gemüth erschließt, geht es ihm, wie der Auster, die sich der Sonne öffnet; Affen kommen, legen einen Stein zwischen die Schale und saugen ihr das Leben aus.

Unsere Kleinstädtergesellschaften sind Mückensäulen, die im ewigen regen Fluge doch weder etwas Nützliches thun, noch aus der Stelle rücken.

Wem der Haase eines furchtsamen Gedankens über den den Weg läuft, hat Unglück auf demselben.

Was wir Hoffnung nennen, ist oft nur das grüne Laubwerk im Käfig der Nachtigall oder das spanische Fliegenpflaster unsers Schmerzes.

Erbverdienst ist die hohle Haselnuß, die am Baum stehen bleibt, der hohle Helm der Ahnen unter zerrissener Helmdecke.

Wer zu viel rückwärts blickt, fällt leicht.

Wir sind wie Achilles nur an der Ferse zu verwunden, wenn wir sie nämlich zeigen, indem wir fliehn.

Deutschland ist die Mutter, die uns lange mit linder Milch genährt; jetzt bestreicht sie ihre Brust mit Meyran, uns abzugewöhnen.

Die Gottheit wandert aus dem goldnen Kalbe der Deutschen nie in die Bundeslade, nur immer wieder in einen neuen Apis.

Der Preßzwang hat den Adler der Politik in einen dumpfen Käfig gesperrt, aber den unschädlichen Pfau der Poesie läßt er auf dem Hofe frei herumlaufen und sein schönes Rad im Zorne schlagen.

Je mehr Länder der Deutsche in seinem Geiste eroberte, desto mehr verlor er in der Wirklichkeit.

Napoleon war der Correggio, der mit einem Zuge das lachende Kind Deutschland in ein weinendes verwandelt.

Mit einem großen genialen Völkerräuber stehen immer kleine subalterne Spitzbuben im Bunde, wie die zwerghaften Pygmäen mit dem Riesen Antäus.

Napoleons Geist war die Mosisschlange, welche alle kleinere Schlangen verschlang, die er aber nicht wieder in den friedlichen Hirtenstab verwandelte.

Die Franzosen lüfteten die Champagnerflasche der Freiheit unvorsichtig; der Pfropf flog ihnen an den Kopf und die Flasche entfiel ihnen und zerbrach.

Die Religion ist das Buch vom All in Versen, die Philosophie dasselbe in Prosa geschrieben.

Der Deutsche trägt die Erkenntnißäpfel immer gebückt auf dem Rücken, die Alten trugen sie erhoben auf dem Kopfe; wie man auch noch heute am Körbetragen unterscheiden kann, wie weit die römische Grenze in Deutschland gegangen.

Den Alten gab die Sonne der Natur Licht und Wärme genug für Geist und Körper; wir bedürfen für beide künstlicher Oefen.

Unsre Mystiker verkriechen sich vor dem schönen Sternenhimmel der Natur in ihre dunkle Kammer und malen ihn nur wie Kinder mit Phosphor an die Decke.

Jede Idee wird dem Dichter zu einem ganzen Liede, wie die Sonne im Wasserspiegel zu einem Sonnenmeer.

Philosophie in der Poesie ist das Silber im Glockengut.

Nur schlechte Dichtungen zeigen die Idee, die sie beseelt, sogleich nackt, gute verhüllen sie; wie nur die wilde Rose die Staubfäden zeigt, die volle sie in tiefen Blätterschooß verbirgt.

Wir erreichen das Ziel der Menschheit nie, denn es wandert ebenfalls immer weiter vorwärts, je weiter die Menschheit wandert.

Die Natur giebt jeder Stimme der Seele eine Antwort.

Der Dichter schaut das Schöne in die Welt hinein, nicht heraus.

Herz und Kopf sind die zwei Schwimmblasen, mit denen wir im Lebensstrom schwimmen.

Nur der kleine Bach läßt sich hemmen und dämmen, abzeiten, ausfischen und ausschlämmen; der wogende Strom zwingt alles nach sich selbst.

Kirchen gleichen den bunten hohlen Seemuscheln, welche Kinder ans Ohr halten, und darin das Rauschen eines unbekannten Meeres wie aus weiter Ferne vernehmen.

Aus dem Sumpfgrunde zwischen dem Festlande der Philosophie und dem Meere der Religion hebt die Poesie ihr prangendes Venedig.

Gold blendet immer, am meisten aber an einer Krone.

Die Säure in unserm jetzigen Leben ist nur der Essig, mit dem der Hannibal unsres Volks die Felsen sprengen wird, die ihm im Wege liegen!

Wir putzen gern das Licht noch einmal, ehe wir's ganz auslöschen.

Auf dem deutschen Dintenfaß liegt ein salomonisches Siegel und deckt böse Geister zu.

Am Vogel unserer Meßkataloge ist manche Feder schön, aber der ganze Balg ist doch häßlich.

Im englischen Charakter wie in seinem Wappen lebt noch die Harfe Ossian's.

Das Papstthum war der Aetnakrater, der das Christenthum verzehrte und nur die Sandalen, mit denen es die Erde berührt, wieder herauswarf.

Wir können so wenig in reinem Wissen, als in reiner Luft leben.

Unglück zeichnet einen Charakter feiner, als Glück, wie man auch schwarze Kreide zur feinen Zeichnung nimmt, weiße aber nur zur groben.

Als Jüngling glauben wir ungeheure Kräfte zu besitzen, und viel mehr leisten zu können, als wir wirklich im Stande sind;

als Männer dünken wir umgekehrt uns schwächer, als wir sind, leisten weniger, als wir könnten; wie wir am Morgen unsern Schatten größer, am Mittag kleiner sehn, als uns selbst.

Eine Wahrheit vorzutragen, bedarf es keines Schmucks der Worte; wenn wir aber eine Schönheit darstellen wollen, müssen wir auf die Worte achten, darin wir sie fassen; wie wir Früchte ohne den Stiel, die Blumen aber immer mit dem Stiel brechen.

Wenn wir in Gefahr sind durch Unrecht, das Andre uns thun, wollen wir aus der Haut fahren; wenn durch Unrecht, das wir selbst Andern gethan, wollen wir uns in uns selber verkriechen.

Der Bund zweier Tyrannen ist einer Wasserhose gleich, die Luft und Meer in furchtbare Verbindung setzt, Schiffe zertrümmert, die Bewohner der Höhen und Tiefen verscheucht.

Fürstenkriege sind nur vergrößerte Illuminationen und Feuerwerke.

Die Mehrzahl großer Menschen sind die leitenden Gestirne ihrer Zeit, nur die Minderzahl ist kometischer Natur.

Mutterwitz sieht klärer, als Gelehrsamkeit, wie ein einfaches Vergrößerungsglas die Gegenstände deutlicher zeigt, als ein zusammengesetztes.

Das Volk kann eine große Idee nie fest anschauen und erkennen, nur einen trüben und verschiedenartigen Abglanz behält es davon, wonach es sich in Sekten scheidet; wie wenn uns der Anblick der Sonne blendet, gleich fünf bis sechs nebelige Sonnen vor unserm abgewendeten Blicke tanzen.

Das Meer ist eine Thräne im Auge der Erde.

Die Erde ist ein Thautropfen im Lotoskelche der Welt.

Viele unsrer philosophischen Systeme sind bloße Ueberschriften ihrer nachfolgenden Schrift, Tabellen ohne Inhalt, Gerippe ohne Fleisch, Windmühlen, in deren Flügeln keine Schrauben sind, die da still stehen und bei denen man nichts mahlen kann.

Die Zukunft ist der verhüllte Pestarzt, der uns zu heilen kommt.

Beim Götterfunken läßt sich keine Suppe kochen, keine Lerche braten, keine Pfeife Tabak anzünden.

Das Höchste wird nicht von Lehrern und nach ihrer Methode gelernt; sondern nur von Sachen und nach gar keiner Methode.

Die Wälder, Gebirge und Seen der Erde sind unendlich schöner, als alle Ruysdals und Claude-Lorrains; die sterndurchflammte Nacht schöner, als die erleuchtete Peterskuppel; die Geliebte, die du malst, unendlich reicher an Reiz, als ihr Bild; das Leben von viel tieferer und mannigfaltigerer Schönheit erfüllt, als alle Kunst.

Luther trennte mit gewaltigen Händen die beiden Herkulssäulen, Katholicismus und Protestantismus.

Der Bauernkrieg.

Nachdem der Adel vereinzelt gegen die Fürsten gekämpft, erhoben sich eben so vereinzelt die Bauern. Auch sie waren durch die Bewegung der Zeit aufgerüttelt. Sie hörten Luthern von christlicher Freiheit reden, und verstanden darunter nicht bloß die Glaubensfreiheit, sondern auch die politische. Ihre Lage hatte sich seit einem Jahrhundert sehr verschlimmert. Der Adel hatte sein Bestes der Kirche vergabt, und war durch den Hofdienst und zunehmenden Luxus zu größern Ausgaben genöthigt. Für alles dieß entschädigte er sich beim Bauer durch Vermehrung der Feudallasten aller Art. Dazu kamen die Mißhandlungen durch die Lanzknechte und Söldner, die von der Bauern Gut lebten, ferner der Wildschaden, die Verheerung der Felder durch die unvernünftige Jagdlust, und endlich noch die Plackerei der neuen Amtsstuben, der langwierigen papiernen Rechtspflege, der Aussaugung durch Processe. Wie weit der Uebermuth des Adels ging, erhellt aus dem einzigen Umstande, daß in der Wetterau, im Kurfürstenthum Trier und in Lothringen die Bauern zu dem seltsamen Frohndienst angehalten wurden, in den Sommernächten das Wasser der Burggräben zu peitschen, damit sich die Frösche still hielten und die Herrschaft nicht mit ihrem Gequack belästigten. So wurde der deutsche Bauer, der Nachkomme des freien stolzen Germanen, zu einer dem Zustande des Thiers sich nähernden Sklaverei und Verächtlichkeit herabgedrückt, und es war ihm nicht einmal mehr gegönnt, sich in die Städte zu flüchten, denn die Annahme neuer Pfahlbürger war aufs strengste untersagt, und die Städte waren bereits in die Trägheit des Reichthums versunken, und anstatt den Bauern beizustehn, äfften sie dem Adel nach, und sahen hoffärtig auf sie herab.

Im Gefühle dieser Unterdrückung hatten die Bauern, wie wir gesehen haben, schon einige Zeit vorher Plane zu ihrer Befreiung entworfen, und als die Reformation ausbrach, lag der Gedanke sehr nahe, daß der Sturz der Hierarchie auch den des Feudalsystems nach sich ziehen müsse. Papst Adrian VI sprach dieß geradezu aus: „mit der geistlichen Obrigkeit wird man anfangen, und mit der weltlichen beschließen.“ Dieß war Luthers Meinung nicht. Er stemmte sich mit aller Kraft dagegen, daß aus der Kirchenverbesserung nicht eine politische Revolution werde. Indeß, die Bauern drückte ihr Schuh, und sie erhoben ihn zum Feldzeichen, hoffend, daß ihre ungeheure Masse ersetzen werde, was ihnen an an Geschick abginge. Zuerst 1522 standen sie im Hegau auf, den goldnen Schuh im Banner mit dem Wahlspruch: „Wer frei will seyn, der folge diesem Sonnenschein.“ Sie wurden überwunden, aber im Herbst 1524 gährte es in ganz Oberschwaben. Aus Uebermuth befahl die Gräfin von Lüpfen den Bauern in der Grafschaft Stühlingen ihr Schnecken zu sammeln, auf denen ihr Gesinde Garn winden sollte. Sie weigerten sich und zogen unter Müller von Bulgenbach tumultuarisch nach Waldshut mit einer schwarz-roth-weißen Fahne auf einem Zierwagen. In Waldshut mit Jubel empfangen zogen sie vor Donau-Eschingen, das sie vergeblich belagerten. Während des Winters ernannte König Ferdinand den Georg Truchseß von Waldburg*) zum Feldherrn des schwäbischen Bundes wider die Bauern, deren Aufruhr er eine erbarmungslose Strenge**) entgegenzusetzen befahl.

---

*) Schon als Knabe war er seinen Eltern entflohen, um im Schwabenkriege mit gegen die Schweizer zu fechten

**) „Man soll die ungehorsamen Pauern fahen und peinlich fragen: wer die Anführer seyen? Nachmals die, so sy betretten, erstechen, erwirgen, und keine erbarmung über sie haben, ihr Güter veröden ir

Die Stühlingenschen Bauern unterhandelten mit dem Truchseß in Stockach und ließen sich begütigen. Aber im Frühjahr brach die Empörung anderwärts auf allen Punkten aus. Zuerst erhoben sich die Bauern der Abtei Kempten gegen den Fürstabt Sebastian von Breitenstein, der sie mit unerhörtester Willkür drückte, kein Recht achtete, die noch übrigen Freien gewaltsam in die Leibeigenschaft zwang und neue schwere Steuern auflegte, worauf es ihm hauptsächlich ankam*). Die Anführer der Bauern waren Georg Schmidt, dessen Vater dreißig Jahr früher von den Bauern in ähnlicher Noth zum Kaiser gesandt worden, aber spurlos verschwunden war, und Georg Täubner, dessen freie Eltern vom Abt mit Gewalt zu Leibeigenen gemacht worden waren. Sie schlossen einen Bund, in den sie alle Bauern der Nachbarschaft aufnahmen und schlugen vor jedes Haus, dessen Besitzer nicht zu ihnen hielt, einen Pfahl, um ihn als Feind der gemeinen Sache zu bezeichnen. Am Charfreitag (14. April) zerstörten sie das Stift und ließen ihre Rache an den Heiligenbildern **) aus, da der Abt

---

Häuser verbrennen, ire Weib und Kinder verjagen on alle gnad und erbarmung."

*) Wer dem Abt schuldig war, hing von ihm ab. Aber er selbst nahm Geld auf und zahlte es nicht wieder, bis die Gläubiger sich ihm ergeben hatten. Er brandschatzte alle Güter und wer sich auf Privilegien berief, dem nahm er sie mit Gewalt weg. Jeder mußte ihm schwören, nie beim Kaiser oder sonstwo Recht zu suchen. Er selbst lebte liederlich und ein Sohn von ihm lief zum Skandal umher. Ein Bauer, der denselben, indem er seine Schönheit lobte, gutmüthig einen Mönchssohn nannte, wurde bis auf den Tod im Kerker gequält. Der Abt wollte auch beim Ausbruch der Empörung in nichts nachgeben, sondern drohte den Bauern nur mit den Lanzknechten. Haggenmüller Geschichte von Kempten, 1, 505 ff.

**) Einer Madonna wurde der Kopf abgesägt. Haggenmüller 1, 525.

selbst auf das feste Schloß Liebenthorn geflohen war. Hier aber belagerten sie ihn und er konnte nur durch die Vermittelung der Stadt Kempten gerettet werden, der er alle seine Ansprüche und Herrenrechte bei diesem Anlaß verkaufte. *)

Zugleich empörten sich die Algäuer (Unterthanen des Bischofs von Augsburg) unter Walterbach von Au und die Stadt Memmingen, vom Prediger Schappeler verleitet, trat zu ihnen. Die Bauern des Truchseß selbst standen auf und belagerten seine Schlösser: auch die Bauern des Abtes von Ochsenhausen erhoben sich unter Ulrich dem Schmidt von Sulmentingen, und zwangen alle Bauern in der Runde, mitzuziehen. Dieser Haufe lagerte sich 18,000 Mann stark bei Baldringen, woher er den Namen des Baldringer Haufens erhielt. Auch die Bauern des Ulmer Gebietes standen auf und ängstigten die zu Ulm versammelten Gesandten des schwäbischen Bundes. Die größte und kühnste Schaar aber sammelte sich unter Eitel Hans Müller am Bodensee, der s. g. Seehaufen. Der vertriebene Herzog Ulrich von Würtemberg**) wollte diese große Bewegung benutzen, sein Land wieder zu erobern, kam mit den Bauern bei Radolfszell zusammen und warb 15,000 Schweizer. Zwischen diesen nun und dem Bauernheer war Georg Truchseß bei Tuttlingen einge-

---

*) Er wollte in einer Nonnenkleidung entfliehen, um den Kaufbrief nicht unterzeichnen zu dürfen; wurde aber von den Bürgern entdeckt und mit Gewalt zurückgehalten, bis er unterschrieben. Haggenmüller 1, 528.

**) Ulrich war mit den Reformirten in der Schweiz in Verbindung getreten, besonders mit Oecolampad in Basel, nachdem ihn der treue Rudolf zum Bühl und der Ritter von Cronberg schon für die Reformation gewonnen hatte. In Mümpelgard, das ihm von seinen Landen allein übrig geblieben, duldete er die freisinnigsten Predigten und mußte einst persönlich einen Aufruhr stillen, der sich erhob, als Wilhelm Farellus predigte und die anwesenden Dominikaner plötzlich seine Predigt mit Schmähungen unterbrachen.

schlossen, half sich aber durch Klugheit, indem er die Schweizer heimlich bestach. Diese ließen nun den geldarmen Herzog auf seinem Zug nach Stuttgart im Stich, verkauften sogar sein Geschütz und hätten ihn vielleicht selbst ausgeliefert, wenn ihn nicht Rotweil zum zweitenmal gerettet hätte. Es war den übermüthigen Schweizern kein Ernst, den Bauern zu helfen, denn obgleich selbst nur Bauern, machten sie doch aus ihrer Freiheit schon ein Monopol und gönnten sie andern nicht.

Nachdem der Truchseß die Schweizer abgefertigt hatte, fiel er mit der ganzen streitbaren Macht des schwäbischen Bundes (er hatte 2000 Reiter, 7000 Mann Fußvolk und gutbedientes Geschütz aus den größern Städten aufgebracht) über die Bauern her, und zwar zuerst über den Baldringer Haufen. Eine Schaar von 2000 überraschte er beim Beutemachen und ließ den größten Theil von ihnen niederstechen; 4000 andre umging er im freien Felde mit der schweren Reiterei, zersprengte sie mit den Kanonen und ließ sie dann von den Reitern niederhauen (sein Lieblingsmanöver, das er nachher oft wiederholte) bei Leipheim; einem andern Haufen widerfuhr wenige Tage später dasselbe Schicksal bei Wurzach. Den Pfarrer Wehe, den der Truchseß bei Leipheim gefangen, ließ er nebst andern Gefangenen enthaupten. Als er aber auch den Seehaufen angreifen wollte, stieß er auf einen kräftigen und besonnenen Feind, wurde bei Weingarten von den Bauern eingeschlossen und mußte sich bequemen, sie durch Unterhandlungen und feste Zusicherungen zu begütigen. Sie zeigten sich sehr mäßig, sandten ihre Forderungen in 12 Artikeln*)

---

*) Der Verfasser der 12 Artikel ist nicht ermittelt worden. Mit der meisten Wahrscheinlichkeit wurde Pfarrer Schappeler zu Memmingen dafür gehalten. Vergl. Bensen Bauernkrieg S. 64. Jedenfalls kamen die 12 Artikel aus Oberschwaben.

ein, und wählten ein Schiedsgericht, das aus dem Erzherzog Ferdinand, dem Bruder des Kaisers, dem Kurfürsten von Sachsen, Luther, Melanchthon und einigen Predigern bestehen, und dem ihre Klage vorgelegt werden sollte.

Die 12 Artikel verlangten: 1) die Bauern sollen sich ihre Pfarrer selbst wählen, und diese das Wort Gottes lauter und rein nach dem Evangelium predigen; 2) die Bauern sollen nichts mehr zahlen, als den von Gott befohlenen Zehnten, wovon der Pfarrer leben und von dessen Ueberschuß das gemeine Wesen und die Armen versorgt werden sollen; 3) die Leibeigenschaft soll als gottlos für immer abgeschafft seyn;*) 4) Jagd, Vogel- und Fischfang soll frei seyn, wie die Luft; 5) der Wald und das Holz ebenfalls; 6) die Frohn- und Spanndienste sollen ermäßigt werden; 7) der Bauer soll dem Herrn nur durch einen freien und festen Vertrag und durch keine Willkür verpflichtet seyn; der Zins von den Lehngütern soll ermäßigt werden, damit der Bauer nicht den ganzen Ertrag seiner Arbeit an den Herrn abgeben und umsonst arbeiten müsse; 9) das Recht soll nach einem festen alten Gesetz, nicht nach neuen Satzungen und Willkür gehandhabt werden;**) 10) wer mit Unrecht Gemeind-

*) Die Forderung lautete sehr gemäßigt: „Ist der Brauch bishero gewesen, daß man uns für eigne Leuth gehalten hat, welches zu erbarmen ist — nicht daß wir frei seyen, keine Obrigkeit haben wollten, das lehrt uns Gott nicht, wir sollen leben im Gebot, nicht in freiem Muthwillen. Ihr werdet uns der Eigenschaft als wahre Christen gern entlassen oder uns im Evangelio belehren, daß wir's seyen."

**) Sie klagten „daß in Verträgen und alten Bräuchen durch die Doctores (des römischen Rechts) viel Zerrüttung geschehen und daß durch die Gelehrten das Recht vertheuert sey." Sie verlangten ausdrücklich, das würtembergische Hofgericht solle mit verständigen Männern vom

güter an sich gerissen, soll sie zurückstellen; 11) die Abgabe bei Sterbefällen soll aufgehoben seyn, damit Wittwen und Waisen nicht um das Ihrige gebracht werden; 12) diese Artikel soll man annehmen, oder aus der Bibel widerlegen.

Die Fürsten lachten natürlich über die Einfalt der Bauern, die ein Schiedsgericht für möglich hielten, worin Luther neben dem Erzherzog Ferdinand sitzen sollte. Luther selbst wollte nichts von den Bauern wissen. Er war nicht so ungerecht, daß er nicht die Bedrückungen des Bauernstandes eingesehen und den Fürsten und Herren deshalb harte Worte gesagt hätte.*) Aber er fürchtete noch viel Schlimmeres vom Uebermuthe der Bauern unter der Leitung der ihm so verhaßten Wiedertäufer und Schwärmer. Daher lag ihm alles daran, den Aufruhr niederzuschlagen. Gegen einen Herrn von Einsiedel, der sich in seinem Gewissen bewogen fand, ihn zu fragen, ob denn nicht die Bauernschinderei wirklich eine Sünde sey, äußerte er ganz offen: „der gemeine Mann müsse mit Bürden beladen seyn, sonst werde er übermüthig." Als die armen Bauern sich in ihrer dummen Ehrlichkeit an ihn wandten, erklärte er ihnen: „daß die Obrigkeit böse und unrecht ist, entschuldigt keinen Rotterei noch Aufruhr, denn die Bosheit zu strafen gebührt nicht einem Jeglichen, sondern nur der Oberkeit." Das war nun freilich keine Logik, welche die Bauern hätte beruhigen können. Sie glaubten sich von Luther verrathen, und wurden immer wüthender. Thomas Münzer

---

Adel und von den Städten, aber nicht mehr mit Doktoren besetzt werden. v. Wächter Gesch. d. würtemb. Privatrechts. S. 91.

*) „Erstlich mögen wir Niemand auf Erden danken solches Unraths und Aufruhrs, denn euch Fürsten und Herren, die ihr nicht mehr thut, denn daß ihr schindet und schatzt, euern Pracht und Hochmuth zu führen, bis der gemeine Mann nicht kann und mag länger ertragen."

ergriff für sie das Wort, und schrieb furchtbare Anklagen „gegen das sanftlebende Fleisch in Wittenberg". Er gab Luthern Schuld, daß er die Sache im Stich lasse, aus der Reformation nur einen neuen Vortheil für die Fürsten, ein neues Mittel der Tyrannei mache.*) Gleichzeitig sagt der gewiß unparteiische Chronist von Pommern, der alte Kantzow: die Verachtung der Fürsten sey in jenen Tagen sehr groß gewesen, aber man solle sich über die Bauern nicht wundern, da ja der Adel und die Städte ihnen vorangegangen seyen.**)

Inzwischen waren auch an andern Punkten im ganzen südwestlichen Deutschland die Bauern aufgestanden, zum Theil durch fanatische Prediger angeregt, und selbst Städte schlossen sich der Bewegung an. In Rotenburg an der Tauber hatte der Prediger Deuschlin***) durch seinen Feuereifer schon alles

---

*) Unter Anderm sagte er: „Die Grundsuppe der Dieberei sind unsere Fürsten und Herren, nehmen alle Creaturen zu ihrem Eigenthum, die Fisch im Wasser, die Vögel in der Luft, das Gewächs auf Erden muß alles ihre seyn. Aber den Armen sagen sie: Gott hat geboten, du sollst nicht stehlen. Sie selber schinden und schaben alles, was da lebt; so aber ein Armer sich vergreift am Allergeringsten, muß er henken. Dazu sagt denn der Doktor Lügner (Luther) Amen. Die Herren machen das selber, daß ihnen der arme Mann feind wird. Die Ursach des Aufruhrs wollen sie nicht wegthun, wie kann es in die Länge gut werden?"

**) Darauer wurden nhu de Fursten je länger je weniger by dem gemeinen Manne geachtet. Und wurt de vngehorsam grot, vnd do des de Buhren jnnen wurden, dat de Adel vnd Stede so jegen de Fursten dorsten entboren, an den was do kein togel und apholt mehr, setteden sick tho allem Wreuel vnd lureden alle stunde nha orsaken, dat se beide auer Fursten, Adel vnd Stede mochten fallen, vnd sick vth Dinstparheit erlosen.

***) Derselbe heißblütige und phantasiereiche Mann hatte noch kurz vorher das Volk aufgeregt, die Juden aus der Stadt zu treiben und die

lutherisch gemacht und die Gemeinde sich gegen den aristokratischen und katholischen Rath erhoben, als auch der aus Sachsen vertriebene Karlstadt daselbst erschien und die Oberdeutschen anfeuerte, die Reformation als Volkssache durchzusetzen ohne Luther, der sie zur Fürstensache gemacht habe. Nun erhoben sich im Laufe des März und April alle Bauern in der Runde und rotteten sich in große Schaaren zusammen, um die 12 Artikel mit Gewalt zu einer Wahrheit zu machen, die Fürsten und Herren zu Unterzeichnung derselben zu zwingen, und nebenbei die Klöster zu verbrennen und dem Evangelium überall gewaltsam Eingang zu verschaffen. Mergentheim, der Sitz der sehr unpopulären deutschen Ordensritter, wurde geplündert. Die Grafen von Hohenlohe wurden gezwungen, sich den Bauern anzuschließen, die zu ihnen sagten: Bruder Albrecht und Bruder Georg, ihr seyd nimmer Herren, sondern Bauern, wir sind die Herren von Hohenlohe! Auch Graf Ludwig von Oettingen wurde gefangen. Die Bauern im Ries, die Unterthanen des Bisthums Eichstädt, der Probstei Ellwangen empörten sich. Den großen fränkischen oder schwarzen Haufen führte Florian Geyer, ein bekannter Abenteurer, Werber und Führer von schwäbischen Lanzknechten; einen andern führte Bermeter, der den Grafen Wilhelm von Henneberg zwang, mitzuhalten, und übel in Ochsenfurt haus'te. — Gleichzeitig bildete der Schenkwirth Metzler im Odenwalde ein „christlich evangelisches Heer," und ein ähnliches Jäcklein Rohrbach bei Heilbronn. Diese zogen zusammen und nannten sich „den hellen Haufen Odenwalds und Neckarthals." Viele Herren und Ritter traten zum Schein zu ihnen über, um Leben und Güter zu retten. So hieß es vom Grafen

Synagoge niederzureißen, an deren Stelle ein Marienbild „zur reinen Maria" gesetzt wurde (wie in Regensburg). Bensen, Bauernkrieg S. 67.

von Werthheim, er sey ganz Bauer geworden.*) Wer es nicht that, dessen Schloß wurde geplündert und eingeäschert. Die erbitterten Bauern sagten, wenn sie die Schlösser und Klöster beraubten: „haben wir lange genug hineingeführt, können wir auch einmal herausführen."

Eine Menge schwäbischer Herren hatten sich mit ihren Frauen und Gütern in die Burg**) und Stadt Weinsperg geworfen. Hier regierte als Amtmann der Graf von Helfenstein, ein Liebling des Erzherzogs Ferdinand und Gemahl einer natürlichen Tochter des alten Kaisers Maximilian. Dieser unterhandelte scheinbar freundlich mit den Bauern, um sie hinzuhalten, bis der Truchseß herbeikommen würde, ließ aber noch während der Unterhandlungen seine Ritter einen Ausfall thun und die unbesorgten Bauern bei Neckarsulm überfallen. Da sammelten sich die Schaaren des hellen Haufens am Ostertage, zogen vor Weinsperg und schickten zwei Herolde, die einen Hut hoch auf einer Stange trugen, mit der Anrede: „eröffnet Schloß und Stadt dem helln christlichen Haufen, wo nit, so thut Weib und Kind aus ihr, denn wir stürmen." Die Antwort gab Ritter Dietrich von Weiler mit höhnenden Worten, indem er gegen Kriegsgebrauch auf die Herolde schießen ließ. Daß nun nach

---

*) Die Grafen von Hohenlohe und Löwenstein und ein Chorherr von Bruchsal wurden gezwungen, vor den Bauern, zu deren Erlustigung, wiederholt die Hüte herunter zu ziehn, und ein Bauer, der aus alter Gewohnheit vor dem Grafen von Löwenstein sich neigte, bekam sogleich einen Schlag mit der Hellebarde. Im deutschen Hause zu Heilbronn mußten die Ordensritter mit abgezogenen Hüten den Bauern bei Tisch zusehn, und ein Bauer stieß einem der Ritter vor den Bauch, daß er niederstürzte, mit den Worten: „heut, Junkerlein, seyn wir Deutschmeister." Jägers Geschichte von Heilbronn.

**) Die berühmte Weibertreu.

solchen Vorgängen die Bauern wüthend wurden, war natürlich. Florian Geyer mit dem schwarzen Haufen, der unter allen der tüchtigste war, stürmte und eroberte das feste Schloß, noch ehe die Stadt selbst überging. In dieser herrschte die schrecklichste Verwirrung. Die Ritter wollten auf ihren Rossen flüchten, wurden aber von den Bürgern, die sich lange muthig für die Ritter geschlagen hatten, zurückgehalten. Haben wir euch geholfen, hieß es, und ihr wollt uns nun in der Noth stecken lassen? Da drangen die Bauern ein und nahmen alle gefangen, doch nur wenige wurden in der ersten Hitze erschlagen. Der dicke Dietrich von Weiler, der eben noch so übermüthig die Bauern verhöhnt, wurde von einem Thurm, auf den er geflohen war, herabgestürzt. Man rathschlagte, was mit den Gefangenen zu thun sey, und eingedenk der Treulosigkeit, welche sich die Ritter hatten zu Schulden kommen lassen, und der Grausamkeit, mit welcher der Truchseß gegen die Bauern in Oberschwaben verfahren war, beschlossen die Hauptleute der Bauern, die gefangenen Herren sämmtlich hinzurichten, „um dem Adel ein sonderbar Entsetzen und Furcht einzujagen" wie Haarer sagt, und um der Ritterschaft zu zeigen, daß wenn sie das Leben der gefangenen Bauern nicht schone, auch das der gefangenen Ritter nicht sicher seyn solle, wie Sartorius sagt. Besonders blutdürstig äußerte sich Jäcklein Rohrbach und sein Haufen (die unmittelbaren Unterthanen des gefangenen Adels). „Die Müßiggänger brauchen nicht zu leben" hieß es, und so wurden sie denn, 70 an der Zahl, „durch die Spieße gejagt," d. h. sie mußten durch zwei Reihen Bauern gehen, und wurden von denselben mit Spießen erstochen, eine gewöhnliche Todesstrafe bei den Lanzknechten.*) Der Pfeiffer Melchior Nunnenmacher spielte dazu auf. Umsonst flehte die schwangere Gräfin

*) Noch später erhalten in s. g. Spießruthen laufen.

von Helfenstein um das Leben ihres Gatten. Man führte sie auf einem Mistwagen fort. In ihres Gatten Leichnam aber wühlte ein rasendes Weib, die schwarze Hofmännin genannt, und schmierte sich mit dem gräflichen Fett die Schuhe. Dieselbe alte Hexe segnete die Waffen der Bauern mit Zaubersprüchen ein.

Als Luther diese Gräuelthat erfuhr, schrieb er: „wider die stürmenden Bauern" eine Schrift, darin er alle Welt aufforderte, die Bauern „zu würgen, zu stechen, heimlich und öffentlich, wer da kann, wie man einen tollen Hund todtschlagen muß."*)

---

*) Er fügt hinzu: „Es hilft den Bauern nichts, daß sie fürgeben, es seyen alle Dinge frei und gleich geschaffen, und daß wir alle gleich getauft sind. Die Taufe macht nicht Leib und Gut frei, sondern nur die Seelen. Ich meine, daß kein Teufel mehr in der Hölle sey, sondern allzumal in die Bauern gefahren. Die Oberkeit hat eine gute Sach, und wer auf der Oberkeit Seite erschlagen wird, ist ein rechter Martyrer vor Gott. Wiederum was auf der Bauern Seite umkommt, ist ein ewiger Höllenbrand." Er erhitzte sich so sehr, daß er sogar denen, die ihn um Mäßigkeit und Menschlichkeit anflehten, drohte: „Die mein Büchlein tadeln, sollen das Maul zuhalten, und sich fürsehn, denn gewiß sind sie auch aufrührerisch im Herzen. Darum soll die Oberkeit solchen auf die Hauben greifen, daß sie das Maul zuhalten und merken, daß Ernst sey. Dünkt sie solche Antwort zu hart, und geben für, es sey mit Gewalt geredet und das Maul gestopft, sage ich, das ist recht. Denn ein Aufrührerischer ist nicht werth, daß man ihm mit Vernunft antwortet, denn er nimmt's nicht an. Zudem, schließt er, der Esel will Schläge haben und der Pöbel mit Gewalt regiert seyn." Nur Erasmus hatte den Muth ihm zu sagen: „obgleich du die Bauern nicht anerkennst, ist ihr Aufruhr doch nur eine Folge deiner Reformation und eigentlich dein Werk." Und Caspar von Schwenkfeld sagte, was ihm Luther nie verziehen hat: „Luther hat das Volk aus Aegypten (dem Papstthum) durch das rothe Meer (den blutigen Bauernkrieg) geführt, aber in der Wüste sitzen lassen."

Darauf achteten aber die Bauern nicht mehr. Florian Geyer zog mit seinen Schwarzen nach Franken zurück und zerstörte die Schlösser des Adels mit systematischem Eifer. Das Hauptheer der Bauern lag eine Zeitlang um Heilbronn und hielt einen großen Kriegsrath zu Gundelsheim. Hier zeichnete sich Wendel Hippler, vormals Diener der Grafen von Hohenlohe, die ihn ungerecht mißhandelt hatten, durch seine Stimme aus. Er rieth den Bauern, sich mit dem niedern Adel gegen die Fürsten zu verbünden und die vielen kriegsgeübten Lanzknechte, die der Bauernsache geneigt waren und sich selbst anboten, in Sold zu nehmen. Hierzu waren die Bauern zu geizig und vertrauten allein auf ihre eigne Kraft, sehr zu ihrem eignen Schaden, denn trotz Anzahl und Muth gebrach es ihnen an Kriegserfahrenheit. Die Verbindung mit dem Adel aber wurde wirklich versucht, indem man dem bekannten Raubritter am Kocher, Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand, den Oberbefehl über die Bauernmacht antrug und ihn zwang, sie anzunehmen. Götz hatte allerdings die geistlichen und weltlichen Fürsten oft kühn befehdet und genoß den Ruf eines sehr unabhängigen Geistes, doch taugte er gewiß nicht zum Bauerngeneral. Obgleich er sehr tapfer war, und, nachdem er die rechte Hand verloren, noch mit einer künstlich nachgemachten Hand von Eisen so gut als vorher focht, konnte er sich doch nie über die Gemeinheit des Raubritters erheben. Sein Lebenlang raufte er sich um kleiner Dinge willen herum, und in der treuherzigen Lebensbeschreibung, die er hinterlassen, spricht er nie von den großen Ideen des Jahrhunderts, sondern erzählt nur mit größter Vorliebe und Genauigkeit die Streiche, die er für sich oder Andere nicht immer bloß an bewaffneten Feinden, sondern nicht selten auch an friedlichen Kauf- und Fuhrleuten ausgeübt, denn Raub gehörte unter die erlaubten Beschädigungen des Gegners. Als die Bauern ihm die Feldherrnstelle an-

trugen, erschrak er, und übernahm sie endlich nur, um die Bauern zu verrathen. Er selbst erzählt: „Ich that es, damit nit mein Weib und Kind und andere darunter von Adel beschädigt würden, wie sie denn neulich vielen Frommen von Adel zu Weinsperg gethan hätten. Die Mainzischen Räth baten mich auch, ich sollte solche Hauptmannschaft ihrem gnädigsten Herrn zu gefallen, auch allen Fürsten und dem Adel im Reich zu gut nehmen, ich möchte vielem Unrath damit zuvorkommen." Daß dieß keine spätern und leeren Entschuldigungen sind, sondern daß er wirklich so dachte, hat sein Benehmen unter den Bauern bewiesen. Hätte er ehrgeizige Absichten gehabt und etwa der Bauernkaiser werden wollen, wie Sickingen der Kaiser des Adels, so würde er nicht sich gedreht und gewendet haben, um so bald als möglich heimlich davon zu reiten.

Diesen sonderbaren Feldherrn an der Spitze, der weniger der Anführer als der Gefangene der Bauern war, zog der helle Haufen nun über den Neckar durch den Odenwald ins Mainthal und verbreitete seinen Schrecken vor sich her bis Frankfurt, wo die Gemeinde aufstand und den Rath absetzte. In Aschaffenburg wurde Bischof Wilhelm von Straßburg, Statthalter des Erzstifts Mainz, von den Bürgern belagert und zur Annahme der 12 Artikel gezwungen. Kurfürst Albrecht von Mainz neigte zum Lutherthum, wurde aber durch den Bauernaufruhr erschreckt und auf andere Gedanken gebracht.*) Unterdeß empörten sich die Bauern auch in den Bisthümern Speyer und Worms und in der Pfalz, weit umher an beiden Ufern des Rheins. Bruchsal wurde der Mittelpunkt eines Haufens, den Friedrich Wurm führte, Weissenburg der eines andern, den ein Bürger dieser Stadt, der s. g. Bachus führte, und den man den Kleeberger Haufen hieß. Im Wasgau bil-

*) Bodmann Rheingauische Alterthümer S. 419.

dete sich der s. g. Kolbenhaufen, bei Pfeddersheim ein vierter, ein fünfter in Kraichgau unter dem Pfarrer Eisenhut. Kurfürst Ludwig von der Pfalz, der von Natur ein gutmüthiger Herr war, hielt mit den empörten Pfälzer Bauern eine offne Zusammenkunft in dem Dorfe Forst, hörte sie freundlich an und versprach ihnen, daß ihren Beschwerden auf die Grundlage der 12 Artikel hin beim nächsten Landtag solle abgeholfen werden. Er zog sogar ihre Anführer zur Tafel und wußte sie so zu trösten, daß sie auseinander gingen.

Auch der östliche Theil von Schwaben wurde vollends revolutionirt. Im Rücken des nach dem Main abgezogenen hellen Haufens sammelten sich neue Schaaren zu Gaildorf und Ellwangen. Ein Theil derselben unter Jakob Bader zerstörte ohne Noth die schöne alte Burg Hohenstauffen. Schwäbisch Hall hielt sich nur mühsam neutral, mußte aber die Bauern ein- und ausgehen lassen. Auf der Neckarseite der Alp sammelte Matern Feuerbacher 25,000 Mann und schreckte die österreichische Regierung in Stuttgart, die schnell die Landstände vorschob. Aber Feuerbacher sagte: „sie wollten nichts, als die rechte Gerechtigkeit und das reine Evangelium, und nicht mehr das Dimperlin Damperlin, einen Landtag brauchten sie nicht, man landtage doch nichts, als daß man Geld geben müsse." Eitel Hans Müller, der mit den Unterhandlungen in Weingarten unzufrieden war, wandte sich mit den Hegauer Bauern, indem er dem Truchseß den Rücken kehrte, nach dem Schwarzwald. Ihm schlossen sich an Kunz Jehle mit den Hauensteinern, Hans Hamerstein mit den Badenweilern, Klevi Rüdi mit denen der Grafschaft Hochberg, Georg Müller mit dem Aufgebot des Breisgaues, und nachdem sie Donau-Eschingen 2c. genommen und viele reiche Klöster, besonders St. Blasien und Ettenheimmünster geplündert, lagerten sie vor Freiburg und eroberten diese Stadt am 26. Mai durch Vertrag.

Das Hauptheer der Bauern, unter Götz, Metzler, Geyer zog sich aber damals gegen **Würzburg**, um das feste Schloß daselbst, wo Clerus und Adel seine Schätze zusammengehäuft hatte, zu erobern. Die ganze Umgegend war schon in Aufstand bis tief hinein nach Thüringen. Merkwürdig erscheint ein geheimer Bund von Bauern im Würzburgischen, die sich die Unendlichen nannten, obgleich er nur eine örtliche Bedeutung hatte. Noch auffallender war das Benehmen des Grafen Wilhelm von **Henneberg**, der dem Aufgebot seines Lehnsherrn, des Würzburger Bischofs, nicht folgte und mit den Bauern freiwillig in ein freundliches Benehmen trat, vielleicht in der Absicht, sich im Glücksfalle des geistlichen Lehnsherrn zu entledigen und seinem Hause eine neue Macht zu gründen. Die Bauern schlossen hier den s. g. Bildhäuser Bund, mit dem auch der Bischof von Würzburg selbst, Konrad von Thüngen, in Unterhandlung trat und friedlich sich vertrug, indem er dem Bauernstande als viertem Stande die Vertretung auf dem Landtage zusicherte. Als aber der Bischof den fränkischen Haufen zu ähnlichen Unterhandlungen aufforderte, erwiederte dieser, er könne dießmal nicht tageleisten und wolle die Sache sparen, bis er selbst nach Würzburg käme. Da fand es der Bischof gerathen, Würzburg zu verlassen und die Vertheidigung des Schlosses dem Dompropst Friedrich von Brandenburg zu überlassen.

Der fränkische Haufen hatte sich vom evangelischen Heere (Odenwalds und Neckarthals) getrennt, sich Ochsenfurts bemächtigt und Jacob **Kol** zum Führer gewählt. Dieser zog nun wider Würzburg, und eben dahin wendete sich nun auch Florian **Geyer**, der unterdeß mit dem schwarzen Haufen im Tauberthal gehaust hatte. Eben dahin zog auch das große evangelische Heer, nachdem es zuvor die Stadt Rotenburg feierlich in den Bund aufgenommen hatte. In der Stadt

Würzburg hatte bereits Hans Bermeter die Bürger aufgeregt und die Häuser der Geistlichen geplündert. Die Stadt ging leicht über, aber die Burg Frauenberg war sehr fest und wurde von der Ritterschaft und Dienerschaft des Bischofs aufs tapferste vertheidigt. Mehrere blutige Stürme mißlangen. In einem derselben füllten 400 Bauern die Gräben, worin die Verwundeten hülflos verschmachten mußten. Da rieth Götz, man solle abziehen und entweder den schwäbischen Bauern gegen Truchseß helfen, oder ganz Franken und Thüringen überschwemmen und die Revolution so weit als möglich verbreiten. Aber Geyer wollte durchaus die Zwingburg brechen und setzte seine Meinung durch. Also verschwendeten die Bauern wochenlang ihre besten Kräfte, ohne die unbezwingliche Burg nehmen zu können. Viele zerstreuten sich aus Unmuth, unter den Bleibenden riß große Unordnung ein. Erst als Hippler, der unterdeß in Schwaben dem Truchseß vergeblich entgegengewirkt hatte, mit den traurigsten Nachrichten von dort ankam, hob man die Belagerung von Würzburg plötzlich auf und machte Front gegen den Truchseß.

Hippler hatte am 12. Mai zu Heilbronn einen hohen Rath der Bauernschaft eröffnet und darin umfassende Reformen des deutschen Reichs vorgeschlagen. Die Kirche sollte bestehen, aber reformirt werden. Das Reich sollte bestehen, aber es sollte der Bauernstand auch eine Stimme neben dem Bürgerstand, Herrenstand und geistlichen Stand erhalten. Die Feudallasten sollten abgeschafft und die Herren dafür durch die geistlichen Güter reichlich entschädigt werden. Maaß und Gewicht sollte im ganzen Reich gleich, die Zölle ermäßigt, der Verkehr möglichst frei werden. Endlich sollte die gänzlich verkümmerte uud entartete Rechtspflege im Reich gründlich gebessert werden. Dies war der billige und

weise Vorschlag, der von den Repräsentanten des Bauernstandes in Heilbronn ausging.

Aber die Bauern erkannten ihre eigenen Deputirten nicht an, und folgten keinem ihrer Rathschläge. Leicht gelang es bösen Buben, sich der rohen Menge zu bemeistern, die, schon seit Jahrhunderten zur Bestialität erzogen, nun in ihrer ganzen Unbändigkeit tobte. Rieth Hippler, so wurde ihm thierisch ins Gesicht gelacht, befahl Götz, so gehorchte man ihm nicht, denn der Bauer wollte selbst Herr seyn. Sie ließen sich weder schaaren, noch in den Waffen üben. Die Bauern jedes Dorfes blieben beisammen, um zu plündern und zu schwelgen. Das erbeutete Geschütz konnte nicht bedient werden. Die wenigen verständigen Anführer verloren zuletzt alle Geduld mit diesem Volk.

Mittlerweile zogen von allen Seiten schwere Gewitterwolken sich zusammen, deren Blitze Schlag auf Schlag die verworrenen Bauern treffen sollte. Georg Truchseß hatte kaum seine streitbare Macht bei Weingarten aus der Klemme gezogen und durch gütlichen Vertrag gerade die tapfersten Bauern der Gebirge von denen der niedern Thäler getrennt, als er dem Hegauer und Schwarzwälder Haufen unter Eitel Hans Müller nachsetzte. Allein der Vorfall in Weinsperg und die dringenden Befehle des schwäbischen Bundes riefen ihn an den Neckar und Main. Das große Heer Feuerbachers belagerte damals das Städtchen Herrenberg. Feuerbacher war nicht abgeneigt, mit dem Truchseß zu unterhandeln. Nun schickte aber Eitel Hans Müller (warum sich der nicht lieber mit seiner ganzen Macht an Feuerbacher anschloß?) abmahnende Boten, deßgleichen Herzog Ulrich und die Bauern, im Vertrauen auf diese Unterstützung, begingen zum zweitenmal die Thorheit, einen Edelmann an ihre Spitze zu stellen. Statt Feuerbachers übernahm ein Schenk von Winterstetten den Oberbefehl, noch dazu ein naher Verwandter des Truchseß. Man hatte immer noch das

Beispiel Sickingens nicht vergessen. Man hoffte noch, den niedern Adel im Verein mit den Bauern als kaiserliche Partei gegen die Fürsten auftreten zu sehen. Aber Sickingen war todt und weder Götz noch der Schenk hatten etwas von seinem Geiste. Der letztere führte die armen Bauern ungeschickt umher, und ließ sich, anstatt sich mit dem Heere des Schwarzwaldes zu vereinigen, einzeln bei Böblingen vom Truchseß überfallen. Da sich dieser abermals seines Vortheils bediente, die Bauern in offenem Felde mit Kanonenkugeln auseinanderzusprengen und dann mit der Reiterei zu jagen, ehe sie einen Wald erreichen konnten, so wurden an 8000 Bauern auf der Flucht niedergestochen, am 12. Mai. Noch am Abend der Schlacht wurde der Pfeifer gefangen, der zu Weinsperg aufgespielt hatte, und der Truchseß ließ ihn mit einer langen Kette an einen Baum binden, einen Kranz von Holz darum legen und so langsam verbrennen. Der Truchseß und die übrigen Edelleute trugen selbst Holz herbei und ergötzten sich an den Sprüngen und an dem Geheul des Gemarterten. Dann zog der Sieger nach Weinsperg, steckte die Stadt und alle umliegenden Dörfer in Brand und ließ den gefangenen Jäcklein Röhrbach verbrennen, wie den Pfeifer. Der würtembergische Landtag aber, der sich zu gnädig zu den Bauern herabgelassen hatte, wurde nun vom Truchseß um 36,000 Gulden bestraft.

Gleichzeitig erlitten die Bauern eben so schreckliche Niederlagen auf dem linken Rheinufer. Herzog Anton von Lothringen (Sohn René's II., Bruder Ludwigs, des s. g. Cardinals von Lothringen) war einer der ersten unter den Fürsten, welcher sich gegen die Bauern waffnete, und im Namen der Religion ein Glaubensheer gegen sie aufbrachte, das aber gerade aus den ruchlosesten Buben, nämlich aus den damals müßigen Söldnern bestand, die aus dem italienischen Kriege entlaufen waren. Dieses Heer begann seine Gräuel damit, daß es

Lupfenheim mit allen Einwohnern verbrannte. Ein Haufen von 30,000 Elsasser Bauern hatte den Bischof von Straßburg aus seinem Schloß Elsaß-Zabern vertrieben; dahin richtete Anton seinen fanatischen Zug; 6000 Bauern, die ihm begegneten, wurden nach einem verzweifelten ungleichen Kampfe geschlagen, die übrigen schloß Anton in Zabern ein. Unvermögend, sich hier zu halten, handelten die Bauern unter Asmus Gerber von Molsheim um freien Abzug. Sie erhielten ihn, und mußten dagegen ihre Waffen niederlegen. Als sie aber aus den Thoren zogen, fielen die beutelustigen Söldner über sie her, unter dem Vorwande, Ketzern und Aufrührern dürfe man das Wort nicht halten. Da wurden 18,000 wehrlose Bauern niedergestochen (17. Mai). Diese Schandthat empörte selbst die übrigen Fürsten, und sie weigerten sich, mit Anton gemeine Sache zu machen. Der Herzog ging also in sein Land zurück, aber 16,000 Bauern verrannten ihm bei Saarweiler den Paß, und er mußte sich mit einem Verlust von 900 Mann durch sie hindurchschlagen. 300 Gefangene ließ er enthaupten, eine Menge geraubter Mädchen durften die französischen Buben mit sich schleppen, deßgleichen 3000 Wagen voll Beute. —

Diese Niederlage ihrer Brüder entmuthigte auch die Bauern auf dem Schwarzwald. Unter Basler Vermittelung machten die, welche Freiburg belagert hatten, einen Vertrag mit Markgraf Philipp von Baden, dem auch die österreichische Regierung sich anschloß; allein auch sie wurden grausam bestraft.

Kurfürst Ludwig von der Pfalz hatte es bei seinem Vertrage mit den Bauern redlich gemeint; aber endlich gab er den Bitten seiner Umgebung nach, ließ Vasallen und Knechte zu Pferde sitzen, zog mit dem Kurfürsten von Trier und mit allen geflüchteten Bischöfen und Herren, und erhitzte sich sogar zu einem ihm sonst fremden Blutdurst. Sein Kriegsheer durfte die Dörfer, durch die es zog, auch wo er gar keinen Wider-

stand fand, plündern, und viele Gefangene ließ er hinrichten und zu Tod quälen. Bei Fürfeld vereinigte sich sein Heer mit dem des Truchseß, jetzt 12,000 Mann stark und in allem trefflich ausgerüstet. Und nun war die Losung: zum Entsatz von Würzburg!

Viel zu spät machten die fränkischen Bauern jetzt noch einen Versuch, ihre Sache auf diplomalischem Wege durchzuführen, indem sie einen fränkischen Landtag in Schweinfurt ausschrieben, von allen Ständen und Herren, die sich an sie angeschlossen hatten, beschicken ließen und am 26. Mai mit einem kräftigen Manifest eröffneten.

Umsonst machte jetzt Hippler den Bauern die bittersten Vorwürfe, daß sie seinem Rath nicht gefolgt, daß sie die Lanzknechte nicht für sich gewonnen hätten rc. Umsonst suchte er jetzt noch Ordnung zu erhalten. Es geschah nur das Verkehrte. Der helle Haufen Odenwalds und Neckarthals trennte sich im Angesicht des Feindes von dem fränkischen Haufen, nahm zwar die Miene an, als wolle er den Fürsten entgegenziehen, drehte aber bald wieder um, da er eine zu große Uebermacht vor sich sah. In der nächsten Nacht ritt Götz von Berlichingen heimlich davon und ließ sein Heer im Stich. In derselben Nacht (der 28. Mai) rückte der fränkische Haufen, 5000 Mann stark, heran, und sah bei Neckarsulm die Wachtfeuer der Fürsten, die sich keines Angriffs versahen. In diesem Augenblick hätte eine Vereinigung des Götzischen und des fränkischen Haufens, oder auch ein rascher Ueberfall des letztern allein die Fürsten vernichten können. Aber der Götzische Haufe war schon fern, um sich am andern Tage gänzlich zu zerstreuen, und der fränkische wagte nicht, allein anzugreifen, sondern kehrte um.

Am folgenden Tage hielt der Truchseß ein grausames Gericht in Neckarsulm, ließ 60 Bauern theils köpfen, theils sonst umbringen und acht Dörfer anzünden. Am 2. Juni stieß er

auf die erste feste Stellung der Bauern bei Königshofen. Sie hatten, unsinnigerweise wieder in offnem Felde, eine Wagenburg aufgeschlagen, als diese aber durch Kanonenkugeln aufgelöst war, und Metzler, der sich mit dem Rest der Seinen hier an die Franken angeschlossen hatte, das erste Beispiel der Flucht gab, hatten die Reiter wieder freies Spiel, die fliehenden Bauern zu Tausenden niederzustechen. Nur 3000 entrannen in ein Gehölz, wo man sich noch bis in die Nacht mörderisch schlug und wo noch lange nachher große Haufen menschlicher Gebeine im Walde gefunden wurden. Am längsten wehrten sich 300 tapfere Franken in einem Verhau und ergaben sich zuletzt, als ihnen Graf Wilhelm von Fürstenberg das Leben sicherte. Wie denn die Bauern alle ihre Verluste durch ihre Trennung selbst verschuldeten, so hatte auch zu dieser Niederlage vorzüglich die Abwesenheit des kriegserfahrnen Florian Geyer und seines schwarzen Haufens beigetragen. Geyer war eben bei Markgraf Casimir von Kulmbach, um mit diesem für den Schweinfurter Landtag zu unterhandeln, und der schwarze Haufe belagerte noch das Würzburger Schloß, vor dem er schon großen Verlust an den tapfersten Männern erlitten hatte. Geyer, in der Hoffnung, noch vor der Schlacht wieder bei dem Heere zu seyn, ritt die ganze Nacht, kam aber zu spät. Doch war noch nicht alles verloren. Im Heere der Fürsten brach eine große Meuterei aus. Die Lanzknechte, die bei Königshofen nicht mitgefochten, gleichwohl aber jetzt einen Schlachtsold verlangten, trotzten dem Truchseß und trennten sich sogar von ihm in Masse. Bevor aber noch zwischen ihnen und den Bauern eine Verabredung getroffen werden konnte, stürzte sich der Truchseß, der die Gefahr wohl erkannte, mit der ihm treu gebliebenen Reiterei dem Bauernheer entgegen, das Florian Geyer zum letzten Entscheidungskampf herbeiführte. Dieses Heer war nicht mehr zahlreich und schon durch so viele Nie-

derlagen entmuthigt. Es gab nach dem ersten Anprall die Flucht. Nur der Rest des schwarzen Haufens, 600 Mann mit dem tapfern Geyer hielten zusammen, wiesen in geschlossenem Viereck alle Angriffe ab und erreichten fechtend den Flecken Ingolstadt. Hier wurden sie nach verzweifelter Gegenwehr zum Theil in der Kirche verbrannt, zum Theil unter den Trümmern des alten Schlosses, in dem sie sich verschanzt hatten, begraben. Wie durch ein Wunder entkam Geyer mit einigen Andern im Dunkel der Nacht aus dem Schlosse, wurde aber wenige Tage nachher in der Nähe des Schlosses Limpurg von den Verfolgern ereilt und niedergestochen.

Nach diesem letzten Kampfe hörte aller Widerstand auf. Die Stadt Würzburg öffnete den Siegern ihre Thore, und der Truchseß hielt ein entsetzliches Blutgericht, indem er die gefangenen Bauern unter lautem Gelächter durch seinen „lustigen Knecht Hans" köpfen ließ; 19 Bürger, 36 Hauptleute der Bauern.

Die rheinischen Fürsten mußten indessen bald zurückkehren, da in ihrem Rücken der Aufstand abermals ausgebrochen war. Es gelang ihnen, die Bauern bei Pfeddersheim zu überwinden, noch 500 zu tödten und einen Frieden zu Stande zu bringen. Den aber der Kurfürst von Trier, treulos und grausam brach.

Markgraf Casimir von Brandenburg-Culmbach, zeichnete sich vor allen andern Fürsten durch seine raffinirte Grausamkeit gegen die Bauern aus. Der Aufruhr überzog auch sein Gebiet und das von Bamberg und Nürnberg. Bamberg wurde von den Bauern besetzt, es gelang aber den Bürgern, sie unter dem Vorwand einer Musterung vor die Stadt zu locken und ihnen dann die Stadt zu verschließen. Nachdem die Bamberger Bauern viele Schlösser und Klöster verbrannt, ließen sie sich durch Versprechungen beruhigen und

leisteten, gleich dem Bildhäuser Bunde, dem Bauernheer bei Würzburg keinen Beistand. Nürnberg benahm sich mit großer Klugheit. Es beschwichtigte die der Stadt zugehörigen Bauern durch Abschaffung der lästigen Abgaben, mit Ausnahme des uralten Zehnten; es benutzte den Anlaß, die katholische Geistlichkeit vollends zu entfernen oder lutherisch zu machen, die Klöster aufzuheben ꝛc., aber wahrte zugleich mit größter Strenge die Vorrechte des edeln Rathes, und zwei Bürger, die sich geäußert, man müsse gegen den Rath zusammenhalten, um das Umgeld abzuschaffen, wurden sogleich enthauptet. — Die Ruhe wäre hier hergestellt gewesen, wenn sich nicht von neuem die Bauern im Ries erhoben und die dort gebietenden Grafen von Oettingen mit Weib und Kind vertrieben hätten. Markgraf Casimir ergriff diesen Anlaß, um mit dem Truchseß in Bekämpfung der Bauern zu wetteifern, nachdem er sich hinreichend gerüstet hatte. Er überfiel sie bei Ostheim und stach ihrer 4000 nieder. Nun brach aber neue Empörung in seinem Rücken los. Die zahlreiche Bauerschaft des fruchtbaren Aischgrundes stand auf, und Casimir hielt es für räthlich, zu Neustadt mit ihnen zu unterhandeln. Man schloß einen Waffenstillstand ab, aber die Entscheidung bei Würzburg schlug auch hier alle Hoffnungen der Bauern nieder. Sie zogen von Mellrichstadt, wo ihr letztes Heer versammelt war, freiwillig ab, zerstreuten sich und gaben sich wehrlos der Rache preis. Casimir wüthete nun im Lande wie ein wilder Eber, hielt keine seiner Zusagen, brannte die Dörfer nieder und ergötzte sich daran, die Gefangenen aufs scheußlichste zu verstümmeln mit Fingerabschneiden, Augenausstechen, Brandmarken, lebendig Spießen und Braten. Noch länger ergötzte er sich an den Folterungen der Verdächtigen, die er zu Tausenden vernehmen und unermüdlich immer von neuem unter den entsetzlichsten Martern ausfragen ließ. Er brachte die Menschen in solche Verzweiflung, daß die Bauern-

buben ihn auf der Straße frugen: ob er denn alle Bauern tödten wolle? Dabei verfehlte er nicht, den Bauern alles von Geld und Geldeswerth wegzunehmen. Am meisten litten von ihm die Kissinger, denen er Verzeihung zugesagt, wo er aber 59 Bürgern die Augen ausstechen ließ, weil sie früher einmal gerufen haben sollen: wir wollen keinen Markgrafen mehr sehen.

Der Truchseß kam nun auch von Würzburg herbei und vereinigte sich mit Casimir in Bamberg, wo er, wie in Schweinfurt, abermals große Hinrichtungen verfügte. In Bamberg ließ er 12 Bürger köpfen und das Vermögen anderer, ohne Untersuchung, an die Ankläger vertheilen. Auch in Neustadt an der Aisch wurden 18 geköpft, 17 in Rotenburg, darunter der Prediger Deuschlin, später daselbst noch mehrere. Das war das Kriegs- und Standrecht. Nun kamen aber erst die alten vertriebenen Herren zurück und hielten eine Musterung ihrer Unterthanen, wobei noch hunderte von Köpfen springen mußten. Am unwürdigsten benahmen sich die geistlichen Fürsten. Der Bischof von Würzburg reiste, von Henkern begleitet, durch sein ganzes Bisthum und ließ unter seinen Augen 295 Menschen hinrichten. Auch der Deutschmeister ließ durch den Heidelberger Scharfrichter eine Menge seiner Unterthanen köpfen.

Als die Oberschwaben sahen, wie sehr man sie in den frühern Verheißungen getäuscht, ergriffen sie noch einmal unter Walther Bach und Kaspar Schnaiter die Waffen. Der siegreiche Truchseß lachte ihrer, verbrannte alle Dörfer im Thale bei Kempten, wurde aber von den Bauern, die auf den Bergen standen, eingeschlossen. Da kam ihm Georg von Frundsberg zu Hülfe, und bestach die Anführer der Bauern, die früher unter ihm gedient hatten, durch Ueberredung und Geld, daß sie ihre gute Stellung verließen und sich endlich gar zerstreuten.

Götz wurde zwei Jahre gefangen gehalten. Wendel Hippler starb im Kerker. Aber auch den grausamen Truchseß ereilte die Rache.

Zu gleicher Zeit, alles im Sommer 1525, war auch Thüringen in Aufruhr, doch hatte hier die Bauernempörung einen andern, mehr religiösen Charakter, als im Oberlande. Thomas Münzer trat als Prophet auf, und behauptete, wie Moses mit Gott selbst Unterhandlungen zu haben. Er wollte das Volk Gottes herstellen und predigte vollkommne Gleichheit der Rechte und des Besitzes unter allen Menschen.

Ganz Thüringen, das Eichsfeld, Erfurt, Gotha, Nordhausen, Eisenach, Altenburg, die Grafschaften Mansfeld und Stolberg wurden von seinem immer wachsenden Anhang überschwemmt, Klöster und Schlösser zerstört. Münzer proklamirte: die Christenheit soll gleich werden, und alle Fürsten, welche die Verbindniß nicht wollten annehmen, sollten vertrieben und todtgeschlagen werden. Der Graf Albrecht von Mansfeld nahm alles an, was die Bauern wollten. Graf Ernst von Mansfeld aber wehrte sich, erstach 200 Bauern und jagte die andern nach Frankenhausen, wo Münzer sein Hauptquartier genommen hatte. Unterdeß war auch Landgraf Philipp von Hessen gegen die Bauern aufgebrochen, hatte sie bei Fulda geschlagen, sich aber begnügt, wenige enthaupten und 1500 Gefangene nur zur Erinnerung drei Tage lang im Schloßgraben hungern zu lassen. Dann zog er dem Grafen Ernst zu Hülfe vor Frankenhausen. Auch Herzog Georg rüstete sich und ließ in Leipzig acht Anhänger Münzers enthaupten. Kurfürst Johann von Sachsen, der unterdeß die altenburger Bauern unterworfen, vereinigte sich mit ihm und beide zogen dem Hessen und Mansfelder zu. Diese gesammte Macht erschien vor Frankenhausen. Münzer führte seine Bauern heraus, und auf beiden Seiten hielten die Feldherren denkwürdige Reden an ihre Heere. Thomas Münzer sprach: „Was sind die Fürsten? Sie sind nichts als Tyrannen, schinden die Leute, unser Blut und Schweiß verthun sie mit Hofführen, mit unnützer Pracht, mit Huren und

Buben. Gott hat geboten, ein König soll das Gesetzbuch in den Händen tragen. Was thun aber unsere Fürsten? Sie nehmen sich des Regiments nicht an, hören die armen Leute nicht, sprechen nicht Recht, halten die Straßen nicht rein, wehren nicht Mord und Raub, strafen keinen Frevel und Muthwillen, schaffen nicht, daß die Jugend recht erzogen werde, fördern nicht den Gottesdienst, so doch um solcher Ursach willen Gott die Obrigkeit eingesetzt hat, sondern verderben allein die Armen je mehr und mehr mit neuen Beschwerden, verderben Land und Leute mit unnöthigen Kriegen. Dazu wollen sie die gräuliche Abgötterei, den falschen Gottesdienst der Pfaffen und Mönche vertheidigen. Darum seyd getrost und thut Gott den Dienst und vertilgt diese untüchtige Obrigkeit." Er ermuthigte die Seinen, Gott habe ihm den Sieg verkündet, er wolle alle Kugeln der Feinde in seinen Aermeln auffangen. Zufällig zeigte sich unmittelbar vor der Schlacht ein schöner Regenbogen. Münzer wies darauf hin, als auf ein Zeichen, das ihm der Himmel selber gäbe. Aber die einfältigen Bauern vertrauten gar zu viel auf die Hülfe von oben, und wurden, während sie glaubten, daß Gott für sie streite und die Hände zum Gebet falteten, von den heranstürmenden Feinden niedergehauen; 5000 blieben todt. Frankenhausen wurde erobert und geplündert, und noch 300 Gefangenen der Kopf abgeschlagen.

Münzer versteckte sich auf einem Heuboden. Zufällig entdeckte ein Soldat, der auf den Boden kam, seine Brieftasche, kam auf seine Spur und nahm ihn gefangen. Herzog Georg von Sachsen, der auch zu den Fürsten gestoßen war, ließ ihn foltern. Dann nahm ihn Graf Ernst mit nach Mansfeld und ließ ihn wieder aufs grausamste foltern, um Geständnisse von ihm zu erpressen. Endlich erzeigte man ihm nebst 26 Anderen die Wohlthat der Hinrichtung. Noch vom Schaffot herab ermahnte er die Fürsten, fleißig die Bücher Samuelis und der Könige zu lesen und sich darin zu spiegeln. In Mühlhausen

wehrte sich Münzers eifriger Anhänger Pfeiffer, mit großer Tapferkeit und entfloh, als die Stadt endlich mit Sturm genommen wurde; man holte ihn aber ein und schlug ihm mit noch hundert anderen Gefangenen den Kopf ab. Aehnliche Hinrichtungen erfolgten jetzt überall, so weit Münzers Anhang sich verbreitet; in Langensalza wurden 40, in Sangerhausen 12, in Leipzig acht und mehrere auch in Eisenach, Aschersleben ꝛc. enthauptet.

Der Bauernaufruhr breitete sich auch nach Südosten aus. Schon 1523 erregten die Bürger von Salzburg einen großen Aufruhr gegen ihren Erzbischof Matthäus Lang. Dieser floh, kam aber geharnischt zu Roß mit einem österreichischen Kriegsheer zurück, das er in Tirol aufgeboten, und stellte die Ruhe her. Als er aber 1525 den Priester Matthäus, der die lutherische Lehre in den Bergen verkündete, auf ein Pferd mit Ketten schmieden ließ, rief ein junger Bursche, Namens Stökl, die Bauern auf und befreite den Priester, wurde jedoch von des Erzbischofs Knechten ergriffen und enthauptet. Da schwur sein Bruder, ihn zu rächen, und in alle Thäler erging das Aufgebot. Viele tausend Bauern sammelten sich zu Golling, wählten Weitmoser zum Hauptmann, zogen nach Salzburg, zerstörten alle bischöflichen Häuser und belagerten den Erzbischof in seiner Burg. Der Aufruhr verbreitete sich auch über Steyermark, Kärnthen und einen Theil von Tirol. Graf Siegmund von Dietrichstein wurde vom Erzherzog Ferdinand mit einem kleinen Söldnerheer abgeschickt, um die Ruhe herzustellen. Allein bei Goiß wollten seine Lanzknechte den Bauern nicht Stand halten. Er mußte sich zurückziehen und gerieth in einem engen Felsthal in den Hinterhalt der Bauern, die ihn mit einem Regen von schweren Steinen überschütteten. Er selbst erhielt mehrere Wunden. Doch kam er mit Verstärkungen, besonders mit Husaren zurück, die im Gebirge aufs grausamste sengten und

brennten. Die Bergstadt Schladming, berühmt durch ihre Erzgrube, nahm ihn ein. Als er aber sammt seinem Heer in der Trunkenheit dalag, mitten in der Nacht, stürmten die Bauern, von Michael Gruber angeführt, von allen Seiten herein und erschlugen 3000 Mann; 32 Edelleute wurden enthauptet, Dietrichstein gefangen. — Auch im Bisthum Brixen loderte der Aufruhr in hellen Flammen; die Bauern, angeführt von einem Schreiber des Bischofs, Michael Geismayr, zerstörten die Häuser der Geistlichen, auch das Haus des deutschen Ordens in Botzen. In den Zuschriften an den Erzherzog Ferdinand verlangten die Bauern vor allem Religionsfreiheit, das lautere Wort Gottes. Von Erleichterung der Lasten war hier weniger die Rede, weil in Tirol die Bauern von Alters her freier waren. Doch verlangte man stürmisch die Verbannung des Gabriel von Salamanca, eines äußerst verhaßten Fremden, dem der Erzherzog als seinem vertrauten Rath in der Verwaltung der Gebirgslande freie Hand gelassen. Derselbe wurde wirklich von seinem Amt entfernt.

Ferdinand benahm sich vorsichtig, suchte die Bauern zuerst durch gütliche Zureden zu beruhigen und schickte ihnen den tapfern Georg von Frundsberg, den Abgott der Lanzknechte zu, der mit Kraft und Ernst, aber zugleich auch mit Milde verfuhr, und namentlich dem Aufruhr in Salzburg durch einen Vergleich ein Ende machte. Auch Ludwig von Bayern half dabei. Der Graf Niclas von Salm aber, der ein drittes Heer herbeiführte, wollte von Vergleichen nichts wissen, sondern übte die schrecklichste Rache, steckte unter andern Schladming in Brand und jagte alle Einwohner, welche flüchten wollten, wieder zurück, daß sie mit verbrennen mußten. Nun erhoben sich aber die Pinzgauer von neuem unter Michael Geismayr, der ihnen sogar einige Fähnlein (mit venetianischem Gelde geworbener) Lanzknechte zuführte. Dieser siegte in zwei Schlach-

ten bei Kuchl über den schwäbischen Bund und an den Radstädter Tauern über die Oesterreicher. Als aber Graf Salm neue Verstärkungen herbeiführte, erlagen sie bei Radstadt. Geismayr setzte sich noch einmal bei Brandek, wurde aber von Georg von Frundsberg geschlagen, floh mit einer auserlesenen Schaar über die Gebirge, trat in die Dienste Venedigs und wurde später in Padua erstochen. Die Rache war schrecklich. Burkhardt von Ems ließ im Pinzgau brennen und morden, die Kinder mit den Worten „lutherische Hunde" in die Flammen werfen. Auch im westlichen Tirol hatten sich die Bauern zusammengerottet und ein Kloster in Meran geplündert.

So endete der furchtbare Bauernkrieg, in dem über 100,000 Bauern zu Grunde gingen und der sie in noch härtere Knechtschaft brachte als zuvor.

Staatliche Bibliothek
Regensburg

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schleiermacher, Friedrich,

Anthologie aus den Werken

Hildburghausen [u.a.] [ca. 1850]

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Germ.3949(75
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11300255-1